



# DIE GEMSE.

---

EIN MONOGRAFISCHER

BEITRAG ZUR JAGDZOOLOGIE

VON

F. C. KELLER



KLAGENFURT

VERLAGSBUCHHANDLUNG JOH. LEON SEN.

1887

**I 11839**

*Nr. 3 Nr. 308/1942*

**Museum  
des Reichsgaues Oberdonau  
Linz a. d. D.  
Museumsstraße 14**

## Vorwort.

Die Liebe zur Natur und den von ihr hervorgebrachten Bildungen kann man gewissermassen als einen Charakterzug unseres mitunter etwas eigenthümlich zusammengesetzten Zeitgeistes bezeichnen. Die Literatur über diese Zweige, im Laufe weniger Jahrzehnte riesenhaft angewachsen, könnte als Beleg hiefür angeführt werden. Vor allem ist es die Naturgeschichte der Thiere, welche sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreut. In diesem Wissenszweige hat der Menscheng Geist grossartige Triumphe gefeiert, seitdem er sich losgerissen von der gedankenlosen Nachbeterei und damit begonnen hat, das Forschungsfeld aus der engen Stube voll staubiger Folianten in die freie Natur zu verlegen, aus ihrem Werden und Wachsen die Gesetze zu enträthseln, nach welchen das entstanden ist, was wir um uns erblicken und welche noch beständig fortwirkend, ihre zeugende Kraft vor unseren Augen offenbaren.

Gar manches Geheimnis hat der Menschengeist der Allmutter Natur schon abgelauscht, aber je mehr er erfahren, um so mehr ist sein Drang nach tieferer Erkenntnis gewachsen. Tadeln wir ihn nicht, diesen Zug unserer Zeit, er ist ohne Zweifel der sanfteste, schönste, sein Ton der angenehmste, der in das tolle Gewirre und Gesurre der complicirten Mechanik des XIX. Jahrhunderts hereinschlägt.

Nur in der freien Natur und ihrer Betrachtung kann heutzutage die Seele sich selbst wiederfinden; in dem bunten Getriebe des Alltagslebens mit seinem ewigen Rennen und Jagen nach materiellen Gütern und Genüssen findet sich keine Zeit dazu. Die Natur ist uns wieder ein stiller, heiliger Tempel geworden, nach dem wir pilgern, in dem wir neues Leben und frische Thatkraft schöpfen, wenn uns das Gefühl der Maschinenmässigkeit zu erdrücken droht. Und wo finden wir sie auch besser, reiner, die Erfrischung des Herzens und Stärkung des Körpers, als gerade in der ewig frei nur nach den eigenen Gesetzen schaffenden Natur?

Glücklich Jeder, der sich aus dem allgemeinen Strudel noch einen frischen Natursinn gerettet, denn er hat an ihm einen prächtigen Talisman, ein unbezahlbares Gut, eine unerschöpfliche Quelle nie versiegenden reinsten Genusses. Mit Recht sagt von Dombrowski in seinem gemüthlichen „Splitter“: „Das Leben in freier Natur erschliesst dem klaren Auge und der empfänglichen Seele Genüsse, deren ursprüngliche Eigenart sich ebensowohl einer Vorstellung als auch nachher einer treuen Schilderung entzieht.

Es entsteht ein eigenthümliches Zusammenklingen und Verweben der Umgebung mit unserer Stimmung; wir erlauschen vom rauschenden Laube, von den flüsternden Halmen Ungeahntes — Undefinirbares. Himmel und Erde spiegeln sich im Denken und Empfinden und tiefe, freie Athemzüge heben die Brust, entlastend und beglückend!“

Tausende haben gewiss mit mir die Wahrheit dieser Worte erfahren, haben sie gefühlt in des Herzens tiefster Tiefe. Soll es uns da wundern, wenn man die Natur mit ihren tausendfältigen Freuden lieben lernt mit allen Fiebern eines warmen Herzens? Ist es ein Wunder, wenn man sich interessirt für Alles, was diese unsere Wohlthäterin hervorbringt?

Je nach der individuellen Veranlagung fühlt sich der Eine mehr zu diesem, der Andere mehr zu jenem Zweige der Naturwissenschaften hingezogen. Gross ist die Zahl derjenigen, welche besonders dem Thierreiche ihre Aufmerksamkeit widmen, die Thiere gerne in ihrem Freileben belauschen und sich an ihrem Thun und Treiben ergötzen. Wem es an Zeit mangelt, diesem Vergnügen hinreichend zu huldigen, der greift in einer ruhigen Muestunde wenigstens nach einem entsprechenden Buche, um sich mit seiner Phantasie ein Stückchen freien Naturlebens in sein stilles Heim zu zaubern, sich Kenntnisse über Vorgänge zu verschaffen, die er selbst nicht zu erlauschen vermag. Dabei hat jeder Mensch so ein Geschöpf, an dem er mit besonderer Vorliebe hängt, für das er sich vorwiegend interessirt, während ihn andere nicht so zu fesseln vermögen. Diese Eigen-

thümlichkeit der Menschen hat in neuester Zeit einen eigenen Literaturzweig hervorgerufen, der sich bestrebt, statt von dem Vielen Vieles, nur von Einem alles Bekannte zu bieten. Ich meine die Thiermonographien, wie sie in hervorragender Vollendung besonders von dem Meister mit Büchse und Feder, Raoul R. v. Dombrowski, geschaffen worden sind.

Solch monographische Bearbeitungen bieten für den Waidmann und Naturfreund gleich hohes Interesse. Die allgemeine Naturgeschichte vermag nur gedrängte Skizzen zu bieten, weil bei einem selbst noch so ausgedehnten Werke der Raum ein tiefes Eindringen in die Lebensweise und Eigenarten der Thiercharakteristik nicht erlaubt. Diese Aufgabe bleibt der Monographie vorbehalten.

Bis jetzt ist eine monographische Bearbeitung der herrlichen Antilope, der Gemse, wohl mehrfach angeregt, aber noch nicht ausgeführt worden. Nach langem Zögern erst, habe auch ich dem Zureden zahlreicher Freunde nachgegeben und im vorliegenden Buche meine Beobachtungen und Erfahrungen über das Gemswild niedergelegt.

Möge das Buch von jenem Geiste aufgenommen werden, der es dictirt hat!

Die Liebe zu diesem Wilde und jene zu der imposanten Grossartigkeit der Natur unserer Alpen haben fast den gleichen Antheil an der Entstehung dieses monographischen Beitrages zur Jagdzooologie.

Wer die königliche Gemse nur jagt, um eine schöne Decke, ein Stück köstliches Wildpret zu profitiren oder ein Krikelpaar zum Schmucke

seines Zimmers zu erhalten, für den wurde vorliegendes Buch nicht geschrieben, denn er ist weder ein Jäger noch ein Naturfreund.

Der köstliche Genuss für den Gamsenjäger besteht darin, dass er mit jedem Pürschgange genaue Beobachtungen dieses hochintelligenten Alpenwildes vereint und die Schönheit der Natur, mit reichem Füllhorn überall ausgegossen, auf sein ganzes Wesen einwirken lässt. Nicht schnöde Geldgier oder Feindschaft zu Wild und Natur, sondern die Liebe zu diesen Beiden muss die Büchse führen, wenn sie in der rechten Hand sich befinden soll. Diese Liebe, die den Jäger befähigt, die beschwerlichsten Touren auszuführen, Tag und Nacht um sein Wild besorgt zu sein, für dessen Wohlbefinden selbst Geldopfer nicht zu scheuen, schliesst ja eine Nutzung innerhalb gewisser Grenzen nicht aus, ist im Gegentheil nur dazu angethan, dieselbe um ein Bedeutendes zu mehren. Mit der Kenntnis des Gemswildes wächst aber auch unbedingt die Liebe zu demselben, und diese ist das beste Arcanum gegen das — Handwerkerthum. Ein frischer, freier Geist muss den Jäger beseelen, mit offenem Auge und gesundem Herzen soll er in die Regionen eintreten, in denen ihm Schritt um Schritt der Schöpfung schönste Wunder umgeben. Nicht elender Profit, nicht karger Lebensunterhalt darf die Triebfeder sein, welche den Jäger auf der Berge Höhen bringt; ein solcher würde ewig nur ein Handwerker, ein Miethling bleiben, sein gezwungenes Mühen nie von dem richtigen Erfolge begleitet sein.

Das Handwerkerthum ist es, das ich vertreiben

möchte, dort, wo es noch vegetirt, um an dessen Stelle wahre Lust und Freude, freien Natursinn und echte, tapfere Männlichkeit zu pflanzen. Die geheiligten Hallen des rauschenden Hochwaldes, die Grossartigkeit der Alpenregion, sie sind wahrlich so erhaben, dass der Eintritt nur dem ganzen Manne ziemt. Des kleinen Menschen schnöde Habsucht wäre hier eine Entheiligung, eine Blasphemie!

Dies sind die Grundgedanken, welche mich bei der Abfassung vorliegender Arbeit hauptsächlich geleitet haben. Ich wage zu hoffen, dass ich damit nicht allein stehe, dass noch viele wackere Waidmänner mit mir den Wunsch hegen, dass das edle Waidwerk nur geübt werde, beseelt von echtem Waidmannsgeist.

Möge dieser sich mehren, seine Schwingen entfalten und segenbringend niederfächeln, auch dort, wo bis jetzt noch zu Zeiten Diana ihr Auge verhüllte und St. Hubertus grollend niedersah!

Allen aber, die mit echtem, rechtem Jägersinn hoch droben auf des Berges luftigen Zinnen das edle Waidwerk üben, denen dröhne mit des Echos Donnerstimme von Fels zu Fels ein kräftig

Waidmannsheil!

Mauthen, am St. Hubertustage 1884.

**Der Verfasser.**

Koa' lustigers Leben meinoad  
 Als Jaagern in' Berg umanand,  
 Is der Weg nacha schmal oder broat  
 Geht a' Grabn her oder a Wand,  
 Dees is mir aa' Ding  
 Und bal's no' grad Gambsein gnua geit  
 Acht i' Alles gar g'ring!

Heruntn leicht Jager d'erfragst  
 Auf Henna und Hasn und F'ux,  
 Wo drob'n aber 's Edelweiss wachst,  
 Da taugn die mehrern nix.  
 Aber i' bi' dabei,  
 Denn „wie höher wie lieber“ dees is  
 Mei Spruch allewei!

Sichst'n steh', wier er hofft, wier er schaugt,  
 Wie der Teufi so schwarz und so wild,  
 A' sella Bock is's, der ma' taugt  
 Und i' trau mir aa', das er's verspielt,  
 Denn a so oder so  
 Und steiget er eini in d' Höll  
 I' krieg'n halt do!

Schöni Graanln a' Ringei wohl ziern  
 Und's g'freut mi und g'fällt mir a guat,  
 Wann der Spielho' sei' Schaar muss verliern  
 Und wann i' mir's steck auf'n Huat,  
 Aber bring i' mir z'wegn  
 An' wachle'dn Gambsbart, verstehst,  
 Da is Alles nix dagegn!



I. THEIL

NATURGESCHICHTE DER GEMSE.

---



I.

BESCHREIBUNG DER GEMSE.

Jedem Himmelsstriche, jeder Höhenzone hat der Natur allmächtig Walten seine eigenen charakteristischen Thiergestalten gegeben. Wie der Löwe und die leichtfüssige Giraffe ihre Wohnung auswählt in blühenden Oasen, deren Rand des Samums Glühen und des Flugsands Wellen kränzen, der Elephant in des schwarzen Erdtheils Mitte durch lianenverhängte Wälder bricht, das Krokodil im heissen Sande des heiligen Niles seinen Schuppenpanzer sonnt, die Gazelle durch des glühenden Südens heisse Steppen eilt, die wilde Tigerkatze in der Prairien hohem Röhricht lauert, jedes seinen Theil sich suchend, wo er am leichtesten zu haschen ist, so hat auch des Nordens kältere Natur ihr Gebiet bevölkert mit Gestalten, die entsprechend sind des Bodens eigener Gestalt, die abgehärtet sind für der Lüfte schneidend Wehen. Selbst hinauf zu der Alpen höchsten Zinnen, die

pfeifend kalter Wind umbraust, wo graue Flächen verwitterten Gesteins nur liegen, und sparsam des Grases nickend Hälmlein sprosst, selbst da hinauf, die öde Einsamkeit belebend, ist in unsern Breiten noch ein Thier gesetzt. Die Gemse ist's, die einer dunkeln Silhouette gleich, dort an des Felsens schärfsten Grathen klimmt. Sahst du wohl je ein reizend schön'res Bild?

Grünende Hochwiesen schlingen sich wie ein mit tausend leuchtenden Blumen durchwirktes Band um der Alpe Riesenleib, dessen Fuss des Thales Flüsse kühlen, und dessen Haupt des ewigen Eises kalter Firn bedeckt. Grau Gestein, vom Alter morsch, von der Wassertröpflein unscheinbarer Kraft durchrissen, sieht es nicht aus, wie der Sage Riesen strupper Bart! Grath an Grath zweigt weit und breit sich ab, dazwischen mächtige Rillen furchend, durch die des Wildbachs Tosen oder der Lawinen Donner grollt. Zinken, Hörner, Spitzen, Zacken starren in die blauen Lüfte, von ihren Schultern abwärts jäh sich senkend zu unersteigbar glatter Felsenwand. Wie ein zartes Band sich durch die Busenkrause zieht, so umschlingen schmale Rahmen leuchtend grün den Bergkoloss. Spärlich nährend, wurzelt in hoher Felswand Mitte vereinzelt noch ein grüner Strauch, den er zu lebensvollerer Zierde sich noch in das Knopfloch wand. Weite Thäler, grüne Auen, blaue Seen, weites Land, sie liegen tief da drunten, und kein Ton von ihrem Treiben schlägt mehr an unser Ohr. Höchstens, dass kreisend hoch zu Häupten ein Aar im Sonnenflug sich übt, sein greller Schrei sich mit des Raben Krächzen und der Steine Klänge unter uns sich mischt.

Da ist das Gebiet, wo die Gemse meist sich findet, wo sie sich ein luftiges Heim erkor. In kleineren oder grösseren Rudeln streifen diese Felsenziegen entweder durch die obersten Waldgürtel, der einsamsten Hochthäler würzige Matten oder jagen im sausenden Galopp die höchsten Bergeskämme entlang. Wie zierliche Decorationen stehen sie oft auf stumpfen Felsenkegeln, stolz, kühn und frei, als wären sie sich bewusst, dass ihre Erscheinung allein es noch ist, die Leben und reizenden Wechsel zwischen die erstarrten Gebilde bringt.

Wer je einmal in den Alpen gewandert, der erinnert sich gewiss noch mit Vergnügen an die flüchtigen Alpenantilopen, die in neckischem Spiele sich an den Hängen der Alpenmatten getummelt oder unter den Klängen des losen Gesteins den luftigen Höhen in kühnen Fluchten zugeeilt sind. Und erst der Waidmann, der einmal mit seiner weittragenden Büchse hinaufgewandert ist zu einer Pürsche auf diese flüchtigen Alpenbewohner, dem es gelungen ist, mit einem Meisterschusse die sprunggewandte Antilope zu strecken, der wird das Bild nimmer vergessen. Wieder und immer wieder wird es ihn hinaufziehen, ihn anspornen, alle Mühen und Schwierigkeiten zu überwinden, um die köstliche Beute zu erlangen. Für den Naturfreund, wie für den Jäger bildet sie ein Stück jener verkörperten Poesie, die unsere Alpen wie mit einem magischen Schimmer umkleidet, ihnen einen tief zu Herzen dringenden unaussprechlichen Reiz verleiht.

Nicht immer jedoch ist die Gemse dasselbe

anmuthende Thier. Ob sie sich im Bewusstsein vollkommenster Sicherheit an einem Platze herumtreibt, oder ob sie, eine Gefahr ahnend, dieselbe zu entdecken sucht und dann im rasendsten Galopp einem fast unzugänglichen Felseinstande zueilt, da zeigt ihr ganzes Äussere, jede ihrer Bewegungen ein so verschiedenartiges Bild, dass man fast glauben möchte, nicht ein und dasselbe Wild vor sich zu haben. Im einen Falle zeigt sie eine grosse Ähnlichkeit mit der Bergziege, im andern hat ihr Bild mit derselben kaum noch etwas gemein. Für eine im sausenden Fluge dahineilende Gemse liefert die bewegliche, lascive Bergziege nur ein äusserst mattes, sehr wenig zutreffendes Bild.

Unsere Gemse (*Capella rupicapra*, Antilope *rupicapra*) gehört zu den Antilopen und repräsentirt in unseren Breiten die einzige Art ihrer Sippe. Sie erreicht ungefähr die Grösse einer Ziege und wird 70 bis 80 Centimeter hoch. Am Kreuze ist jedoch ihre Höhe um 4 bis 6 Centimeter grösser als am Widerrist. Die durchschnittliche Länge schwankt zwischen 95 und 110 Centimeter, obwohl auch Stücke vorkommen, welche 120 bis 125 Centimeter Länge aufweisen. Dies gehört jedoch in den österreichischen Alpen, wenn auch nicht zu den äussersten Seltenheiten, so doch mehr zu den Ausnahmen als zu der Regel. Der stärkste Bock, den ich zu Gesicht bekam, wies bei einer Höhe von 86 Centimeter eine Länge von 134 Centimeter auf. Ich habe zwar schon öfter von einer noch grösseren Länge und Höhe sprechen gehört, hatte aber nicht Gelegenheit, mich selbst von der Richtigkeit dieser Angaben zu überzeugen.

Bei dieser durchschnittlichen Stärke erreicht der gute Bock ein Gewicht von 30 bis 35 Kilogramm. Böcke, welche 40 Kilogramm und darüber wiegen, werden schon als Capitalböcke bezeichnet und stehen jedenfalls in der Minderzahl. Ein Gemsbock, den ich vor mehreren Jahren auf der sogenannten Canisfluh im Bregenzerwalde auf der Pürsche in der besten Zeit erlegte, wog aufgebrochen 46·8 Kilogramm. Die dortigen Jäger wollten den capitalen Burschen schon an die zwanzig Jahre kennen, ohne dass es ihnen je geglückt wäre, denselben schussgerecht vors Rohr zu bringen. Die Gemsgaisen sind in der Regel 8 bis 10 Percent leichter. Vereinzelte Geltgaisen wurden jedoch auch schon erlegt, die im Gewichte einem guten Bocke kaum nennenswerth nachstanden. Die Kitze erreichen ein Gewicht von 8 bis 10 Kilogramm. Sind zwei Kitze bei einer Gais und die Äsungsverhältnisse nicht äusserst günstig, bleiben sie in den meisten Fällen unter diesem Gewichte, während einzelne, die allein bei der Gais, in ruhigen Terrainen und günstigen Äsungsverhältnissen stehen, dieses Gewicht nicht selten übersteigen.

In dem Kleide der Gemse herrscht im allgemeinen die braune Farbe in verschiedenen lichterem Abstufungen vor. Die Behaarung ist dicht, grob und derb und erreicht eine Länge von höchstens drei Centimeter. Nur an einzelnen Körperstellen werden kleine Partien etwas länger. Das Haar ist an der Wurzel dunkelgrau, tönt sich aber gegen die Spitze bis ins Braune oder rostfarbene ab. Im Frühlinge zeigt die Gemse im allgemeinen ein liches Braungelb, das bis in den Sommer hinein

allmählig in die Rehfarbe übergeht. Diese röthlichbraune Farbe geht gegen die Unterseite zu immer mehr in ein helles Rothgelb über. Längs des ganzen Rückens zieht sich ein schön schwarzer Streif, der sogenannte Aalstreif, der sich am Oberhalse allmählig mehr schwärzlich abtönt, verbreitert und dann über die Luser oder Loser hin, über die Lichter abwärts bis zum Windfang als dunkler, von der übrigen fahlen Kopffärbung sich scharf abhebender Längsstreif verläuft. Nasenrücken, Unterkiefer und Kehle sind fahlgelb; gegen die Brust hin wird die Farbe wieder dunkler, ebenso an der Aussenseite der Keulen, während deren innere Seite in lichterem Abstufungen in die Farbe der Unterseite unvermerkt übergeht. Auf der Hinterseite verläuft eine weissgelbe Schattirung. Die Blume (Schwanz) ist ungefähr 8 Centimeter lang, oben schwarz, unten fahlbraun gefärbt. Über den Winkeln der Lichter, am Windfang und Oberlippe stehen ausserdem noch hellere rothgelbe Flecken.

Von dem vorstehend beschriebenen Sommerkleide unterscheidet sich das Winterkleid ganz bedeutend. Schon mit Eintritt des Herbstes macht sich langsam eine dunklere Färbung geltend und mit Eintritt des Winters ist das Kleid schon dunkelbraun oder glänzend braunschwarz, bei einzelnen Exemplaren sogar kohlschwarz. Die Unterseite ist heller, beinahe schmutzig weiss. Die Längsbinden vom Windfang über die Lichter sind dunkler als im Sommer, nahezu satt schwarzbraun. Die Läufe mit den schwarzen Schalen sind gelblichweiss und verliert sich diese Färbung in verschwommenen Schattirungen nach oben zu in die dunklere Grundfarbe des Körpers.

Der Färbungswechsel ist bei der Gemse kein so schneller als bei manchem anderen Thiere. Sowohl die ausgesprochenste Sommer- als Winterfärbung dauert nur kurze Zeit und geht schon nach wenig Wochen in andere dunklere oder lichte Farbtöne über. Junge Gemen sind in der Regel lichter als die Alten gefärbt und tragen oft noch das Herbstkleid, wenn sich alte Böcke schon in den dunkeln Winterflaus gehüllt haben und mit wallendem „Gemsbarte“ einherziehen. Die Winterhaare sind nahezu dreimal so lang als die Sommerhaare. Die grösste Länge erreicht ein Streifen längs des Rückengrates. Da bilden die Haare oft eine förmliche wallende Mähne von 20 bis 23 Centimeter Länge. Dies ist der bekannte „Gemsbart“, der heissersehnte Hutschmuck des Alpensohnes, um dessen willen er nicht selten zum Diebe, zum Wilderer, ja selbst zum verwegenen Verbrecher wird. Die Haare des Gemsbartes sind dunkel glänzend, an den Spitzen licht „angereimelt“ oder „bereift“. Je länger der Gemsbart und je deutlicher, breiter sein „Reif“ sich abhebt, umso kostbarer ist derselbe. Schöne Stücke werden mit 10 bis 20 Gulden und noch höher bezahlt.

Bei dem Gemsbarte ist eine noch nicht allgemein bekannte, sehr interessante Eigenschaft erwähnenswert.

Die Behaarung der Gemse besitzt einen ziemlich hohen Grad von Elektrizität, der jene des Pferdes jedenfalls übertrifft. Die Haare des Gemsbartes besitzen diese Eigenschaft in erhöhtem Masse, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man einen solchen zwischen den Fingern, noch

besser aber zwischen einem Seidentuche streicht. Die abstossende Kraft treibt sodann die einzelnen Haare sehr rasch auseinander. Als besonders interessant aber möge hervorgehoben sein, dass der Gamsbart positiv elektrisch wird, wenn derselbe von der Wurzel gegen die Spitze gestrichen wird, sich aber negativ elektrisch zeigt, wenn der Strich von der Spitze gegen die Wurzel, also umgekehrt erfolgt. Ein in einem Bucho in trockenem Locale aufbewahrter Gamsbart behält diese Eigenschaft mehrere Jahre, während er sie allmählig verliert, wenn er am Hute getragen und so den Einwirkungen von Sonne, Luft, Regen etc. ausgesetzt wird. Bekannt ist, dass der Gamsbart um so schneller verblasst und seinen Glanz verliert, je mehr er den klimatischen und tellurischen Einflüssen ausgesetzt ist.

Ausnahmsweise findet man bei der Gemse auch lichtere Varietäten, weissgelbe, gefleckte oder wohl auch ganz weisse. Die sogenannten Albinos haben statt der dunkeln, ausdrucksvoll glänzenden Lichter solche, welche mehr oder weniger tief intensiv roth glänzen. Solche Farbenabweichungen sind sehr selten und scheinen nur eine Laune der Natur zu sein. Bei einer nahezu ganz weissen Gemsgais in den Tauern beobachtete man, dass sie zwei ganz normal gefärbte Kitzchen führte. Eine Vererbung des abnormen Haarkleides wurde bis jetzt nicht constatirt und spricht schon die Seltenheit des Vorkommens dagegen. Wäre eine Vererbungsfähigkeit vorhanden, so könnten solch abnorme Färbungen nicht ganz so selten sein und müssten namentlich in den bestimmten Stand-

revieren öfter vorkommen. Eine Lösung dieser Frage dürfte übrigens in nicht allzu ferner Zeit möglich sein. In der Schweiz haben sich nämlich mehrere weisse Gemsen gezeigt, und der eidgenössische Bundesrath hat den Abschuss derselben strengstens verboten. Längere Beobachtungen könnten da zu einer Lösung dieser Frage führen. Es dauert oft lange Zeit, ehe man vernimmt, dass da oder dort eine weisse oder überhaupt abnorm gefärbte Gemse erlegt worden sei. In der neuesten Zeit (1883) haben wir einen Fall aus Tirol zu verzeichnen. In dem sogenannten „Ebbser-Kaiser“ schoss nämlich Herr Notar Carl Sanvihco aus Kufstein einen starken Gemsbock, welcher rein weisse Hinterläufe und eben solche Schalen besass, am übrigen Körper aber normal gefärbt war.

Allgemein bekannt sind die weissen Gemsen, die in Tegernsee (1846), Hohenschwangau (1857) und Saalfelden (1878) erlegt wurden.

Ein weisser Gemsbock wurde ferner im Herbste 1884 in dem Graf Lamberg'schen Reviere Seekar-Sinhub beobachtet und soll aus dem Graf Karoly'schen Revier Tweng eingewechselt sein.

Der in der Graf Arco'schen Sammlung befindliche weisse Gemsbock hat insofern ein besonderes Interesse, weil seine Krikeln auf der rückwärtigen Seite völlig gelblichweiss sind, während die Vorderseite normal schwarz ist.

Im Jahre 1884 wurde auch in der Umgegend von Chur eine weisse Gemse beobachtet. Wie bereits früher bemerkt, haben sich auch mehrere derselben in den Banngebieten gezeigt.

In einzelnen Gebirgszügen findet man auch vereinzelt eine schwarze Abart, welche Kohlgemse genannt wird. Dieselbe ist überall dunkel schwarzgrau, sogar ganz schwarz bis auf den einzigen lichten Streif, der von den Krikeln bis zum Windfang zieht. Diese Farbenvarietät ist bis jetzt vorwiegend in den Gasteiner Revieren und in der Gegend des Gross-Arl beobachtet worden.

Bezüglich des Körperbaues präsentirt sich die Gemse kräftig, gewandt, angemessen den Steinvüsten, die sie oft zu durchheilen hat. Der ganze Körper ist überaus kräftig, mehr gedrunken als schlank. Der Hals ist nicht sonderlich stark und so gebaut, dass ihn das sichernde Thier zu einer ganz namhaften Länge auszurecken vermag. Die Halswirbel gestatten eine solche Drehung, dass das Thier über den Rücken zurückäugen kann, ohne sich im mindesten anzustrengen. Der Kopf ist kurz, mit steil hervortretender Stirne, gegen den Windfang zu sich rasch verschmälernd. Der Zwischenraum zwischen den Flügeln des Windfanges ist sehr klein und lässt die gefurchte Oberlippe stark ins Auge fallen. Bei den Lichtern fehlen die Thränengruben. Die Lichter selbst haben einen ganz eigenthümlichen Bau. Die Krystall-Linse ist nämlich auf der innern Seite in drei vom Centrum gegen die Peripherie radial verlaufende Kammern getheilt, die sich bei dem grellen Reflexe der Schneefelder etwas zu verengern vermögen und so die stechende Wirkung des Sonnenstrahls etwas abschwächen, aber eine zeitweise Schneebblindheit doch nicht ganz zu verhindern vermögen, wie ich in einem späteren Beispiele zeigen werde.

Aus den sehr leichten Kiefern der Gemse wachsen die verhältnismässig recht starken Zähne hervor. Die Schneidezähne sind sehr scharf, nach oben zu sich verbreiternd und eine Biegung nach rechts oder links von der Kiefermitte annehmend. Die zwei mittleren sind am stärksten entwickelt und tragen auf der Innenseite je zwei durch eine Erhebung getrennte, dütenähnliche Vertiefungen, welche in dem folgenden Zahnpaare nur mehr durch einen schneidigen Rand angedeutet sind. Das vierte Zahnpaar ist nur mehr äusserst schwach entwickelt und schiebt sich nahezu ganz hinter das dritte Zahnpaar, als wenn es demselben zur Stütze dienen müsste. Die Mahlzähne des Oberkiefers sind ungleich stärker entwickelt als jene des Unterkiefers und sind besonders je zwei von auffallender Stärke. Das zweite und dritte Zahnpaar des Oberkiefers trägt sehr tiefe, schräg verlaufende Einkerbungen, welche mit den spitz hervortretenden Höckern in den betreffenden Zahnpaaren des Unterkiefers correspondiren. Überhaupt zeigen alle Mahlzähne nebst mehr oder weniger tiefen Einkerbungen emporstrebende Spitzen, so dass das Unterkiefer eines vollständig ausgewachsenen Thieres sich beim Darüberstreifen wie eine Säge anfühlt. Dies beobachtet man besonders bei jungen Gemsen, wogegen sich bei alten die Einkerbungen mehr verflachen und ganz verschiedenartig gestalten. Der ganze Bau der Mahlzähne befähigt dieselben, selbst das trockenste Gras, die lederfeste Flechte mit Leichtigkeit zu zerkleinern, während die Schneidezähne mit ihrer löffelartigen Biegung es möglich machen, selbst das kürzeste Gräschen unmittelbar über dem Boden abzuäsen.

Als Eigenthümlichkeit möchte ich hier noch beifügen, dass ich einmal bei einer etwa zehn Jahre alten Gemse einen bis auf die Wurzel hohlen Mahlzahn gefunden habe. Wenn ihr dieser Zahn zeitweise jenen Schmerz bereitet hat, wie ihn wir von der Sippe homo sapiens mitunter bei hohlen Zähnen empfinden, dürfte sie uns ganz sicher um unsere Zahntechniker beneidet haben.

Mit dem zweiten Jahre tritt der Zahnwechsel ein, ein Process, der für die Gemenen denn doch nicht ganz ohne alle Unannehmlichkeiten zu verlaufen scheint, wenn er sie auch nie hindert, ihre Äsung aufzunehmen. Mit dem fünften Jahre ist in der Regel der Zahnwechsel als beendet zu betrachten, wenigstens ist es eine grosse Seltenheit, eine sechsjährige Gemse noch mit einzelnen Milchzähnen zu finden. Die Zähne nehmen mit zunehmendem Alter eine tief goldgelbe, glänzende, oft etwas ins Bräunliche schlagende Farbe an. Werden die Zähne eine Zeit lang in stark siedendes Wasser gelegt, so erhalten sie einen braungrünen, stark metallisch glänzenden Schimmer, der sich selbst an freier Luft sehr lange erhält.

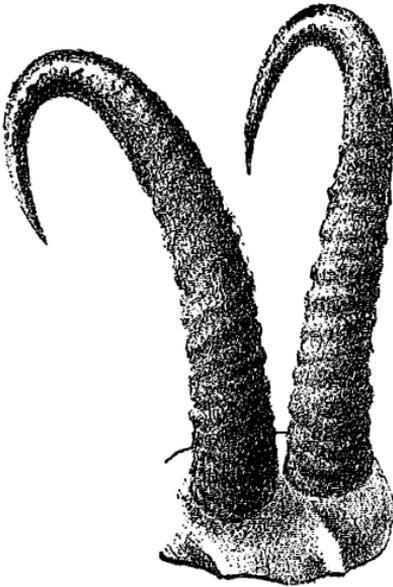
Auf der steil aufsteigenden Stirne trägt die Gemse ihr Gehörn, die Krikeln. Dieselben stehen nahezu senkrecht auf dem Stirnknochen und sind schwarz. Von der Basis bis nahezu, oder auch über die Mitte der Krikeln, sind dieselben ringförmig mit oft zahlreichen, ringartig verlaufenden Wucherungen wulstig aufgetrieben. Von der Mitte bis nahe an die in der Regel glatte Spitze verlaufen zahlreiche feine Riefen in senkrechter Richtung. Die Krikeln selbst sind hakenförmig

nach rückwärts gekrümmt und entweder mit den Spitzen parallel gegen die Basis oder mehr nach auswärts, in selteneren Fällen nach einwärts gerichtet. Sie sind hohl, scheidenförmig und sitzen auf einem vorspringenden Stirnzapfen, den sie wie eine Scheide fest umschliessen nach seiner ganzen Länge.

Beide Geschlechter tragen solche Krikeln und werfen dieselben nie ab wie die Cervinenarten. Der Wachstum ist auch ein ganz anderer als bei den genannten Wildgattungen.

Ist das Gemskitz, gleichviel welchen Geschlechtes, drei Monate alt geworden, schwillt die Stirnfläche bedeutend an, die Stirnzapfen bilden sich rasch, und bald brechen die feinen Krikeln hervor. Diese Spiesschen wachsen im ersten Jahre fünf bis sechs Centimeter in die Höhe, sind an der Spitze noch nicht gebogen, aber in ihrer Richtung schwach nach rückwärts geneigt. Der weitere Wuchs geschieht langsam, indem sich der Stirnzapfen verlängert und an der Basis des Krikels schwach ausgeprägte, wulstige Zuwachsringe sich bilden. Je mehr sich die Stirnzapfen erhöhen, umso mehr reiht die Basis Zuwachsringe an und gewinnt so an Höhe. Aus der Anzahl dieser Zuwachsringe lässt sich jedoch nicht auf das Alter einer Gemse schliessen. Im zweiten Jahre beginnt sich die Spitze nach rückwärts und abwärts zu biegen, jedoch nur soviel, dass ein stumpfer Haken entsteht, der sich dann erst im dritten Jahre zur vollständigen Krümmung ausbildet. Mit diesem Stadium ist die charakteristische Figur des Krikels vollständig ausgeprägt, und es bestehen die nun folgenden Veränderungen lediglich

nur darin, dass das Krikel an Höhe und Umfang zunimmt und sich mehr oder weniger auslegt, je nach der Direction, welche durch die Stirnzapfen gegeben ist. Das Wachstum scheint sich bis ins hohe Alter fortzusetzen, doch zeigen sich die Zuwachsringe bei alten Thieren meist viel kleiner als diejenigen, welche sich im vierten, fünften und sechsten Jahre angereicht haben.



Bockkrikel

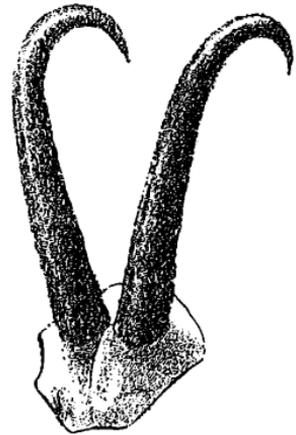
Die Krikeln der Böcke unterscheiden sich von jenen der Gaisen vorzüglich durch den stärkeren Bau, den bedeutenderen Umfang der Stangen an der Basis und durch den rascheren, schärferen Bug. Das ganze Krikel ist mehr gedrunken, stark und voll, mehr Saft- und Kraftfülle verrathend, während jene der Gaisen immer, selbst bei der gleichen Höhe, sich mehr schwächig und feiner zeigen.

Man hat vielseitig als weiteres Unterscheidungsmerkmal angegeben, dass die Krikeln des Bockes eine merklich grössere Auslage oberhalb des Buges und einen grösseren Spitzenabstand aufweisen als jene der Gaisen. Dieses Unterscheidungsmerkmal ist nach den von mir in den verschiedensten Ländern gemachten Beobachtungen zum mindesten sehr

unzuverlässig, da ich zahlreiche Böcke mit enger und viele Gaisen mit weiter Auslage gesehen habe. Die Auslage und die mehr oder weniger divergirende Richtung der Spitzen scheint nur eine specielle Standortsform, nie aber eine Regel zu sein.

Mit wenig Ausnahmen herrscht bei den Gemsen eines und desselben Alpenzuges eine gewisse Übereinstimmung in der Krikelbildung vor und zwar nicht bloß in Bezug auf die Stärke und Höhe, sondern vorwiegend in Bezug auf Auslage und Spitzenabstand. So sind z. B.

die Krikeln der Gemsen in den carnischen Alpen, jenes Gebirgszuges, der Kärnten von Italien scheidet, sehr stark, zeigen enge Auslage bei Böcken und weite von Gaisen, während ein Theil von Obersteiermark wieder den diametralen Gegensatz aufweist. Zwei oft in kurzen Absätzen von einander streichende Alpenzüge weisen oft eine verschiedene, auf den ersten Blick erkennbare Charakteristik der Krikeln auf. Die Stärke des Krikels ist zur Geschlechtsbestimmung massgebend, die Auslage hingegen kann höchstens nur in den bestimmten Gebirgszügen als Unterscheidungsmerkmal angesehen werden. Dieser Punkt hat höchstens eine locale, nie aber eine allgemeine Bedeutung.



Gaiskrikel

Auch die Höhe und Länge der Krikel ist nach den Standorten oft erheblich verschieden. Im allgemeinen kann man annehmen, dass in günstigen

Lagen mit guten Äsungsverhältnissen und nicht zu harten Wintern die Krikeln stärker, länger und höher angetroffen werden als in Lagen, die eine mehr spärliche Äsung bieten und unter dem Drucke harter, schneereicher Winter leiden. Besser setzen die Gemsen in der Regel auch dort auf, wo sie beständig die an den Kalkfelsen vorkommenden Salzausschwitzungen aufnehmen können oder wo ihnen hinreichende, immer gut versorgte Salzlecken geboten sind, als in solchen Standorten, wo sie dies entbehren müssen. Das Salz scheint nicht so ganz ohne Einwirkung auf die Krikelbildung zu bleiben.

Bei der allgemeinen Beachtung, welche dem Kopfschmucke der Gemse entgegengebracht wird, sei es mir gestattet, an dieser Stelle Masse aus verschiedenen Ländern und Gebirgszügen anzuführen.

Aus Kärnten mögen einige Messungen aus der südlichsten und dann aus der nördlichsten Alpenkette angeführt werden. Ein in der Nähe des Hochwipfl erlegter Bock, etwa acht Jahre alt, wies folgende Dimensionen: Länge über der Krümmung längs des schwarzen Gehörns 28·6 Centimeter, Umfang der Basis 9·5 Centimeter, Abstand der Spitzen 11·3 Centimeter.

Sehr alte Gais, erlegt in der Nähe des Montcanin: Länge über der Krümmung 25·4 Centimeter, Umfang der Basis 8·6 Centimeter, Abstand der Spitzen 25 Centimeter. Dies ist zugleich das am weitesten ausgelegte Krikel, das ich je gesehen habe.

Ein sechsjähriger Bock, erlegt am Hochzollner: Länge über der Krümmung 25·8 Centimeter, Höhe von der Basis bis zur Krümmung 16 Centimeter,

Entfernung von der Basis bis zur Spitze 13·4 Centimeter, Spitzenabstand 6·8 Centimeter, Umfang der Basis 10·2 Centimeter.

Gais, erlegt in dem nämlichen Reviere: Länge 27 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Abstand von der Basis bis zur Spitze 14·5 Centimeter, Abstand der Spitzen 12·4 Centimeter, Umfang der Basis 8·6 Centimeter.

Bock, circa 10 Jahre alt, erlegt in den Mallnitzer Tauern: Länge über der Krümmung 30·2 Centimeter, Höhe bis zum Buge 19 Centimeter, Abstand von der Basis bis zur Spitze 14·5 Centimeter, Abstand der Spitzen 15·4 Centimeter, Umfang der Basis 10·5 Centimeter.

Gais, erlegt in dem nämlichen Reviere: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zum Buge 18·6 Centimeter, Abstand von der Basis bis zur Spitze 17·2 Centimeter, Abstand der Spitzen 12 Centimeter, Umfang an der Basis 8·4 Centimeter.

Aus Krain veröffentlichte Herr Johann Pothorn aus Laibach in der illustrierten Jagdzeitung „Waidmanns Heil“ folgendes: „Ich bin im Besitze eines Krikels, welches dermalen hier in Laibach als das grösste anerkannt wird, selbst von einem Jagdfreunde, der weit mehr als hundert Gemsen erlegt hat. Dieses Krikel stammt von einem Gembocke, der bei Jauerburg in Oberkrain im Jahre 1859 erlegt wurde. Dasselbe misst über der Krümmung des schwarzen Gehörns 29·2 Centimeter, die grösste Höhe bis zur Krümmung beträgt 21 Centimeter, Umfang der Basis 9 Centimeter, Abstand der Spitzen 10 Centimeter.“ Die hier angegebene Höhe wird von keiner mir aus Krain bekannt

gewordenen Messung erreicht. Einige derselben mögen nachstehend noch folgen:

Bock, erlegt in Oberkrain: Länge über der Krümmung 28·6 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·9 Centimeter, Umfang an der Basis 9·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 14·5 Centimeter.

Bock, erlegt ebenfalls in Oberkrain: Länge über der Krümmung 28·6 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 20 Centimeter, Umfang an der Basis 9·6 Centimeter, Abstand der Spitzen 18 Centimeter.

Gais, erlegt in Oberkrain: Länge über der Krümmung 23 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Umfang an der Basis 7·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 14·5 Centimeter.

Gais, erlegt bei Krainburg in Oberkrain: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19 Centimeter, Umfang an der Basis 8·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 14·8 Centimeter.

Aus Tirol schreibt Herr L. Baron Lazarini: „Das grösste Krikel, welches ich gemessen, stammt von einem Bocke aus Achenthal in Tirol und misst über der Krümmung dem schwarzen Gehörne folgend 29·3 Centimeter. Die grösste Höhe bis zur Krümmung beträgt 21 Centimeter und der Umfang an der Basis 8·9 Centimeter; den Abstand der Spitzen habe ich leider nicht gemessen. Das stärkste mir bekannte Krikel dagegen misst über der Krümmung 25·5 Centimeter, mit einem Umfange von 10·5 Centimeter“.

Im Besitze des Herrn Josef Palme, k. k. Forstverwalter in Achenkirch befindet sich ein Krikel von einem in Strobl-Weissenbach erlegten Gamsbocke mit folgenden Massen: Länge über der Krümmung 25·3 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Umfang an der Basis 9·1 Centimeter, Abstand der Spitzen 13 Centimeter.

Ein anderes Bockkrikel, ebenfalls aus Achenthal stammend und im Besitze des Herrn Anton Baumann misst: Länge über der Krümmung 26·3 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·3 Centimeter, Umfang an der Basis 9·3 Centimeter, Abstand der Spitzen 12 Centimeter.

Ein im tirolisch-bairischen Grenzgebirge erlegter Bock wies folgende Masse: Länge über der Krümmung 29·4 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 20·4 Centimeter, Umfang der Basis 9·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 13·8 Centimeter.

Gais, ebendasselbst erlegt: Länge über der Krümmung 25·8 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18·4 Centimeter, Umfang der Basis 8 Centimeter, Abstand der Spitzen 15 Centimeter.

Bock, erlegt im Oetzthale: Länge über der Krümmung 28 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18·4 Centimeter, Umfang an der Basis 9·6 Centimeter, Abstand der Spitzen 14·6 Centimeter.

Gais, erlegt ebendasselbst: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Umfang an der Basis 8·2 Centimeter, Abstand der Spitzen 15 Centimeter.

Eine von mir in der Nähe des Arlberges

erlegte Gais dagegen mass bis zur Krümmung 19 Centimeter, hatte aber den merkwürdigen Spitzenabstand von nur 4·5 Centimeter.

Aus Vorarlberg erscheinen folgende vier Krikeln beachtenswerth:

Bock, erlegt im innern Bregenzerwalde: Länge über der Krümmung 30 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 20 Centimeter, Umfang an der Basis 10·1 Centimeter, Abstand der Spitzen 11 Centimeter.

Gais, erlegt im gleichen Reviere: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Umfang an der Basis 7·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 13 Centimeter.

Bock, erlegt im Thale Montafon: Länge über der Krümmung 28·4 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·8 Centimeter, Umfang an der Basis 9·8 Centimeter, Abstand der Spitzen 17 Centimeter.

Gais, erlegt im gleichen Gebirgsstocke: Länge über der Krümmung 25·4 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 17·1 Centimeter, Umfang an der Basis 8 Centimeter, Abstand der Spitzen 9 Centimeter.

Ein Krikel von einem Bocke aus derselben Gegend sah ich, das 10 Centimeter hoch war und statt der Biegung zwei rundliche Knöpfe im Umfange von 21 Centimeter hatte. Der Umfang an der Basis betrug 11·4 Centimeter.

Aus Salzburg berichtet Herr Alex Lonsky, Fürst Pless'scher Oberjäger in Golling: „In den Revieren an der kärntischen und Lungauer Grenze bei Grossarl wurde ganz besonders ein Gemsbock

durch viele Jahre hindurch wegen seiner starken Kriekeln mit allem möglichem Eifer verfolgt. Im October 1874 gelang es mir endlich, den Bock zu erlegen. Die Kriekeln hatten folgendes Mass: Länge über der Krümmung 29·2 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 21·1 Centimeter, Umfang an der Basis 9·1 Centimeter, Abstand der Spitzen 20 Centimeter. Etwas früher wurde ebendasselbst von einem Jäger eine Gemsgais erlegt, deren Kriekeln wohl ein wenig kürzer, aber nur ganz unbedeutend schwächer waren als die des vorerwähnten Bockes.“

Von Oberösterreich erhielt ich folgende bemerkenswerthe Messungen:

Bock: erlegt in der Dachsteingruppe: Länge über der Krümmung 30 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·8 Centimeter, Umfang an der Basis 10 Centimeter, Abstand der Spitzen 13 Centimeter.

Gais: erlegt in demselben Reviere: Länge über der Krümmung 25·2 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 17·4 Centimeter, Umfang an der Basis 8·1 Centimeter, Abstand der Spitzen 16 Centimeter.

Bock: erlegt im Hölleengebirge: Länge über der Krümmung 29·4 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·6 Centimeter, Umfang an der Basis 10·5 Centimeter, Abstand der Spitzen 17 Centimeter.

Gais: erlegt im nämlichen Reviere: Länge über der Krümmung 24·6 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 17·3 Centimeter, Umfang an der Basis 7·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 12 Centimeter.

Ans Niederösterreich erscheinen mir folgende zwei Stücke, unweit der steiermärkischen Grenze erlegt, wegen ihrer verhältnismässig grossen Gleichförmigkeit von Beachtung.

Bock: Länge über der Krümmung 29·6 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 20 Centimeter, Umfang an der Basis 10·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 15·3 Centimeter.

Gais: Länge über der Krümmung 27·4 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18·6 Centimeter, Umfang an der Basis 9 Centimeter, Abstand der Spitzen 15 Centimeter.

Aus der grünen Steiermark, die in Österreich alljährlich die grösste Zahl von Gemsen liefert, mögen folgende Masse Erwähnung finden:

Bock, im Besitze des Herrn Diensthuber in Admont: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 20·5 Centimeter, Umfang an der Basis 8·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 17·7 Centimeter.

Bock, erlegt im Bezirke Leoben: Länge über der Krümmung 28 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 20 Centimeter, Umfang an der Basis 10·1 Centimeter, Abstand der Spitzen 16 Centimeter.

Gais, erlegt in dem gleichen Reviere: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 17·2 Centimeter, Umfang an der Basis 8 Centimeter, Abstand der Spitzen 13 Centimeter.

Bock, erlegt in den Revieren von Murau: Länge über der Krümmung 29 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·8 Centimeter, Umfang an

der Basis 9·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 12·3 Centimeter.

Gais, erlegt in dem nämlichen Reviere: Länge über der Krümmung 24 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Umfang an der Basis 8·1 Centimeter, Spitzenabstand 15 Centimeter.

Aus der Umgebung von Judenburg erhielt ich die Krikeln eines zweijährigen Bockes, welche bei einer Länge von 18 Centimeter einen Umfang an der Basis von 8·4 Centimeter aufweisen.

Die Gemen der Karpathen stehen im allgemeinen jenen der österreichischen Alpen nicht nach. Exemplare, welche aufgebrochen 35 bis 40 Kilogramm wiegen, gehören noch nicht gerade zu den Seltenheiten.

Aus den Karpathenrevieren im Gebirgszuge der Tatra liegen mir zwei Krikeln vor.

Bock: Länge über der Krümmung 30·2 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 21·1 Centimeter, Umfang 10·8 Centimeter, Abstand der Spitzen 18 Centimeter. Der Träger dieses Krikels wog aufgebrochen 42·4 Kilogramm.

Gais: Länge über der Krümmung 27 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Umfang an der Basis 8·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 16 Centimeter. Diese Gais wog aufgebrochen 31 Kilogramm.

Aus der westlichen Bukowina danke ich einem Freunde folgende Messungen:

Bock: Länge über der Krümmung 27 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18·7 Centimeter,

Umfang an der Basis 9·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 11 Centimeter.

Gais: Länge über der Krümmung 24 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 17·2 Centimeter, Umfang an der Basis 7·6 Centimeter, Abstand der Spitzen 18·3 Centimeter.

Ein hervorragender Jäger aus Siebenbürgen übermittelte mir zwei Krikeln von Gemsen, die in Siebenbürgen erlegt wurden und folgende Masse aufweisen.

Bock: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·1 Centimeter, Umfang an der Basis 9·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 12·4 Centimeter. Dieser Bock wurde als achtjährig angesprochen und wog aufgebrochen 32 Kilogramm.

Gais: Länge über der Krümmung 23 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 16·3 Centimeter, Umfang an der Basis 7·4 Centimeter, Abstand der Spitzen 16 Centimeter, Trägerin dieses Krikels war eine Geltgais mit einem Gewichte (aufgebrochen) von 26·5 Kilogramm.

Aus dem rumänischen Theile der transylvanischen Alpen ging mir aus verlässlicher Quelle folgende Messung zu:

Bock: Länge über der Krümmung 26·3 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18·7 Centimeter, Umfang an der Basis 8·5 Centimeter, Abstand der Spitzen 13 Centimeter. Dieser Bock wog aufgebrochen 31·7 Kilogramm.

Gais: Länge über der Krümmung 23·6 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 16·8 Centimeter,

Umfang an der Basis 7·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 14 Centimeter. Ohne Aufbruch hatte diese Gais ein Gewicht von 23·4 Kilogramm.

Unter den früheren traurigen Jagdverhältnissen in Bosnien wurde die Gemse in die steilsten, unzugänglichsten Landestheile gedrängt. Seit der österreichischen Occupation beginnt sich die Jagd jedoch etwas zu heben. Der Güte meines Freundes P. Fehrmann danke ich folgende zwei im Jahre 1883 erlegten Stücke:

**Bock:** Länge über der Krümmung 26·9 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 17·1 Centimeter, Umfang an der Basis 8·1 Centimeter, Abstand der Spitzen 15 Centimeter. Aufgebrochen wog dieses Stück 29 Kilogramm.

**Gais:** Länge über der Krümmung 24 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 16·6 Centimeter, Umfang an der Basis 7·3 Centimeter, Abstand der Spitzen 15 Centimeter. Aufgebrochen betrug das Gewicht 25 Kilogramm.

Die Krikeln eines Bockes, die mir aus der Herzegowina zugegangen sind, messen: Länge über der Biegung 25·2 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 16·4 Centimeter, Umfang an der Basis 7·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 13 Centimeter.

Zwei mir vorliegende Krikeln aus Dalmatien zeichnen sich durch besondere Reinheit und nahezu ganz abgeschliffene Querwülste aus. Die Masse derselben sind folgende:

**Bock:** Länge über der Biegung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 16·8 Centimeter, Umfang an der Basis 7·8 Centimeter, Abstand der Spitzen 14 Centimeter.

Gais: Länge über der Biegung 23·8 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 16 Centimeter, Umfang an der Basis 7 Centimeter, Abstand der Spitzen 14·3 Centimeter.

Damit wären nun einzelne beachtenswerte Messungen so ziemlich aus allen österreichischen Ländern gegeben, in denen die Gemse in bemerkenswerter Zahl als eigentliches Standwild vorkommt.

Hieran mögen sich noch einzelne Messungen aus anderen Ländern anreihen.

Aus Oberbaiern, der einzigen Gegend Deutschlands, in welcher die Gemse als Standwild vorkommt, hatte Herr Silzer die Freundlichkeit, mir zwei Stücke zur Messung einzusenden.

Bock: Länge über der Krümmung 30 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19·7 Centimeter, Umfang an der Basis 10 Centimeter, Abstand der Spitzen 13 Centimeter.

Gais: Länge über der Krümmung 25·8 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 17·8 Centimeter, Umfang an der Basis 7·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 15 Centimeter.

Aus Rumänien erhielt ich zwei Krikelpaare mit folgenden Massen:

Bock: Länge über der Krümmung 28·9 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 19 Centimeter, Umfang an der Basis 10 Centimeter, Abstand der Spitzen 17·4 Centimeter.

Gais: Länge über der Krümmung 26 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 18 Centimeter, Umfang an der Basis 9 Centimeter, Abstand der Spitzen 15 Centimeter.

Nach einer Mittheilung des Herrn Baron Lazarini befindet sich das grösste bis jetzt bekannte Gamskrikel der Schweiz im Besitze des als Naturforscher und gediegenen Schriftsteller in ganz Europa vortheilhaftest bekannten Dr. Girtanner in St. Gallen. Dasselbe misst über der Krümmung 28·4 Centimeter, Umfang der Basis 9·1 Centimeter, Abstand der Spitzen 12·7 Centimeter.

Ein zweites Krikel misst: Länge über der Krümmung 25·5 Centimeter, Umfang an der Basis 9·5 Centimeter, Abstand der Spitzen 10 Centimeter.

Ein drittes Stück: Länge über der Krümmung 24·3 Centimeter, Umfang an der Basis 8·9 Centimeter, Abstand der Spitzen 12·7 Centimeter.

Bei diesen drei Stücken ist nicht bemerkt, welchen Geschlechtes ihre Träger waren, aber nach den Erfahrungen, die ich selbst in den schweizerischen Gebirgen gesammelt, glaube ich sie sämmtlich als Böcke ansprechen zu dürfen.

Das Krikel einer Gais aus Graubündten weist folgendes Mass: Länge über der Krümmung 23·2 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 15·3 Centimeter, Umfang an der Basis 7·3 Centimeter, Abstand der Spitzen 14 Centimeter.

In den Apenninen in Italien erlegte ich einen Gamsbock, der dortselbst als stark angesprochen wurde, gegen die Gamsen unserer Alpen aber nur gering war. Seine Krikeln hatten folgende Masse: Länge über der Krümmung 20·8 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 15·4 Centimeter, Umfang an der Basis 7·5 Centimeter, Abstand der Spitzen 12 Centimeter.

Die Krikeln einer Gais, die ich später von dort erhielt, massen: Länge über der Krümmung 18 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 15 Centimeter, Umfang an der Basis 6·8 Centimeter, Abstand der Spitzen 9 Centimeter.

Von einer grösseren Zahl von Messungen aus den Gebirgen Spaniens seien schliesslich noch drei angeführt.

Bock, erlegt in der Sierra Nevada: Länge über der Krümmung 20 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 13 Centimeter, Umfang an der Basis 7 Centimeter, Abstand der Spitzen 10 Centimeter.

Gais aus dem nämlichen Gebirge: Länge über der Krümmung 16 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 10 Centimeter, Umfang an der Basis 5·2 Centimeter, Abstand der Spitzen 9 Centimeter.

Ein Krikel aus den Pyrenäen (Bock) hat folgendes Mass: Länge über der Krümmung 19 Centimeter, Höhe bis zur Krümmung 13·8 Centimeter, Umfang der Basis 6 Centimeter, Abstand der Spitzen 9·8 Centimeter.

Mit dieser Aufzählung von Messungen aus den verschiedenen Ländern und Staaten glaube ich diese Rubrik abschliessen zu dürfen.

An abnormen Krikelbildungen ist die Gemse vielleicht unter allem Gehörn tragenden Wilde am ärmsten. Es ist eine grosse Seltenheit, eine wirkliche, gute Abnormität in die Hand zu bekommen. Die meisten dieser Missbildungen entstehen unzweifelhaft durch Verletzungen des Krikels oder des Stirnzapfens. Durch einen unglücklichen Fall, durch das Anschlagen eines abrollenden Steines,

wohl auch durch einen Schuss, der die Spitze des Krikels abreißt, werden dieselben hervorgerufen.



Solche besonders in den ersten Jahren erhaltene Verletzungen sind oft die Ursache von gar drolligen Missbildungen. Es bilden sich stumpfe Kolben, unregelmässige Wucherungen, krebstartig ausgefressene Vertiefungen und dergleichen mehr. In vielen Fällen setzt ein verletztes Krikel sein Wachstum in ganz verkehrter Richtung fort,

indem sich die Spitze statt nach rückwärts, vorwärts biegt. Ein solches Exemplar wurde in Hinterriß in Tirol erlegt, ein zweites in dem Jagdgebiete der Gemeinde Dornbirn in Vorarlberg, wovon obenstehend eine getreue Abbildung beigegeben ist.

Wird statt des oberen Theiles ein Stirnzapfen nahe an der Basis so angebrochen, dass er noch verknorpeln kann, erhält das betreffende Krikel ebenfalls und zwar schon vom Grunde aus eine andere Richtung. Aus dem Bregenzerwalde in Vorarlberg ist mir ein Stück bekannt, das ganz hinter die Loser zurückgewachsen ist und mit der

Spitze die Decke berührte. Ein entgegengesetzter Fall wurde vor einigen Jahren im kärntischen Lesachthale beobachtet. Bei einer Gemsgais war das rechte Krikel ganz normal, das linke jedoch wuchs direct vorwärts, so dass die Spitze nahezu den Windfang berührte. In steilen Lagen konnte sich die mit solch unpraktischem Kopfschmucke bedachte Gais nicht direct bergauf äsen, weil sie dabei oft an den Boden anstiess, weshalb sie sich gewöhnte, wenn nur möglich schräg zum Abhange stehend ihre Aesung aufzunehmen. Durch fünf Jahre hindurch hatte ihr der Revierjäger eine anerkennenswerte Aufmerksamkeit geschenkt, ohne dass es ihm gelungen wäre, auch nur ein einzigesmal einen Schuss anzubringen. Er musste sich begnügen, die verlockende Beute mit seinem Feldstecher zu betrachten. Im sechsten Jahre war sie leider spurlos verschwunden, zum grössten Leidwesen des Jägers, dem noch heute seine „Moidel“ im Kopfe herumgeht.

Über eine eigenthümliche Bildung bei einem Gemskrikel schreibt Herr Alois Roller in Audorf (Oberösterreich): „Ich bin im Besitze mehrerer Gemskrikeln, das stärkste ist 24 Centimeter lang, hat einen Umfang von 8 Centimeter und einen Endenabstand von 7 Centimeter. Circa 9 Centimeter von der Basis sind an demselben anstatt der gewöhnlichen Ringe Knorpeln wie die Perlen an einem Rehgehörn, nur sind diese unregelmässigen Erhebungen nicht so scharf.“ Dies ist ein Fall, wie er noch selten beobachtet wurde. Das Stück selbst habe ich nicht gesehen.

Als eine sehr seltene Abnormität müssen jene,

ich möchte sagen Rudimentärbildungen betrachtet werden, die ohne einen eigentlichen Stirnzapfen zu besitzen aus der Epidermis hervorzunehmen. Die erste Knochenbildung erscheint ganz ähnlich den Stirnzapfen, ist aber mit dem Stirnbeine nicht verwachsen, sondern sitzt auf demselben nur lose auf oder steht ohne innigere Verbindung in einer kleinen Vertiefung und ist leicht beweglich. Die auf solchen Knöpfchen sich ausgebildete Hornsubstanz gleicht jener der gewöhnlichen Krikeln, aber die Bildung selbst bleibt in allen Fällen, wo mir solche zu Gesicht kommen, in der Länge gegen andere sehr zurück, so dass solch' ein Krikel höchstens einige Centimeter Höhe erreicht und äusserst schwach bleibt.

Ein mir aus Tirol zugekommenes Stück hatte das rechte Krikel vollkommen entwickelt, mass über der Biegung 23·4 Centimeter, während das linke Krikel ohne Stirnzapfen auf dem Knochen sass, eine Länge von zwei Centimeter hatte und eine nur sehr schwache Krümmung zeigte, die aber von der Basis bis zur Spitze in gleichem Bogen verlief.

R. Corneli berichtet in seinem jüngst erschienenen Prachtwerke von solchen Wucherungen der Oberhaut und bezeichnet dieselben mit dem anatomischen Ausdrucke Hauthörner. Im Verlaufe seiner Auseinandersetzungen sagt er unter anderem: „Wohl ist mir ein solches Hauthorn an einem starken Gemsbocke vorgekommen, dessen Kopf ich 1875 aus Oberammergau zugesendet erhalten, woran dann, ausser den beiden normalen Krikeln auf Stirnzapfen, ein 8·5 Centimeter langes drittes

von derselben Masse und Farbe, wenn auch etwas anders geformt, mit vier deutlichen Absätzen hinter den Losern herabhängend, ohne Verbindung mit einem Knochen und ohne Knochenzapfen, zu meinem Staunen sich mir zeigte“. In untenstehender Figur ist ein solches Hauthorn hinter den Losern deutlich ersichtlich.



Diese Hauthörner sind also wieder von den vorgenannten durchaus verschiedene Bildungen, weil sie ganz ohne Knochenzapfen sind, während

erstere solche besitzen, ganz ähnlich den Stiften, wie man sie in vereinzeltten Fällen beim Roth- und Rehwilde schon angetroffen hat. Bei Gemsen pflegen jedoch dergleichen Bildungen noch ungleich seltener vorzukommen als bei den genannten beiden Wildarten.

Sowohl die Rudimentär- als Hauthornbildungen gehören zu den grössten Seltenheiten.

Eine ebenso interessante als eingehende Besprechung der Hauthörner lieferte der grossherzogliche Oberförster und bekannte Jagdschriftsteller C. A. Joseph in Nr. 4 des „Deutschen Jäger“. Dieser eifrige Beobachter schreibt:

„Hörner“ kennt die deutsche Jägersprache, ausser den verschiedenartig geformten Blase-Instrumenten aus Horn oder Metall der Alt- und Neuzeit, nur als den Kopfschmuck des Steinwildes, das aus dem heimischen Hochgebirge leider längst verschwunden ist; die Gemsen tragen bekanntlich „Krikeln“.

Indem ich das Wort „Hauthorn“ ferner gebrauche und es hiermit in die periodische Jagd-Literatur einführe, soll von mir nicht ein neuer terminus technicus gebildet werden; dasselbe ist vielmehr der allgemeinen Anatomie entlehnt, die damit eine nicht gerade sehr seltene Missbildung bei Hausthieren bezeichnet. Und da solche auch bei Wild nun schon zu verschiedenen Malen beobachtet worden ist, ohne dass man dem Gebilde die rechte Deutung zu geben gewusst, so mag es angezeigt erscheinen, der Sache etwas näher zu treten, denn der Jäger, dem es zugleich um Wissen-

schaft zu thun ist, verlangt Aufklärung über alle ihm begehrenden Vorkommnisse.

Ich entnehme dem Handbuche der Anatomie der Hausthiere von L. Frank, 1871: „Die allgemeine Decke, Haut, Fell, Balg . Man unterscheidet drei Schichten, die äusserste als Oberhaut, Epidermis, die mittlere als den Haupttheil Lederhaut, Cutis, und die innerste als Fetthaut, Tunica adiposa. — Die Epidermis: Man unterscheidet an ihr zwei Lagen, die äussere oder Hornschicht . und die tiefere oder Schleimschicht . Die äussere Lage besteht aus verhornten, plattenförmigen Zellen, die in Form kleiner Schuppchen . abgestossen werden. — Horngebilde: Aus denselben zelligen Gebilden, wie die Hornschicht sind die Hörner, Hufe, Klauen, Krallen, Haare und Federn gebildet; die Epidermiszellen sind hier nur in eigenthümlicher Weise zu Fasern, Röhren, Blättchen zusammen gelagert. Sämmtliche genannte Gebilde können demnach als eine mächtig entwickelte Hornschicht der Epidermis aufgefasst werden und haben aus diesem Grunde den Namen Epidermoidalgebilde erhalten, — Die Lederhaut zeigt an ihrer Oberfläche eine Menge von Hervorragungen und Vertiefungen . Es (erstere) sind die sogen. Hauptpapillen . Wucherungen der Papillen werden als Warzen bezeichnet. Wucherungen der Epidermis allein als Schwielen, Hauthörner.“

Das Bild auf Seite 36 stellt ein solches Hauthorn dar, das grösste, das bis jetzt nach meiner Kenntnis der Jagd-Literatur, an Wild vorgefunden worden ist. Es ist einem Gamsbock-Kopfe entnommen, den ich im Mai 1875 auf Ansuchen um Material von Fallwild

zum Zwecke der Untersuchung auf die Zahnbildung der Gemen, aus Oberammergau zugesendet erhalten, wofür ich dem damaligen Oberförster, nunmehrigen Kreisforstmeister Herrn Döderlein zu München nochmals öffentlich meinen besten Dank ausspreche — und hing, wie die Figur andeutet, hinter dem linken Loser, in der Decke leicht beweglich, ohne Verbindung mit einer Knochenunterlage, herab; die innere 6·5 Centimeter tiefe Höhlung war, anstatt mit einem Knochenzapfen als Träger und Vermittler der Fortbildung aller Hörner der Hornthiere, Cavicornien, mit einer weichen Masse, Muskelgewebe, wie es schien, ausgefüllt, doch war die Fäulnis daran bereits zu weit vorgeschritten, um Näheres in dieser Hinsicht feststellen zu können. Der Masse nach kommt dieses seltene Cabinetstück ganz mit der normaler Krikeln, dem Ansehen nach, überein; die äussere Farbe erscheint um Weniges lichter, mehr grauschwarz, matt, als bei diesen; im Innern ist dieselbe übereinstimmend dunkelglänzend, aussen treten Längsriefen stark hervor, Abgrenzungen der Quere nach sind deutlich bemerkbar, in der Spitze wären vielleicht zwei weitere anzunehmen.

Diese Abbildung findet sich auch in dem eben in Lieferungen erscheinenden Prachtwerke: „Corneli, die Jagd und ihre Wandlungen“, mit kurzer Erläuterung von mir.

Früher hatte ich nur aus einem Artikel der 1870er „Wiener Jagdzeitung“ von Ludw. Martin, Präparator zu Stuttgart, Andeutung von dergleichen Vorkommnissen bei Hausthieren erhalten. Als mir nun gar ein solches Erzeugniss von einem

Wilde zugekommen, habe ich der Sache mehr Aufmerksamkeit gewidmet und so kann ich denn noch drei weitere Fälle aus Dianens Gebiet vorführen, wenigstens sprechen alle Anzeichen für deren Bezeichnung als Hauthörner.

In Nr. 2 der Jagdzeitung „Waidmann“ vom 15. October 1875 stellt eine Abbildung den Kopf eines Gemsbockes dar, der etwa in der Mitte zwischen dem normalen Standorte der Krikeln und dem Geäse, „dort, wo das Nasenbein anfängt“, wie es in der Beschreibung heisst, „den Rumpf eines dritten Krikels“ aufrecht stehend trägt, von der gewöhnlichen Farbe der andern und „von vorn gesehen, einem abgestossenen und gespaltenen Krikel gleichend.“ Der Einsender der Notiz vermuthet, durch Sturz nach dem Schusse sei dieses überzählige Krikel erst abgebrochen worden, dessen Höhe vielleicht der eines Jährlings-Gehörnes gleichgekommen sein dürfte.

Die Nr. 8 der Jagd-Zeitung „Deutscher Jäger“ vom 16. Jänner 1880 brachte die Abbildung eines Gemsbockes, dem auf dem Vorderrücken (Bug) ein 3·7 Centimeter langer krikelartiger Auswuchs entsprossen, „nicht auf einem Knochen stehend, sondern nur in der Decke festgewachsen und beweglich.“

Endlich ist in Nr. 17 dieser Jagd-Zeitung vom 1. Juni 1883 Mittheilung gemacht worden von krallenartigen Auswüchsen, die man bei einer Reh-gais an den Läufen oberhalb der Afterklauen gefunden. Von diesen Gebilden, denen sich, wie ich von dem Herrn Einsender der Notiz näher erfahren, an jedem Laufe eines in gleichem Abstände oberhalb dem Afterrücken etwas seitlich nur in der





Decke sitzend, befand und von welchen die an den Hinterläufen grösser als die der Vorderläufe gewesen, habe ich 2 noch mit Hautstücken versehen zur Beschauung gütigst mitgetheilt erhalten. Ich kann nur bestätigen, dass dieselben schwarz, hornig, mehr flach, etwas gekrümmt, gleichmässig sich nach vorn stumpflich abgerundet, von 7, resp. 5 Millimeter Länge, lediglich in der Haut angewachsen waren, und die Charaktere des Hauthornes zeigen, soviel ich als Nichtanatom zu beurtheilen vermag.

Die grösste derartige Bildung habe ich im Februar 1882 bei Präparator Sch. in Darmstadt an einem gewöhnlichen Haushuhn gesehen, denn auch bei Vögeln kommt dergleichen vor. Dieses Horn war dem eines Widders ähnlich gebogen, von 24·2 Centimeter Länge der Krümmung nach gemessen, hatte am Grunde einen Umfang von 10·5 Centimeter, eine furchig riefige Oberfläche von grauer Farbe mit Schuppen bedeckt, denen ganz einzelne Federchen und fahnenlose Kiele eingefügt waren, und sass hinter der Einfügestelle des Flügels in den Körper, ziemlich horizontal abstehend.

Bruckmüller (Lehrbuch der pathologischen Zootomie der Hausthiere 1869) kennzeichnet das Hauthorn als „eine aus verhornten Oberhautzellen gebildete Neubildung, welche eine kegelförmige, mehr oder weniger gekrümmte Gestalt, eine rauhe, geriefte Oberfläche, und eine glatte, glänzende Schnittfläche besitzt.“ Ferner sagt dieser Schriftsteller: „Bei Pferden kommt es vor an der Stirne, am Ohr, am Fessel; bei Rindern besonders an der Stirne, dann aber auch in der Nähe der Hörner, am Bauche; bei Schafen an der Kehle, an den

Ohren; bei Hunden an der Stirne, an Ohren, in der Flankengegend.“

Als Beispiel einer Wucherung der Papillen möge dienen: In Nr. 3 der Zeitschrift „Der Thierfreund“, Jahrgang 1879 findet sich ein Papagei abgebildet mit einem dicht unter dem Schnabel senkrecht nach unten stehenden Auswuchse, der, wie angegeben ist, eine Länge von etwa 11 Centimeter, einen Umfang bis zu 9 Centimeter an der stärksten Stelle gehabt und als ein ziemlich viel Fett haltendes Papillom bezeichnet werden musste. Besonders interessant ist, was der Herausgeber dieser Zeitschrift, Professor Dr. F. A. Zürn in Leipzig, bezüglich der Ursachen solcher auffallender Erscheinungen zufügt: „Solche Geschwülste, wie auch die sogenannten weichen Warzen (Molluscum) entstehen, wenn Parasiten pflanzlicher oder thierischer Natur (Fäulnissbakterien, Bakterien überhaupt; Gongoninen oder Psorospermien, Milben, vielleicht auch Federlinge u. s. w.) in die Epidermis der Haut einstechen oder gar sich einbohren und einwandern, dann den Reiz abgeben, auf welchen die Haut (Cutis) durch Hypertrophie antwortet.“

Der Curiosität wegen sei schliesslich noch angeführt, dass auch der Mensch in gleicher Weise heimgesucht werden kann, dass nämlich, laut Mittheilung in Nr. 78 der „Allg. Forst- und Jagd-Zeitung“ von 1825, eine Frauensperson im 61. Altersjahre an dem oberen Theile des Stirnbeines auf dem Boden einer offenen Balggeschwulst einen hornartigen Auswuchs erhalten, der bis zu 4 Zoll Länge und 1 Zoll Durchmesser sich vergrössert und in einem Zeitraum von 9 Jahren siebenmal

abgeworfen worden, gerade zu der Zeit, wo die Hirsche ihre Geweihe wechseln.“ Einer dieser Abwürfe soll sogar in der rühmlichst bekannten Gehörn-Sammlung des Herrn Grafen zu Erbach-Erbach „mit einer krankhaft entarteten Rehbock-Stange auf einer Hirnschale aufgesetzt, prangen.“

Mit folgender Sentenz schliesst der betreffende Correspondent, Ritter von Plönnies:

„O keusche Diana! Behüte alle Grünröcke vor ähnlichem Kopfputze!!“

Dieses Hawthorn bei einer Frauensperson steht übrigens nicht vereinzelt da. In W. im kärntischen Gailthale lebte vor mehreren Jahren eine Frau, welche mit solch einem seltsamen Schmucke am Unterkinn bedacht war. Das Hörnchen hatte die Länge und Stärke eines kleinen Fingers. Vom Volke wurde dieser Auswuchs als eine „Strafe Gottes“ betrachtet, weil die Fama wissen wollte, dass die Hornträgerin ihren Eheherrn mit einem vielendigen Geweih geschmückt habe. Ob da das bekannte Sprichwort: „vox populi, vox dei“ Anwendung finden darf, kann ich nicht entscheiden.

In einem andern Theile des schönen Kärntnerlandes lebt noch gegenwärtig eine Dame, welche zu ihrem grössten Aerger mit drei Hörnchen am oberen Theile der Stirn geschmückt ist. Dieselben erschienen nach dem zurückgelegten fünfzigsten Jahre und erreichen nach flüchtiger Schätzung eine Länge von 5 Centimeter.

Von diesen beiden Damen ist mir jedoch nie bekannt geworden, dass sie nach Art der vorerwähnten, je einmal „abgeworfen“ hätten. Bei der

zuletzt erwähnten Dame scheint nach dem zurückgelegten sechzigsten Jahre ein Stillstand im Wachs-  
thume der Hörnchen eingetreten zu sein.

Über eine andere ähnliche Hauthornbildung berichtet die Jagdzeitung „Waidmanns Heil“. Der als passionirter und hervorragender Waidmann bekannte Herr Heinrich Graf Thun in Salzburg schreibt hierüber: „Ein sehr interessantes Curiosum ist aus den Revieren von Blühnbach zu berichten. Dort wurde ein vier bis fünf Jahre alter Gemsbock geschossen, bei welchem der rechte Vorderlauf und der rechte Hinterlauf kürzer waren als die beiden linksseitigen Läufe. Überdies trug er in der Weiche vor der Kugel des rechten Hinterlaufes einen beulenförmigen Auswuchs von der Grösse einer doppelten Mannesfaust. Diese abnorme Bildung war nicht weich, sondern hart, hornartig, nahezu von der gleichen Consistenz wie die Hornmasse der Kriekeln. Der Auswuchs war mit dem Wadsack verwachsen. Die Jäger kannten diesen Bock schon seit zwei Jahren und erst vor einigen Tagen (die Nachricht datirt vom November 1883) gelang es, denselben zur Strecke zu bringen. Die Jäger sagen, dass diese abnorme Bildung im Verlaufe der letzten zwei Jahre sehr stark zugenommen habe. Beim Hochwilde fand ich solch hervorragende Beulen öfters, und die meisten entpuppten sich bei genauer Untersuchung als Brüche. Bei diesem Gemsbocke jedoch soll dies nicht der Fall gewesen sein.“

In einzelnen Sammlungen findet man ab und zu „schädelechte“ Stücke, bei welchen vier Kriekeln, mitunter sogar noch mehr und zwar jedes auf einem separaten Stirnzapfen saßen.

Solche „Abnormitäten“ werden von Nichtkennern als Weltwunder angestaunt, während sie factisch nichts



anderes als Betrügereien sind. Bei mancher Gattung Schafe in der Umgegend von Bergamo findet man ausnahmsweise auch solche, welche vier Stirnzapfen besitzen. Von solchen Exemplaren wird die Stirnplatte ausgeschnitten, die Hörner abgeschlaucht und

statt derselben Gemskekeln aufgesetzt. Gemsen mit vier Kekeln hat es bis jetzt noch nicht gegeben, und jeder, der eines solchen Monstrums, von welchem wir obenstehend eine Abbildung bringen, ansichtig wird, möge es mit gutem Gewissen als das agnosciren, was es thatsächlich ist, eine auf Gewinn berechnete Spitzbüherei.

Eine ähnliche Bewandnis hat es auch mit vielen Gemskekeln von abnorm weiter Auslage.

Ich sah schon solche mit 30 und noch mehr Centimeter. Auch diese sind eine blossе Betrügerei und werden ganz einfach „angefertigt“. Von der erlegten Gemse wird die Schädelplatte ausgeschnitten und dann in kochendes Wasser gesteckt, um die ohnehin schon dünne Platte noch geschmeidiger zu machen. Ein an beiden Seiten mit einem der Rundung des Gehörns entsprechenden Einschnitte versehenes Holz wird successive abwärts geschoben und so die Krikeln auseinander getrieben. Hat die Auslage die gewünschte Weite, macht man das Holz fest und lässt das Krikel trocken und fest werden. Nach dem Erhärten an der freien Luft oder über einem geheizten Ofen verändert sich die Lage nicht mehr, und — die „Abnormität“ ist fertig. Solche ausgetriebene Stücke erkennt man jedoch sehr leicht an der unverhältnismässig grossen Wölbung, welche die Hirnschale bei dieser Manipulation erhält, kann sie mithin bald auf den richtigen Wert taxiren. Wer mit solchen „Abnormitäten“ nicht gefoppt werden will, der achte besonders auf dieses untrügliche Kennzeichen.

Damit wollen wir unsere Betrachtungen über die Gemskrikel abschliessen.

Wenn wir den Kopf einer Gemse genau untersuchen, gewahren wir hinter den Krikeln eine muschelartige Vertiefung, in welche eine ziemlich grosse, fast schwammig anzufühlende Drüse eingebettet ist. Dieselbe findet sich bei beiden Geschlechtern. Beim Bocke schwillt dieselbe während der Brunftzeit sehr bedeutend an, was bei der Gais in kaum bemerkbarem Masse geschieht. Die-

selbe verbreitet einen eigenthümlich penetranten, widrigen Geruch, den man nicht bloß aus aller-nächster Nähe wahrzunehmen vermag. Welchen Zweck diese Drüse hat, darüber ist man gegenwärtig noch nicht im Reinen. Alte Gemsjäger, welche sich alle ihnen aufstossenden Erscheinungen in ihrer eigenthümlichen Weise zu erklären beliebten, behaupten, dass diese Drüseneinbettung mit einem Kanale in Verbindung stehe, und dass die Gemse dadurch ihren Pfiff hervorbringe. Wir haben es hier wieder mit einer Variation von Jägerlatein zu thun, von der man nicht mehr sagen kann: „Se non é vero, e ben trovato“. Dass sowohl Vertiefung als Drüse nicht diesem Zwecke dient, das steht evident fest.

Ein Zoologe Deutschlands hat den Vorschlag gemacht, diese Drüse mit dem Namen „Brunftfeige“ zu belegen. In den fachlichen Journalen habe ich bis jetzt noch nicht gefunden, dass dieser Ausdruck als speciell waidmännische Bezeichnung acceptirt worden wäre. Da diese Frage noch immer als eine offene betrachtet werden kann, wäre ich der unmassgeblichen Ansicht, dass dieses Gebilde treffender mit dem Namen Brunftdrüse zu bezeichnen wäre.

Bemerkenswert erscheint noch ferner die Schädelbildung der Gemse. Alte Jäger haben seinerzeit behauptet, dass ein ziemlich grosser Stein der Gemse an den Kopf rollen könne, ohne dass dieselbe eine namhafte Verletzung davontrage. Dass dem nicht so ist, beweist die ganze Bildung der Schädelknochen. Die Wandungen der Schädelknochen, ganz besonders aber die Schädeldecke ist

so auffallend dünn, dass sie bei einem schwachen Anpralle zertrümmert oder wenigstens gesprengt werden muss. Wäre sie nicht so elastisch und die behaarte Decke nicht etwas compact, vermöchte sie ein schwacher Steinwurf durchzuschlagen. Je höher der Standort der Gemse ist, umso leichter und dünner sind ihre Schädelwandungen. Bei den sogenannten Graththieren tritt diese Erscheinung am auffallendsten hervor. Gerade dort, wo die Thiere am meisten der Gefahr vor abrollenden Steinen ausgesetzt sind, ist das Gehirn am wenigsten gegen Verletzungen von aussen geschützt. Dieser Umstand ist, nebenbei gesagt, ein etwas unbequemer Strich in die Rechnung der alten und neuen Zweckmässigkeitstheoretiker.

Das Gehirn der Gemse ist bei jungen Thieren auffallend weich. Erst mit dem zweiten und dritten Jahre erhält es eine festere Consistenz und complicirtere Windungen. Bei einem recht alten Burschen ist es schon ein recht sehenswertes Gebilde. Nach den Untersuchungen von Bibra besitzt es unter allen Thieren den grössten Phosphorgehalt, nämlich 3·75 Percent, steht also in dieser Beziehung sogar den Menschen um 1·75 Percent voraus. Wäre das Denken, wie einige Philosophen behaupten, nur eine phosphorescirende Thätigkeit des Gehirns, so müsste so ein alter Gamsbock in seinem Gehirnkästlein die welterschütterndsten Gedanken aushecken, und wir müssten lebhaft bedauern, dieselben nicht in schweinsledernen Folianten cubikmeterweise aufspeichern oder — verschleissen zu können.

Nun erübrigt uns noch, einen kurzen Blick auf die Bildung der Läufe zu werfen.

Was die Natur bei der Knochenbildung des Schädels vergessen, das hat sie da reichlich wieder



Lauf der Gemse.

ausgebessert und in den Läufen ein Meisterstück eines praktischen und ausdauernden Organes geschaffen. Aus dem ganzen Laufe ersieht man schon von aussen, dass er geschaffen ist, um in seinen Bewegungen

seltene Kraft und bewunderungsvolle Ausdauer zu vereinen. Die Läufe sind im Verhältniss zum übrigen Körper so auffallend stark, dass man sie fast plump nennen kann. Ihre Muskeln sind fest, zähe, von ausserordentlicher Dehnbarkeit und werden hierin noch überboten von den stahlharten und doch überaus elastischen Sehnen. Diese sind besonders in den Gelenken am höchsten entwickelt und schützen besonders das auffallend gebaute, durchgebogene Fesselgelenk. Raoul von Dombrowski sagt in seinem ausgezeichneten „Lehr- und Handbuch für Berufsjäger“ über dasselbe ebenso kurz als treffend: „Es begünstigt diese Bildung einen ebenso kräftigen Absprung als den Aufsprung auf hartem unnachgiebigen Boden, indem

in Folge der weniger steilen Baulinien der Läufe Anprall und Erschütterung wesentlich abgeschwächt werden“.

Die Schalen sind schwarz, stahlhart, mehrfach gerieft, an den Rändern äusserst scharf, so dass sie an einem kleinen Vorsprunge sich mit meisselartiger Kraft fest ansetzen können. Besonders an den Vorderläufen lassen sie sich auch sehr weit auseinanderspreizen, was dem Thiere bei seinen Märschen über harstige Schneeflächen, Gletscherfelder und abschüssige Steinhalden von wesentlichem Vortheile ist. Das Geäfter dagegen ist nicht sonderlich stark entwickelt und bei normaler Stellung dem Laufe angeschmiegt. Man kann sagen, dass die ganze Laufbildung vorzüglich den Terrainsverhältnissen der Alpen angepasst ist. In vorstehender Figur sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten zur Anschauung gebracht.

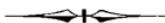
Die Gais hat an ihrem Gesäuge nicht wie die Ziegen zwei, sondern vier Zitzen, gleich den anderen Antilopenarten.

Die Gemsgais duldet ihre Kitze bis zum Spätherbste am Gesäuge und vertreibt sie wieder davon, wenn sie die Liebesfreuden gründlich ausgekostet und deren Consequenzen fühlt. Während des Sommers bemerkt man oft auch, dass sich die im zweiten Jahre stehenden Gemsen noch an das Gesäuge herandrängen und dass ihrem Verlangen von der Gais nachgegeben wird, besonders dann, wenn sie blos ein Kitz führt; hat sie deren zwei, so werden an ihr Gesäuge ohnehin schon hohe Anforderungen gestellt, weshalb die Gais solch unbegründete Forderungen von Seite der letztjährigen Descendenz zurückzuweisen pflegt.

Obwohl die Gemsen beiderlei Geschlechts schon im dritten Jahre fortpflanzungsfähig werden, so ist ihr Wachsthum zu dieser Zeit noch nicht beendet und setzt sich noch längere Zeit fort. Die Gais setzt das erstemal in der Regel nur eine Kitz, in den späteren Jahren wohl öfter, aber nicht regelmässig zwei Kitze. Dass eine Gemse drei Kitze gesetzt hat, ist wohl auch schon vorgekommen, aber dies gehört zu den äussersten Seltenheiten. Am stärksten und raschesten entwickeln sich die jungen Thiere, wenn nur je eines derselben bei einer Gais steht.

Die Gemse soll im Allgemeinen ein Alter von 20—25 Jahren erreichen. Unter Umständen mögen einzelne Exemplare vielleicht noch älter werden, die wenigsten aber dieses Alter erreichen. Die grosse Mehrzahl fällt entschieden früher entweder dem Rohre des Jägers oder einer anderen von den zahlreichen Gefahren zur Beute.

Ich selbst kenne in den carnischen Alpen einen Bock, der nachweisbar durch 15 Jahre den Bemühungen der Jäger spottet. Es ist ein abgefemter, capitaler, aber auch schon fast ganz grauer Bursche.





## II.

## LEBENSWEISE DER GEMSE.

Ueber die montane Region hinauf erstreckt sich die Zone des Baumwuchses oft weit in die alpine Region, den Fuss der Alpenmatten mit einem Waldgürtel umkleidend. Sind diese Bäume auch in vielen Fällen nicht mehr von jener Üppigkeit, wie man sie im tieferen Bergwalde gewöhnlich findet, so weist der Wald des untern Alpengebietes doch noch immer ganz beachtenswerthe Schönheiten auf. Schlanke, stattliche Stämme mit dichter Verastung streben mächtig in die Höhe, ranken mit ihren Asten dicht in einander, sich so gegenseitig schützend gegen die rasende Windsbraut, welche oft genug in dieser Höhenzone ihre entfesselte Macht zur Geltung bringt und alles unter ihrem Toben niederreißen möchte. Zahlreiche niedergeworfene, zu weithin leuchtenden Skeletten abgeblasste Stämme vereinzelter Stände erzählen uns von ihrer Riesenkraft. Diejenigen Bäume, welche bis jetzt mit Erfolg dem Wüthen der Orkane getrotzt, dem starken Schneedrucke widerstanden,

scheinen vielfach im Kampfe ums Dasein ergraut zu sein. In langen Fasern, grauen Riesenbärten gleich, hängen von den Ästen und Zweigen die Fäden der *Usnea barbata*, der grauen Bartflechte. Zahlreiche andere Flechtengattungen haben sich an den Stämmen angesiedelt und in den Rissen der rauhen Rinde einen festen Stand gefunden. Durch das Ast- und Flechtengewirre streicht mit lauten Lachtönen der Schwarzspecht mit seiner hochrothen Haube und seinem keilförmigen Schnabel. Die wunderlieben Goldhähnchen zwitschern und turnen durch die Zweige, und am Stamme hinauf schraubt sich die aufmerksame Spechtmeise. Die Kreuzschnäbel, dieses allezeit muntere Zigeunervölkchen, fliegen von Baum zu Baum, mit vieler Kunstfertigkeit die Zapfen öffnend und den harten Schuppen die geflügelten Samenkörner entreissend. Hoch im Gezweige nistet versteckt der Zeisig und beutegierig huscht der Baumrarder durch die Usneabärte. Schweren Fluges streicht der stattliche Auerhahn oder der hübsche Birkhahn aus dem schützenden Geäst nach den Plätzen, welche frische Beeren zur Äsung spenden. Mit pfeilartiger Schnelligkeit sausen einzelne Raubvögel dahin, um einen sorglosen Sänger zum Morgenimbiss zu erhaschen. Um die Büsche, welche die Waldlisiere kränzen, spinnt die *Atragene alpina* ihre grünen Ranken mit den blauen Blütenköpfchen. Hunderte verschiedenartiger Käfer treiben sich auf den Bäumen oder in den schwellenden Moospolstern des Waldbodens herum.

Je höher aber der Wald hinansteigt, um so mehr verliert er an üppigem Wachsthum. Vereinzelter und niedriger werden die Bestände, bis sie

von den Alpeenerlen oder den Latschendickungen abgelöst werden. Weite kräuterreiche Wiesen mit prächtigen Blüten wechseln mit den langweiligen, von dem Schnee niedergedrückten Erlenbeständen. Auf dem spärlichen Erdreich verhüllen in ausgedehnten Beständen die Krummholzkiefern (Latschen) die Nacktheit des Bodens. Wo auch diese ihr Fortkommen nicht finden, da sprossen die Zwergweiden oder verfilzen sich in tausenden von Pflanzen die *Azalea procumbens*. Aus dem grünen Blattgewirre streckt der blaue Eisenhut seine helmartigen Blüten oder lachen die verschiedenen Gentianen hervor. Dunkel gefärbte Falter gaukeln um die würzigen Alpenblumen und über ihnen jagt die Alpenbraunelle nach Insecten. Dort am Rande des mit dunkelgrüner Kresse eingesäumten Bächleins spaziert mit graziösen Geberden die gelbe Bachstelze. Im niedrigen Gebüsche hat der „einsame Spatz“, die Blaudrossel, ihr luftiges Heim aufgeschlagen. Rhododendronbüsche mit ihren leuchtenden Blüten ziehen sich längs der Abhänge dahin; unter ihnen pflegt nicht selten die Birkhenne mit ihren Küchlein herum zu stöbern oder es gaunert hie und da ein Fuchs darin herum, wohl wissend, dass ihm hier weit eher als auf freier Alpenweide eine Beute winkt. Unter den Steinvorsprüngen oder vereinzelt stehenden Büschen steckt der furchtsame, mit seinem runden Kopfe recht drollig dumm dreinschauende Alpenhase, *Lepus variabilis*.

Höher und höher aber thürmt die Alpenwelt ihre Erhebungen empor. Allmählig bleibt der Pflanzenwuchs mehr und mehr zurück. Statt der üppig grünen Matten starrt graues Gestein. Vereinzelt spriessen die zähen *Carex*-Arten hervor.

Ab und zu zeigt sich eine Krummholzkiefer oder eine bescheiden sich duckende Alpenweide. Weite Rillen und tiefe Furchen haben sich in der Alpenmassigen Körper gegraben, die Abflussstellen für das wildschäumende Schmelzwasser der Frühlingsmonate. Grath an Grath, Zacke an Zacke reiht sich. Grau, rissig, verwittert heben die höchsten Zinken ihre spitzen Häupter in das Blau des Himmels hinein. Senkrechte Felswände steigen empor, als hätten sie sich hingestellt, hier jedem animalischen und vegetativen Leben Halt zu gebieten. Über den hohen Abstürzen ziehen sich schmale Rahmen spärlich mit zähem Grase oder weissblühenden Steinbrecharten, ab und zu auch mit genügsamen Straucharten besetzt. An den unzugänglichsten, himmelanstrebenden Wänden bemerken wir den rothflügeligen Mauerspecht, diesen merkwürdigen Vogel, der mit seinem colibriartig gebogenen zarten Schnabel nach Kerfen jagt in einem Gebiete, das im kein anderer Vogel streitig macht. Wie die Fliege an der Fensterscheibe, so klettert an den steilsten Felspartien, seine abgerundeten Flügelein halb öffnend, um so für sein leichtes Körperchen eine grössere Luftsäule zu schaffen. Treffend nennt ihn Dr. Girtanner die „lebende Alpenrose“.

Unter den deckenden Felsvorsprüngen findet man ab und zu eine kleine Colonie von Felsenschwalben (*Hirundo rupestris*) und sieht sie in nahezu rechtwinkeligen Biegungen blitzartig um die Felsenecken segeln. Unter dem grauen Steingerölle hat sich das prächtige Steinhuhn eine Heimat gesucht. Längs eines berasten Joches fliegt mit den bekannten Lachtönen das Alpenschneehuhn.

In der Luft ziehen die lärmenden Alpendohlen oder gleichen auf einem Felsvorsprunge mit vielem Geschrei ihre häuslichen Differenzen aus. Seltener ist die Felsenkrähe mit ihrem korallenroth leuchtenden Schnabel, nirgends aber fehlt der stämmige Alpenrabe, der mit seinem dumpfen „Kroh — Kroh“ oder „Klong — Klong“ die Stille unterbricht.

In den vorgeschobenen Steinmoränen trifft man in manchen Gegenden auch das Murmelthier, das sich auf einem Steine sonnt, plötzlich aber pfeifend in seinem Baue verschwindet, wenn es Gefahr für seine eigene Sicherheit wahrzunehmen glaubt. Hoch über den starren Bergriesen zieht der weissköpfige Geier oder der Adler seine ungeheuren Kreise, so im blauen Aether sein Gebiet durchspähend. In einzelnen Theilen der Alpenregion findet man hie und da den Geieradler (*Gypaëtos barbatus*). Allzuhäufig wird indess dem Alpenjäger diese Gelegenheit nicht, da dieser Vogel, wenigstens in den österreichischen Alpen, dem Aussterbeetat nahe zu sein scheint.

Wohin das Auge reicht, starren Hunderte von nackten Zinken, und Hörnern empor. Furchtbare Abgründe gähnen und darüber hin hat vielleicht der ewige Schnee seine Firndecke gebreitet. In jähem Absturze zerstäuben sich die Tröpfchen der Schmelzwasser, bei günstiger Beleuchtung einen reizenden Farbenbogen vor das entzückte Auge zaubernd. Das Ohr vernimmt das Tosen niederstürzender Wasser, das seltsam schallende Klängen der in weiten Bogen der Tiefe zueilenden Steine oder den Schrei eines hungrigen Raubvogels. Minutenlang herrscht oft wieder Todes-

stille, dann tönt tief unten von einem Felsgrathe der helle Jauchzer des Gaisbuben, der mit seinen Thieren so hoch heraufzieht, als sich ein saftiges Hälmchen finden lässt. Der Knirps sitzt am liebsten auf hohem Felsvorsprunge, um von da aus die weite Welt unter sich zu überblicken, nach dem Gelege eines Alpenrabens zu sehen oder nach dem grobgefügtten Horste des königlichen Adlers zu spähen.

Das ist in schwachen Zügen das Gebiet, in welchem mit Vorliebe die flüchtige Gemse weilt. Obwohl sie eigentlich von Haus aus eine Bewohnerin der obersten Waldregion ist, verbreitet sie sich doch über das ganze Alpengebiet. Da man ihr häufig in den unzugänglichsten Felsen begegnet, hat man sie vielseitig zu einer Felsenbewohnerin par excellence machen wollen. Das ist sie jedoch entschieden nicht. In Gegenden, wo sie in den obersten Waldgürteln noch ihre ungestörte Ruhe findet, wo sie von den Menschen nicht beunruhigt wird, da weilt sie entschieden lieber, als droben in schauerlicher Felsenwildnis, gedeiht auch in solchen Lagen viel besser als in den Felslabyrinthen. Nur gezwungen nimmt sie ihren ständigen Aufenthalt auf den höchsten Grathen. Kann sie sich bewegen nach ihrer Wahl, so wird sie wohl die Felsen hinansteigen, um daselbst die würzigen Pflanzen abzuäsen, wird aber zur Ruhe sich immer wieder in die Waldeszone zurückziehen. Leider sind solche Reviere, in welchen die Gemse ungestört den oberen Waldgürtel bewohnen kann, nicht mehr allzuhäufig. Das Feuerrohr des Jägers, der Ziegenhirte und die Schafherde des Gebirgs-

bewohners treiben sie immer mehr und mehr den kalten Firnen zu.

Nach dem Hauptaufenthalte der Gemsen pflegen die Alpenjäger Wald- und Keesgemsen zu unterscheiden; erstere sind entschieden stärker als die letzteren, weil sie immer reichlichere Äsung finden, minder ausgedehnte Wanderungen unternehmen müssen, bis sie die ihnen zusagende Äsung finden. Besonders schwache Stücke werden nicht selten auch mit den Namen Graththiere belegt. Aus dem Umstande, dass die Gemse um so schwächer sich entwickelt, je felsiger ihr Wohngebiet ist, dass sie im Gegentheile stärker wird, je näher sie der Waldesgrenze ihren Hauptstand hat, geht schon hervor, dass sie eigentlich ein Hochwaldthier ist.

Jene Gemsen, welche in der zauberischen Waldesruhe gesetzt werden, geben dem niederen Stande immer entschieden den Vorzug, jene dagegen, deren Wiege oben an der Firngrenze gestanden, geben gewohnheitsgemäss den höheren Regionen den Vorzug, weil sie mit denselben innig vertraut und so scheu werden, dass sie sich in tieferen Lagen nicht recht wohl fühlen. Haben sie jedoch durch das Alter mehr Erfahrungen gesammelt, haben sie gelernt, wirkliche Gefahren von scheinbaren scharf zu unterscheiden, dann erst kommen sie langsam dahin, den tieferen Lagen den Vorzug zu geben. Eine sogenannte Waldgemse dagegen wird nur nothgedrungen in der Nähe des Firns ihren ständigen Aufenthalt nehmen. Zwar wird jede ab und zu die höchsten Felsen erklettern, wird längs der schmalen Felsrahmen hin- und wiederwechseln, wird aber immer

zu ihrem früheren Standquartiere zurückkehren, wenn ihr die Verhältnisse die nöthige Sicherheit zu gewähren scheinen.

Eine Illustration hiezu möge folgende Thatsache geben: Ein schönes Revier für Waldgemsen wurde von einem enragirten Jagdschinder gepachtet und seinen Grundsätzen gemäss ausgenützt. Tag für Tag wurden die ausgedehnten Flächen durch Treiber und Hunde beunruhigt. Was dem tödtlichen Blei entgangen, zog sich in jene unwirthbaren Felsenwildnisse zurück und im Verlaufe von fünf Jahren hatte sich die jüngere Descendenz zu den ausgesprochensten Keesgemsen entwickelt. Als unter dem folgenden Jagdherrn durch zwei Jahre hindurch keine einzige Jagd abgehalten und auch auf der Pürsche kein einziges Stück erlegt worden war, zogen sich die kleinen Rudel wieder in ihre alten Standorte herunter und leben heute wieder als ausgesprochene Waldgemsen in der oberen Waldregion und den üppigen Hochgebirgsmatten.

Die Keesgemsen suchen wo möglich den Ersatz für den rauschenden Wald in den zu höchst befindlichen, weite Strecken überziehenden Latschen- und Alpenerlen-Dickungen. In dem verworrenen Geäst der Krummholzkiefer besonders wissen sie sich bald vorzüglich zurecht zu finden und thun sich darin nieder, durch das dichte Gezweig gedeckt vor dem Späherblick der verschiedenen Feinde. Wenn die Gemse auch den Tag über in unmittelbarer Nähe des ewigen Schnee oder auf dem kalten Firne selbst ihr Lager nimmt, so vertauscht sie es doch gerne für die Nacht mit einer ruhigen Krummholzdickung. Ganz besonders geben die Böcke solchen Stellen gerne den Vorzug.

Bezüglich ihrer Lebensweise ist die Gemse ein entschiedenes Tagthier. Sie unternimmt bei Tage ihre Wanderungen und ruht bei der Nacht. In der thaufrischen Morgenfrühe ziehen sie auf Aesung, wechseln die mit Gras und zarten Kräutern bewachsenen Rücken entlang oder suchen bekannte ruhige Grasplätze auf. Da äsen sie die zarten Grasspitzen, die duftigen Kräuter, lassen aber dabei keinen Augenblick ihre Sicherheit aus dem Auge. In ruhigen Lagen verweilen sie gewöhnlich bis neun oder zehn Uhr und thun sich gerne zeitweise auf hervorspringenden Felsenstirnen mit jähem Abfalle nieder. Nach kurzer Siesta ziehen sie dann äsend und spielend entweder einem Waldbestande, einer Krummholzdickung oder dem Firnschnee zu, wo sie sich niederthun und wiederkauend ihre Zeit verbringen. Ohne jede weitere Vorbereitung thut sich die Gemse an einer ihr passend erscheinenden Stelle so nieder, dass ihr Körper auf den eingebogenen Läufen ruht. Diese Lage ermöglicht ein sehr rasches Erheben; mit einem einzigen, blitzartigen Rucke wird sie hoch, sobald sie etwas Verdächtiges wahrgenommen zu haben glaubt. Ob sie nun auf schwellendem Moospolster, auf hartem Fels oder kaltem Firn sich niederthut, das scheint ihr keine Sorge zu machen. Oft sieht man sie auf harter, vorspringender Felsplatte ruhen, während der vielleicht kaum zwei Meter entfernte dicke Rasenüberzug ihr den ganz gleich günstigen Ruheplatz zu bieten vermöchte. Wählerisch oder bequem ist die Gemse einmal nicht; Verweichlichung kann man ihr in keinem Falle nachsagen.

Abends, ungefähr um vier oder fünf Uhr, werden

die Gemen wieder rege. Sie verlassen ihre Hochwarte oder sichern sorgsam aus der Dickung heraus, in der sie den Tag über gesteckt sind. Sie sichern und winden sehr eifrig nach allen Seiten und verlassen dann, voraus eine alte gewitzigte Gais, ihren Ruheplatz. Der alte Bock, der schlaue Kerl, lässt immer die Gaisen zuerst austreten und pflegt dann langsam seinem erwählten Äsungsplatze zuzuziehen. Sehr gerne besuchen sie die Plätze, auf denen sie am Morgen ihre Äsung aufgenommen, jedoch nur dann, wenn daselbst alles ruhig und keine, wie immer heissende merkliche Veränderung vorgegangen ist. Bis zum Einbruch der Nacht nehmen sie ihre Äsung auf und suchen dann ihr Lager, meist ohne sich gerade an einen bestimmten Platz zu halten, wie das manche andere Thiere zu thun pflegen. Jeder Platz, der ihr Sicherheit verspricht, ist ihr recht, sei es nun hinter einem Steine, unter einem Felsvorsprunge, zwischen vorstrebenden Felsen oder selbst in nicht tiefen Grotten. Obwohl sie ihr Nachtlager gern in kleinen Rudeln zusammen nehmen, pferchen sie sich doch nicht aneinander, sondern thun sich immer in grösseren oder kleineren Abständen von einander in oft recht maulerischen Gruppen nieder.

Bei recht klarem Mondscheine bemerkt man nicht selten, dass die Gemen ihre Äsungszeit bis zehn oder elf Uhr in der Nacht ausdehnen. Vorzüglich geschieht dies dann, wenn sie am Abend beunruhigt oder durch einen Zufall in ihren Lebensgewohnheiten gestört worden sind. Bei solchen Gelegenheiten pflegen sie aber durchaus nicht sorglos, sondern eher noch aufmerksamer als am Tage zu sein.

Vielfach ist behauptet worden, dass die Gemse nicht trinke, sondern sich lediglich mit dem Thau begnüge, den sie am Morgen mit ihrer Äsung anfnehme. Meine eigenen Beobachtungen sowie die Versicherungen alter Gensenjäger widersprechen dieser Behauptung. Tritt sie zwar nicht so regelmässig zur Tränke wie einzelne andere Wildarten, so scheint es von Zeit zu Zeit doch ein Bedürfnis für sie zu sein, sich an dem sprudelnden Quell zu laben. Vorsichtig tritt sie in diesem Falle zum Wasser, sucht sich gerne eine Stelle aus, an welcher das Wasser ziemlich ruhig steht, und trinkt dann nach Art der Ziegen, jedoch in mehreren Absätzen. Dies geschieht besonders gerne am Nachmittage, wenn sie in der Morgenfrühe nach der Äsung eine Salzlecke angenommen hat. Sie trinkt aber zu Zeiten auch des Morgens, vorzüglich im Herbst, wenn die ganze Nacht hindurch ein lauer Südwind, der sogenannte Föhn oder Jauk geherrscht und eine reichliche Thaubildung verhindert hat. In diesem Falle findet die Gemse auf den Gräsern keine ausreichende Menge von Feuchtigkeit und tritt ans Wasser, noch bevor sie die Äsung beendet hat. Dies zu beobachten hat man besonders in den südlichen Kalkalpen Gelegenheit, wo der alles aufrocknende Föhn zu Zeiten sehr stark auftritt. Ist dagegen auf Gras und Kräutern der Thau in hinreichender Menge vorhanden, und hat nicht die Annahme einer starken Salzlecke das Feuchtigkeitsbedürfnis ungewöhnlich erhöht, so kann sie ganz gut lange Zeit aushalten ohne zu trinken. Schwächer ist auch das Wasserbedürfnis, wenn sie von Frische und Saftreichtum strotzende

Gräser erhält, als wenn sie mehr dürre, trockene Äsung aufzunehmen genöthigt ist.

Von einer in der Gefangenschaft lebenden Gemse ist mir bekannt, dass sie in Folge des Wassermangels einging. Hinreichlich mit trockener Äsung, besonders mit Mais, den sie sehr liebte, versorgt, wurde sie während einer Reise des Besitzers eingesperrt, doch hatte der Diener unterlassen, sie zugleich mit Wasser zu versorgen. Am fünften Tage fand er die Gemse dem Verenden nahe. Da sie sonst gerne trank, fiel ihm seine Vernachlässigung ein und er lief rasch um Wasser. Das arme Thier trank in langen gierigen Zügen, wurde bald darauf etwas frischer, lag aber am kommenden Morgen verendet in ihrem Stalle. Ein sehr kundiger Thierarzt erklärte nach einer eingehenden, sorgfältigen Untersuchung, dass sie rein nur in Folge des zu grossen Wassermangels eingegangen sei. Dazu mag noch bemerkt werden, dass der Diener seine Vernachlässigung erst eingestand, als der Thierarzt seine Erklärung bereits abgegeben hatte.

Mit der Äsung pflegt die Gemse oft Haare, unverdauliche Wurzeln, Wolle von Pflanzen u. dgl. aufzunehmen. Durch das Lecken an einzelnen Körperteilen bringt sie auch von ihren eigenen Haaren ins Geäse, schlingt dieselben dann beim Wiederkäuen oder mit der Äsung hinunter. Da solche Stoffe nicht verdauen, bleiben sie im Waidsacke liegen, ballen sich daselbst zusammen und erhalten eine rundliche Form. Das sind die sogenannten Gemskugeln, die man nicht selten im Waidsacke der Gemen antrifft und die unter dem Namen Bezoarsteine (*aega gropole*) allgemein bekannt sind.

In früheren Zeiten schrieb man diesen Gembkugeln eine ganz zauberhafte Heilkraft zu und bezahlte dieselben um so theurer, je brauner und grösser dieselben waren. Man findet Gembkugeln, welche nur die Grösse einer gewöhnlichen Wallnuss haben, aber auch solche, welche die Grösse eines Hühnereies merklich übersteigen.

Der Charlatan Adam Lebwald erzählt in seiner „Damographia oder Gembenbeschreibung“, dass er mit sechzig Gembkugeln einen vom Schlage gerührten Prälaten geheilt habe und zählt bei dieser Gelegenheit die ganz erkleckliche Anzahl von vierzig Krankheiten auf, gegen welche die Gembkugeln als Heilmittel angewendet werden.

Die „Kraft und Tugend - vollen Gembkügel“ nennt er einen „zusammengesammelten Schatz in des Gemben Magen Kammerl“ und vindicirt denselben folgende Vorzüge:

Eine Gembse, welche eine Kugel in sich trägt, kann alle anderen mit dem Geruch ergötzen, dass sie viele Tage ohne Äsung leben können;

die Gembkugel stärkt den Ancheum und Lebensgeist, wenn man sie bei sich trägt;

widersteht sie allem Gift, wenn man sie in der Nähe des Herzens oder unter der Achsel trägt;

aus den Kleidern vertreibt sie Spinnen, Schaben und andere Würmblein“;

um den Hals gehängt wirkt sie als probates Mittel gegen Schwindel, Schwachheit des Hauptes, Kopfschmerz, Ohnmacht, Herzklopfen und Ängsten;

den Pestbeulen vermag sie das Gift zu entziehen;

ein Messerspitz voll von einer gepulverten Gembkugel eingenommen macht 24 Stunden schuss- und wundfrei (worin jedoch der Verfasser selbst einen Aberglauben erblickt);

beim Kugelgiessen etwas dem flüssigen Blei beigemennt, soll eine solche Kugel jede Gemse treffen;

ist sie „allen Gliedern mit einer Gleichnuss verwandt und eine rechte Panacea des Hauptes und Herzens, des Magens und Eingeweidcs“.

Nach ihm lässt sich ferner jede Gemse, welche eine solche Kugel trägt, an folgenden Merkmalen erkennen:

1. Sollen solche Gemen viel frischer, schöner und hurtiger sein;
2. sollen sie doppelt pfeifen;
3. haben sie weisses Haar auf den Seiten;
4. endlich haben sie „geflachte“ und an den Enden weisse Krikeln, was der hochgelahrte Verfasser selbst auf einer Gembjagd bestätigt gefunden haben will.

So die Ansichten im Jahre des Heils 1693.

Nebst diesen Stücklein finden Liebhaber in dem genannten Buche noch manch andere, ganz artige — Dummheit.

Bei den Wasenmeistern, Uringuckern und curpfuschenden Weibern stehen die Bezoarsteine übrigens heute noch in einem bedeutenden An-

sehen und ist mir noch vom Jahre 1883 ein Fall bekannt, dass ein Wilderer eine Gemskugel um acht Gulden verkaufte. Bei manchen Gebirgsbewohnern ist es noch immer das erste, dass er beim Aufbrechen einer Gemse nach der Kugel sucht und dieselbe wie einen Talisman verwahrt.

Eine Gemskugel, die in der Christnacht einer frisch aufgebrochenen Gemse entnommen, dann dreimal in derselben Nacht um die nächste Dorfkirche getragen wird, lenkt den bestgezielten Schuss ab, macht hieb- und stichfest. So steht es in der Überlieferung des Alpensohnes. — Vorläufig scheint noch kein Zweifel vorhanden zu sein, dass die Dummheit gänzlich aussterbe.

Manche Jäger glauben, dass ein allzugrosses Anwachsen der Gemskugel das Thier hindere, ein genügendes Quantum von Äsung aufzunehmen und eine gewisse Verkümmernng zur Folge habe.

Ein Gebirgsjäger, der nebenbei gesagt, schon über vierhundert Gemen erlegt hat, erzählte mir, dass er in seinem Reviere einen Gamsbock habe, der „am Bezoarstein leide“. Auf meine Frage, woraus er das entnehme, entgegnete er, dass das Stück auffallend spät und nur schwach verfärbe, auch oft zu ungewöhnlicher Zeit auf Äsung ziehe, dabei aber immer nur kurze Zeit aushalte. Ich beschloss, den Burschen in flagranti auf einem starken Jägerlatein zu ertappen und ersuchte ihn, mich diese Gemse abschiessen zu lassen. Er zeigte sich dazu ganz bereit. In wenig Tagen darauf stieg er mit mir zur Alpe empor. Mit gutem Winde pürschten wir ein Rudel an. Nach kurzem Hinspähen bezeichnete mir der Jäger das Stück.

Es hatte sich von den andern abseits niedergethan und war wirklich an seiner auffallend lichterem Farbe von den andern leicht zu unterscheiden. Ich pürschte mich an das Stück heran und setzte ihm meine Kugel aufs Blatt, dass es unterm Feuer blieb. Die übrigen Gemsen flohen wie von den Furien gepeitscht den nächsten Hochkämmen zu. Halbeis, so hiess der Jäger, brach die Gemse mit Siegesgewissheit auf und entnahm dann triumphierend eine Gemskugel der grössten Art. Dieselbe hatte eine stark ovale Form, ihr Längendurchmesser hatte 18·8 Centimeter und der kürzere Durchmesser 16·4 Centimeter. Das Stück war wirklich gering am Wildpret, zeigte sich aber sonst vollkommen gesund.

Nach der Aussage des Jägers kann ein solches Stück nicht genug Äsung aufnehmen und bleibt so gering am Leibe. Er versicherte, dass er das schon oft zu beobachten Gelegenheit gefunden habe.

Ich setzte in diese Theorie noch immer ein gewisses Misstrauen. Bei dem vorliegenden Bocke hatte er zwar recht gehabt, dass er ihn als eine Gemskugel tragend angesprochen hatte, aber es können auch andere Umstände mitgewirkt haben, die nicht mehr eruirt werden konnten.

Während ich dieses niedergeschrieben habe, erhielt ich von einem andern sonst sehr vertrauenswürdigen Gemsenjäger die Nachricht, dass er einen am Wildpret auffallend geringen Gemsbock von lichter Färbung erlegt habe. Dem Schreiben lag eine frische Gemskugel bei, von ebenfalls ziemlich stark ovaler Form. Sie sollte von dem erwähnten Gemsbocke herkommen. Ihr Längen-

Durchmesser hat 19·5 Centimeter und der kürzere Durchmesser 16·9 Centimeter.

Also auch dieser Fall scheint für die Theorie des Jägers Halbeis zu sprechen.

Ich begnüge mich, diese Facten hier anzuführen und dadurch weitere Beobachtungen zu veranlassen, da die vorliegenden zwei Fälle kein entscheidendes Kriterium abzugeben vermögen.

Bei kaum einem anderen Thiere wirken see-lische Erregungen so sehr auf die äussere Erscheinung ein als bei der Gemse. Mit einem Schlage stellt sie sich uns oft so verändert in ihrer äusseren Erscheinung dar, dass man glauben möchte, nicht ein und dasselbe Thier vor sich zu haben.

Betrachten wir sie, wenn sie ganz vertraut ihre Äsung aufnimmt oder sorglos neben ihren Kameraden steht, da ist ihre ganze Erscheinung durchaus nicht schön zu nennen. Sie macht oft einen unförmigen Buckel, hält den Kopf nahezu wie ein Schaf vorwärts, stellt die Läufe schief oder krumm und jede ihrer Bewegungen hat etwas Eckiges, fast könnte man sagen Unbeholfenes, ja es genirt sie nicht einmal im mindesten beim Übertreten mit dem Hinterkörper so recht inpertinent faul hin- und herzuschlenkern. In dem ganzen Körper scheint die blödeste Schafsnatur, der stupideste Geist zu stecken. Nicht einmal die Hausziege bringt es zustande, sich in einem solchen Phlegma gehen zu lassen, wie die Gemse, wenn sich dieselbe vollkommen sicher glaubt.

Treten wir ihr dagegen in den Wind, so reicht eine einzige Secunde hin, diese ganze äussere Erscheinung umzugestalten. Hoch hebt sich der Windfang, der ganze Körper stellt sich straff, die vorher so plump übersetzten Läufe spannen sich wie Stahlsehnen, der Hals entwickelt eine fast unglaubliche Elasticität, so dass die witternde, sich in die Höhe streckende Gemse nahezu zwei Meter hoch zu sein scheint. Der Kopf fliegt nach allen Seiten, der Windfang arbeitet mit verzweifelnden Bewegungen und im nächsten Augenblicke saust sie wie der entfesselte Sturmwind dahin, sobald sie sich klar geworden, von welcher Seite ihr der Wind etwas Verdächtiges zugetragen. Jede Bewegung verräth Kühnheit, markige Kraft, die sich mit seltener Anmuth paart. Im Augenblicke der Gefahr, auf der Flucht, da verdient sie den Namen „Königin der Alpen“. Wenn sie so dahin eilt, dass ihre Läufe kaum den Boden zu streifen scheinen, dann kann man ihr die ungetheilteste Bewunderung nicht versagen. Ist sie nach solch rasender Flucht auf dem nächsten Bergkamme oder einer andern vorspringenden Stelle angelangt, dann hält sie im Laufe inne, dreht sich mit Blitzesschnelle nach der Gegend, in welcher sie eine Gefahr vermuthet, spitzt die Lauscher, hält den Windfang hoch und sucht sich auf alle Weise davon zu überzeugen, ob sie der Gefahr gänzlich entgangen sei oder nicht. Einer Silhouette gleich hebt sie sich von dem schartigen Gebirgskamme ab. Lange dauert es, bis sie sich vollkommen beruhigt hat. Von ihrer Hochwarte aus äugt und windet sie vielleicht zum hundertstenmale, ehe sie sich wieder vollständig unbefangen gehen lässt. Am furchtsamsten

zeigt sie sich dann, wenn ihr der Wind die Witterung des Menschen zugetragen hat, und sie denselben nicht zu eräugen vermag. Ist der Mensch in ihr Sehfeld gekommen, dann pflegt sie mit bewunderungswürdiger Schärfe zu unterscheiden. Vor einem Hirten, einem Wurzelgräber oder einem Sammler der isländischen Flechte (*Cetraria islandica*) ergreift sie wohl die Flucht, bleibt aber schon auf der nächsten Erhebung gleichsam neckisch herausfordernd stehen; ist es dagegen der Jäger, den sie wahrgenommen, so flüchtet sie mit einer weit grösseren Eile und Ausdauer, beruhigt sich auch lange nicht sobald, als dies beim Eräugen der ersteren Gestalten zu geschehen pflegt. Sie kennt ihn gar wohl, den Jäger mit dem todbringenden Feuerrohre und trachtet ihm weit genug zu entfliehen.

Schon an der Witterung allein scheint sie den Alpenhirten vom Jäger zu unterscheiden. Man hat schon oft beobachtet, dass die Gemsen einen Hirten weit näher kommen lassen, als den Jäger. Gewisse Leute lassen als Erklärung hiezu den Instinct, diese wunderbar bequeme Münze aller Hohlköpfe, in Action treten, anstatt nach der ungleich näher liegenden Erklärung zu suchen. Wer einmal so einen Alpenhirten mit seinem von Mist starrenden Kleidern, der in Folge von Unreinlichkeit penetranten Ausdünstung aus nicht einmal allernächster Nähe gewittert, wenn so ein höllisches Odeur seine Nasenschleimhäute bis zum Überreiz gekitzelt, der wird offenbar nicht mehr lange zu klügeln brauchen, warum der äusserst feine Windfang der Gemse solch einen Stallpatriarchen von einem Jäger schon aus weiter Ferne

zu unterscheiden vermag. Dazu braucht es wahrlich keinen Instinct! Das bringt in ziemlicher Entfernung schon der Mensch mit seinem stumpfen Riechorgan fertig.

Bei einer flüchtenden Gemse haben wir am besten Gelegenheit, die Kletterkünste und Sprungfähigkeit unserer Alpenantilope zu bewundern. In einem kleinen Winkel strebt die Felswand empor mit ihren zahlreichen aber kleinen Unebenheiten. Eilt die Gemse einer solchen entgegen, glaubt man kaum, dass sie da einen Ausweg finden könne. Bald aber sieht man, mit welcher Geschicklichkeit sie jede Terrainsschwierigkeit zu überwinden, und den kleinsten Vorsprung für sich auszubeuten weiss. Bedächtig setzt sie ihre stahlharten Schalen an die rauhen Steinvorsprünge. Die äusserst scharfen Ränder fassen sich an der kleinsten Unebenheit fest. Sobald der erste Lauf sich eingesetzt hat, greift der zweite vorwärts und die weiteren folgen. Wo ein directes Aufsteigen nicht möglich ist, trachtet die Gemse in schiefer Richtung, mitunter auch in wohlberechneten Serpentinaen, ihrem Ziele zuzustreben. Bedächtiges Klettern vereint sich mit einer erstaunlichen Gewandtheit. Das Ansetzen der Schalen geschieht mit einer solchen Energie, dass man das Aufschlagen derselben auf dem harten Gestein bedeutende Strecken weit vernehmen kann. Bei einer Gefahr, die ein bedächtiges, langsames Klettern nicht rathsam erscheinen lässt, nimmt sie solche Stellen nur im Nothfalle an, wenn ihr kein leichter Ausweg geboten ist. Oft muss sie an Stellen, die nicht bekannte Wechsel sind, erst eine Zeit lang hin- und herspähen. Mit vieler Klugheit

berechnet und erwägt sie, versucht es rechts und links, schliesslich die leichtere oder doch sicherere Passage auswählend. Oft ist es ein Steinvorsprung von kaum zwei bis drei Cubikcentimeter, der ihr hoch droben in der Felswand das Weiterkommen ermöglicht. Das durchgebogene Fesselgelenk sowie die Fähigkeit, die Schalen weit auseinander spreizen zu können, kommen ihr bei solchen Kletterpartien trefflich zu statten. Bevor man sichs recht versieht, hat sie ein schmales Felsenband erreicht und wechselt über die vielleicht nur zwanzig bis dreissig Centimeter breite Fläche dahin, gar nicht achtend des schauerlichen Abgrundes, der vielleicht hunderte von Metern tief unter ihr gähnt wie ein schauriger Höllenrachen. Sie ist sich wohl ihrer Kraft und ihrer Gewandtheit bewusst. Quert eine Schlucht ihren Wechsel, setzt sie einen Augenblick fest an, jede Sehne spannt sich, und mit federndem Sprunge ist sie auf der andern Seite angekommen, daselbst festen Fuss fassend, wenn sich ihr auch nur eine Fläche von einem Quadratdecimeter darbietet. Da steht sie, die Läufe hart auf die kleine Fläche zusammengedrängt, bis sie wieder einen Punkt eräugt, der einen Anhalt für ihre Schalen bietet. So klettert sie hinauf zu schwindelnder Höhe, eilt von Klippe zu Klippe die höchsten Felsterrassen hinan. Im harten festen Gesteine klettert sie viel lieber als auf den lockern, zerbröckelnden Gebirgsformationen. Auf solch ausgewitterten Steinmassen beobachtet sie die äusserste Vorsicht, zieht bedächtig den schon angesetzten Lauf zurück, sobald sie gewahr wird, dass der Fels nachgibt oder zu weichen beginnt. Losgetretene Steinrümmer lässt sie ruhig der

Tiefe zu rollen und sucht dann gewöhnlich an der Abbruchstelle neuen Halt zu gewinnen, als wäre sie sich bewusst, dass unter der abgewitterten Stelle sich festeres Gestein befinde. Die vereinzelt oft in einer Steinsplate oder kleineren Aushöhlung sich klammernden Rasen betritt sie ebenfalls mit grossem Misstrauen und wählt dieselben erst dann zu einem Stützpunkte, wenn sie sich hinlänglich von der Festigkeit derselben überzeugt hat. Hat sie einen solchen Rasen losgetreten, dann wagt sie sich ohne besondere Berechnung auf die feste Unterlage.

Gewährt schon eine solche Kletterpartie, die mit Musse ausgeführt wird, einen interessanten Anblick, so steigert sich dies zur höchsten Verwunderung, wenn sie, den Feind hinter sich, in rasender Flucht begriffen ist. Da gibt es dann kein Wählen mehr, sondern es heisst wagen. Wie ein Sturmwind eilt sie dem Felsen zu, mit weitgespreizten Läufen klammert sie sich an die vorhandenen Unebenheiten, schießt mit federndem Sprunge der nächsten Felsenpartie entgegen. Rutscht sie auch manchmal mit einem oder zwei Läufen aus, das hält sie kaum um eines Gedankens Länge auf. Man glaubt das gehetzte Thier alle Augenblicke in die Tiefe kollern zu sehen, erblickt es aber schon in der nächsten Secunde weit ober der abschüssigen Stelle. Ist zwischen einem Steinvorsprunge eine so glatte Stelle, dass ein Haften ihrer Schalen die reinste Unmöglichkeit ist, schnellt sie mit allen vier Läufen auf einmal demselben entgegen, ohne sich in ihrer Flucht einen Moment aufhalten zu lassen. Sie strebt vorwärts mit dem

Muthe der Verzweiflung. Mögen Abgründe unter ihr gähnen, losgetretene Steine in weiten Sprüngen der Tiefe zukollern, sie achtet deren nicht.

Vor Jahren trieb ich eine Gemse zwischen zwei, etwa hundert Meter vorstehende, senkrecht aufstehende Felswände, dass ein Ausbrechen auf die eine oder die andere Seite die absoluteste Unmöglichkeit war. Nach vorwärts aber erhob sich wieder eine etwa fünfzehn Meter hohe nur äusserst schwach geneigte Steinwand. Ich erwartete ein verzweifelttes Zurückbrechen, da ich ein Vorwärtskommen für unmöglich hielt. Auf etwa zwei Meter Entfernung vor dem Felsen setzte sie so gewaltig zum Sprunge an, dass das zerbröckelt am Fusse des Felsens liegende Gestein nach allen Seiten auseinanderstob. Sie sprang sehr hoch, stürzte aber wieder zurück, um den Sprung zum zweitenmale zu wiederholen. Auch dieser missglückte. Sie stiess einen Ton der höchsten Angst hervor, flog noch einmal wie ein elastischer Ball empor, zwei Sätze noch, und die Gemse hatte dieses Hindernis überwunden. Eine nähere Besichtigung zeigte mir in einer Höhe von drei Metern einige etwa wallnussgrosse Erhebungen. Abermal zwei Meter weiter, nur wenig seitwärts, war eine vorspringende Platte, ungefähr ein Quadratdecimeter, und diese unscheinbaren Anhaltspunkte hatten hingereicht, um die ganze Höhe in rasenden Sprüngen zu gewinnen. Da das Gestein nicht sehr fest war, bemerkte man überall die Spuren von den Schalenrändern deutlich ausgeprägt.

So wenig die Gemse vor der verwegenen Kletterpartie zurückscheut, so wenig schreckt

sie vor einer Schlucht zurück, wenn das Übersetzen derselben nur halbwegs im Bereiche der Möglichkeit liegt. Die Vorderläufe einen Augenblick im Fluge anziehend, schnellt sie mit den Hinterläufen einer plötzlich aus der Spannung gebrachten stählernen Feder gleich nach vorwärts und eine etwa vier Meter breite Schlucht ist spielend überflogen. Wird die Gemse nicht verfolgt und hat sie hinreichend Zeit, misst sie bedächtig die Breite der zu übersetzenden Felsenspalte, schnellt ein wenig wie zur Probe empor und unternimmt dann den Sprung, wohl dessen Kraft berechnend und sorgfältig sich den Anhaltspunkt auf der anderen Seite aussuchend. Es ist geradezu wunderbar, welche kleine Fläche ausreicht, um sie nach dem Sprunge wieder festen Stand finden zu lassen. Kann sie die Vorderläufe ganz und fest aufstellen, so genügt es, wenn auch nur noch die Schalen spitzen der Hinterläufe sich ansetzen können.

Sie nimmt im Sprunge Klüfte, welche mehreremale ihre eigene Länge übersteigen. Brehm berichtet in seinem „Thierleben,“ dass von Wolten den Sprung einer Gemse von sieben Meter Breite gemessen habe. Ich mass eine Kluft an der Canisfluh im Bregenzerwalde, welche eine Breite von vier Meter aufwies. Da diese Kluft in einem Hauptwechsel lag, musste sie von den Gemsen, welche hinter derselben ihre Haupteinstände hatten, täglich übersetzt werden, wenn sie auf Äsung ziehen wollten. Nach einer Treibjagd fand man ein halbjähriges Gemskitz auf dem Grunde der hohen Kluft. Die Mutter hatte offenbar in höchster Noth diesen Wechsel angenommen, die Stelle auch glücklich

übersprungen, aber ihr Kitz war für diesen Sprung noch zu schwach und bei dem Versuche, der Mutter zu folgen, in die Tiefe gestürzt. Im Oberengadein sah ich eine Gemse über eine Kluft setzen, welche fünf Meter und sechzig Centimeter mass. Nach Angabe eines dortigen Jägers soll unter normalen Umständen dieser Wechsel nicht begangen und nur im äussersten Nothfalle angenommen werden. In der hohen Tatra in den Karpathen hatte ich Gelegenheit einen weiteren Sprung von fünf Meter und neunzig Centimeter zu messen. — Solche und ähnliche Sprungweiten mag es vielleicht noch hunderte geben.

In den vereinzelt Fällen oder angesichts der höchsten Noth kommt es auch vor, dass eine Gemse ihre Kraft überschätzt und in die Tiefe fährt, ehe sie den jenseitigen Rand erreicht. Ist eine solche Schlucht nicht allzutief, so kömmt sie meist ohne Schaden davon. Brehm berichtet von einem Gemsbocke, welcher nahezu hundert Meter tief von einem Felsen auf einen feinkörnigen Schotterkegel sprang, ohne dabei Schaden zu nehmen.

Auf dem Dobratsch in Kärnten pürschte der Jäger M. Florian, wie er im „Waidmanns Heil“ (Jahrgang 1883) erzählt, auf Gamsen. Nach einer vorausgegangenen Terrainschilderung fährt derselbe fort: Ich zählte zwölf Stück, aber leider keinen starken Bock dabei. Ich nahm also einen mittelstarken Bock aufs Korn und machte krumm. Nach dem Schusse stoben die anderen elf Stück, meist Gaisen und Kitze, blitzschnell auseinander, und zwei Gaisen suchten ihr Heil in der hohen Streich-

wand ober mir. Da ich beide durch eine schmale Rinne hinaufklettern sah, welche sich durch die steile Felswand, je höher desto schmaler werdend, hinaufzog, sich dann ganz verlor und an dem an allen Richtungen gleich steil abfallenden Felsen nirgends ein Halt bemerkbar war, verfolgte ich sie sehr gespannt mit den Blicken. Immer höher schnellten sie sich hinauf, bis es endlich keine Rinne, und wie es schien keinen Halt mehr gab. Mir gruselte es über den Rücken, wie die erste höher stehende Gemse, die Gefahr erkennend, ängstlich umher äugte, den rettenden Ausweg suchend, von ihrer Gefährtin auch den Rückweg versperrt sah, aber schnell entschlossen die Sehnen einzog und pfeilschnell über den steilen Absturz quer hinausfuhr, wo in einer bedeutenden Entfernung ein kleiner Absatz zu sehen war, welchen sie glücklich ansprang und einen Auswechsel fand. Die zweite wollte ebenfalls der ersten nachfolgen und den verzweifelten Sprung wagen, war aber minder glücklich und stürzte kopfüber, mit den Läufen noch in der Luft fangend, aus einer Höhe von mindestens vierzig Meter auf das grobe Gestein herunter. Ein dumpfer Fall, und — alles war ruhig.

Diese zweite Spende Dianens erwünschend, eben weil es eine Gais war, näherte ich mich mit einem Schiefgesicht dem vermeintlichen Opfer, als ich hart unter der Streichwand zwischen dem grossen Holze eine Gemse sehr flüchtig hinauswechseln sah. Was soll das sein? — wo sollte die herkommen? — sollte etwa doch . . ? Fast freudig, doch noch verzagt, schritt ich der Stelle zu, wo die Gemse hätte liegen sollen; ich sah sie nirgends. Kein Zweifel sie lebt und ist

davon. „Hubertus sei es gedankt!“ fuhr es mir heraus; aber überzeugen musste ich mich doch, ob ihr denn wirklich gar nichts fehle. Ich folgte der im lockeren Erdreich zum Theil stark aufgeschürften Fährte und ging kaum etwa hundert Schritte, als ich sie auf gleiche Entfernung unter mir bei einer geworfenen Fichte, das Geäse weit offen, den Lecker heraushängend und heftig athmend stehen sah. Sie schien sich in der Zwischenzeit erholt und gekräftigt zu haben, denn als ich mich zurückpürschen wollte, eräugte sie mich sogleich, und wie der Wind war sie dahin.“

Einen ähnlichen Fall erlebte ich bei einer Gemsenjagd in der Nähe des Pitz Buin im vorarlbergischen Montafonerthale. Ich und John Sholto Douglas pürschten einen starken Gemsbock. Da wir seinen Stand nicht ganz genau kannten, pürschten wir in ziemlicher Entfernung aufwärts. Ich drückte mich eben unter eine Felswand, als oben Steine herabkollerten und der capitale Bursche von oben auf mich niederäugte. Von der Aussicht, ein paar Steine an den Kopf zu erhalten, gezwungen, machte ich einen raschen Ruck gegen die Felswand, denn im schlimmsten Falle wollte ich lieber den Bock vergrämen, als mit den fallenden Steinen intimere Bekanntschaft machen. Diesen Ruck nahm der Bock wahr, stieß einen Pfiff aus und verschwand nach der Richtung, wo Douglas pürschte. Durch Umgehung des Felsens gelangte ich höher hinauf. Der Wind schlug um, war also meinem Kameraden äusserst ungünstig. Ich eilte nach einem wohlbekannten Wechsel, hoffend, dass der Bock denselben annehmen werde, falls er von meinem Jagdgefährten

Witterung bekommen sollte. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ich sass noch nicht eine halbe Stunde auf dem Wechsel, als ich schon durch die nächsten Steinhalden niederklängen hörte. Da eine Deckung vermöge des Terrains absolut unmöglich war, kauerte ich am Boden nieder, die Büchse schussfertig haltend. Über einen kleinen Kamm einherwechselnd, schien er mich eräugt zu haben, denn er verhoffte plötzlich, schien aber momentan nicht zu wissen, was er eigentlich aus mir machen sollte. Trotzdem die Entfernung eine etwas grosse war, musste ich mich entschliessen, krumm zu machen. Der Bock zeichnete tiefen Blattschuss, warf sich dann plötzlich herum und stürmte in sausendem Galopp das wilde Gefelse hinan. Als er meinen Blicken entschwunden war, ging ich auf den Anschuss und fand daselbst Haare und Schweiss. Ich setzte mich ruhig nieder, stopfte mir meine Pfeife und liess die leichten Rauchwölkchen in die blaue Herbstluft hinauskräuseln. Nach etwa einer Stunde kam Douglas, der meinen Schuss gehört hatte. Wir beschlossen eine Nachsuche zu machen, eventuell zu versuchen, ob nicht pürschend auf den kranken Bock noch eine Kugel anzubringen sei. In der Gegend, nach welcher er ausgewechselt war, befand sich als einziger Ausgangspunkt eine Schlucht, von der wir annahmen, dass sie von dem kranken Bocke unmöglich übersetzt worden sein könne. Wir folgten der Rothfährte, staunten aber nicht wenig, als wir die Entdeckung machten, dass unser Bock trotz des Schusses den Sprung von sechs Meter gewagt und glücklich ausgeführt hatte. Des anderen Tages fand der Jäger den verendeten Recken eine Viertelstunde

weit von der Schlucht entfernt. Er musste noch mit dem Aufgebote der letzten Kraft diesen gefährlichen Wechsel angenommen und sich dann, entweder im Gefühle der Sicherheit oder in Folge des Krankwerdens daselbst niedergethan und das Zeitliche quittirt haben. Zwei Jahre später streckte ich an der nämlichen Stelle einen Capitalbock. Bevor er zur Schlucht kam, stutzte er ein paar Secunden, nahm dann einen Anlauf und flog in hohem Bogen über den klaffenden Abgrund. Ungefähr zehn Meter davon entfernt, blieb er mit einem Rucke stehen, machte eine halbe Wendung, um rückwärts zu äugen und bot mir so die denkbar schönste Gelegenheit, ihm durch einen gelungenen Blattschuss die weitere Flucht zu ersparen. Kurz darauf erschien in wildester Flucht ein geringerer Bock, stutzte bei der Schlucht, als wollte er die Entfernung abmessen, drehte sich dann aber plötzlich und raste rechts durch das wilde Gefelse hinunter. Er hatte den Sprung nicht gewagt und es vorgezogen, sein Heil in der grauen Steinwüste nach abwärts zu suchen, was ihm schliesslich auch gelang.

Solche Beispiele sprechen deutlich von der immensen Sprungkraft, welche so ein Bock zu entwickeln vermag, wenn es gilt, sein Leben sicher zu stellen und dem lauernden Jäger ein artiges Näschen zu drehen.

Eine ganz ausserordentliche Umsicht legen die Gemen an den Tag, wenn es gilt einen schwierigen Felsenkamm mit lockerem Bodengestein zu nehmen. Schon der bekannte Naturforscher Tschudi hat in seinem „Thierleben der Alpenwelt“

hierauf aufmerksam gemacht. Vorzüglich in den carnischen Alpen hatte ich oft Gelegenheit, diesen Vorgang zu beobachten. Vorsichtig nähert sich ein Rudel dem Kamine, äugen in dasselbe hinauf, bis sich das Kopftier anschickt, denselben anzunehmen. Mit äusserster Vorsicht setzt es einen Lauf nach dem andern vor, bis es endlich die letzte Partie mit einem Satze gewinnt. Ist die erste Gemse oben angelangt, warten die übrigen, bis das Rollen der gelösten Steine aufgehört hat, dann folgt eine zweite, eine dritte und sofort, bis das ganze Rudel den Wechsel überwunden hat. Die früher oben angelangten Gemen pflegen in der Regel abzuwarten, bis die letzte ihrer Gefährtinnen den Kamin passirt hat. Eine Ausnahme hievon machen nur jene Gaisen, welche noch schwächere Kitzchen führen. Mit rührender Sorgfalt dirigirt eine solche Gais ihr Kitzchen entweder unmittelbar vor oder so neben sich, dass es nicht hinter den Vorderläufen zurückbleibt, mithin von den abrollenden Steinen nicht mehr beschädigt werden kann.

Dieses Vorgehen der Gemen lässt auf etwas mehr als den blossen sogenannten Instinct schliessen; es zeigt vielmehr von Verstand, von wohlberechneter Überlegung, die nicht von der praktischen Erfahrung allein, sondern von einem zielbewussten Denken spricht. Viele Jäger behaupten zwar, dass die Gemse dem Hirsche im Denken weit nachstehe. Auch ich hatte genug Gelegenheit, den königlichen Hirsch in den verschiedensten Lagen und Situationen zu beobachten, habe aber nie bemerkt, dass er in Bezug auf zielbewusstes

Handeln, rasches Erfassen der augenblicklichen Situation und kluges Ausnützen der gegebenen Verhältnisse Leistungen zustande gebracht hätte, welche ihm eine Gemse nicht nachzumachen imstande gewesen wäre, hingegen habe ich mehr als einmal beobachtet, dass sich eine Gemse aus einer Klemme zog, in welcher der Hirsch wahrscheinlich stecken geblieben wäre.

Ganz beachtenswerth ist auch die Art und Weise, auf welche die alte Gemsgais ihrer Descendenz als Meisterin im Klettern vorgeht und in demselben unterrichtet.

Gewöhnlich sucht sich die Gemsgais zu ihrem Wochenbette eine der entlegensten, ruhigsten Alpenpartien aus, wohin nur in seltenen Fällen der Fuss eines Menschen gesetzt wird. Hier in abgeschlossener Stille setzt sie ihr Kitzchen, leckt es sorgfältig trocken und bringt es zu dem Gesäuge, bis es nach wenig Stunden sich erhebt, erst einige missglückte Gehversuche macht, endlich aber schwankend sich auf den Läufen zu erhalten weiss. Am zweiten Tage hat es hierin schon eine solche Sicherheit, dass sich ein Mensch vergeblich bemühen würde, es im Freien zu fangen. Erst führt die Gais dasselbe auf die nahen Wiesen- und Rasenplätze, tanzt vor ihm im närrischen Spiele und kindischen Sprüngen einher, um es zu einem rascheren Nachfolgen anzuspornen. Wie das Kitzchen mehr und mehr erstarkt, springt sie erst im Spiele eine kurze Strecke, greift dann plötzlich weit aus und wechselt in rasenden Fluchten einem nahen Hügel oder einem andern

Ziele zu. Das Kitzchen, welches erst der spielenden Mutter traulich gefolgt ist, bemerkt plötzlich, dass der Abstand zwischen ihnen weit und weiter wird, strengt sich noch eine Zeit lang an, bleibt dann aber endlich stehen mit einem klagenden und zickleinartigen Gemecker. Die Gais stösst einen schwachen, dumpf meckernden Ton hervor um es anzulocken, aber wie ein recht ungezogener Knirps thut es sich nieder, meckernd aus Leibeskräften. Die Gais eilt zurück, umkreist den Schreier in neckischen Sprüngen so lange, bis er sich wieder entschliesst, ihr zu folgen. Täglich, fast stündlich wiederholt die Gemsmutter ihre vorsorglichen Lectionen, bis das Kitz ihr in dem leichteren Terraine ohne Schwierigkeiten zu folgen vermag, was in der Regel nur einige Tage in Anspruch zu nehmen pflegt. Ist diese erste Abtheilung der mütterlichen Schule beendet, dann geht es um einen Schritt weiter zu einzelnen Steinblöcken, auf welche die Gemsgais im Spiele zu setzen und neckend zu dem Kitzchen niederzuzäugen pflegt. In den meisten Fällen lässt es auch hier nach dem ersten erfolglosen Sprunge ein recht ungezogenes Meckern hören. Geduldig setzt die Gais herab, wieder hinauf, bis ihr Liebling ihr folgen kann. Macht später das Kitzchen auf eigene Faust Versuche im Erklettern der Steinblöcke, dann sieht die Gais mit einem befriedigten Mutterstolze ihrem hoffnungsvollen Sprössling zu.

Von Tag zu Tag dehnt sie ihren Wechsel weiter aus, nimmt kleinere Felspartien an und feuert durch öfteres Vor- und Zurückspringen das Kitzchen an. Schon nach einem Monate be-

sitzen die kleinen niedlichen Dinger eine ganz respectable Keckheit, hüpfen, springen und klettern, bis von Zeit zu Zeit ein Saltomortale, eine Rutschpartie oder ein schmerzendes Anschlagen das unüberlegte jugendliche Ungestüm zügelt. Die Gais liebkost dann das klagende Kitzchen so lange, bis es den Anprall vergessen hat und wieder in schnellenden Sprüngen die zärtliche Mutter umkreist. In einem Alter von drei Monaten folgen die Kitzchen schon ohne Bedenken der Mutter über die unwegsamsten Pfade, hinauf in das schroffe wilde Gebirge, hinein in die dräuendste Felsenwildnis.

Da die Gemsgais in den meisten Fällen noch ihre Descendenz der letzten zwei Jahre mit sich führt, fällt eigentlich die Erziehungsaufgabe ihr nicht allein ausschliesslich zu, sondern es helfen die ein- und zweijährigen Sprösslinge redlich dabei mit, nehmen das kleine Kitzchen in die Mitte und dirigiren es bald da, bald dorthin. Im neckischen Spiele maskiren sie eine Flucht, einen Kampf, treiben überhaupt vor dem noch unbeholfeneren Schwesterchen oder Brüderlein allerhand Allotria. Es gewährt wirklich einen so fesselnden Anblick, eine solch kleine Familie zu beobachten, dass man an gut gedeckter, windsicherer Stelle stundenlang sitzen und dem losen Völkchen zusehen kann, ohne dessen müde zu werden, wenn auch hie und da von harter, unbequemer Unterlage einzelne Glieder zu schmerzen beginnen oder krampfhaft „schlafen“, wie man zu sagen pflegt. Bei diesen Spielen sind die Gamsen jedoch keineswegs sorglos.

Die Gais äugt und windet beständig nach allen Seiten, so dass nicht einmal ein mittelgrosser Vogel vorüberfliegen kann, ohne misstrauisch beobachtet zu werden.

Mehr als einmal habe ich Versuche gemacht, das Verhältnis der alpinen Vogelwelt zu den Gamsen zu beobachten. Aus den Vogelstimmen der kleineren Sänger pflegen sie sich wenig zu machen, höchstens werden sie ein wenig aufmerksam, wenn eine Alpenbraunelle recht böse herumzettert. Ahmt man jedoch jenen fatalen Ruf der Amsel nach, mit dem sie aufgeschreckt schon so manchen Jäger die schönste Aussicht auf verlockende Beute gründlich verdorben hat, so wird eine Gemsfamilie, die sich wiederkäuend niedergethan hat, mit einem Schlage hoch, spritzen auseinander, winden und pfeifen, geben überhaupt alle Kennzeichen von peiniger Unruhe. Durch den Ruf des Schwarzspechtes dagegen werden sie nur in den seltensten Fällen auch nur zu einer nur momentanen Aufmerksamkeit bewogen; meistens lassen sie diese Vogelstimme ganz unbeachtet, kümmern sich auch um des Spechtes eifriges Gehämmer nicht, während sie schon ein einmaliges scharfes Aufschlagen der Eisenspitze des Alpenstockes in nicht unbedeutende Unruhe versetzt. Der Schreiruf des Eichelhähers, den kein pürschender Jäger ohne einige nicht sehr fromme Segenswünsche vernimmt, thut auch hier seine Wirkung, bringt einen kleinen Allarm hervor, wogegen der Ruf seines Verwandten, des Tannenhähers, sich keiner besonderen Beachtung rühmen kann. Um das Pfeifen und Lärmen der Alpendohlen kümmern sie sich auch nicht sonderlich

viel, schenken denselben höchstens dann eine Beachtung, wenn sich ein ganzer Schwarm der schwarzen gelbschnäbligen Bursche auf einmal mit ihrem ohrzerreissenden Lärm von einer Stelle erhebt. Einer eingehenderen Beobachtung erfreut sich das Schneehuhn, wenn es mit seinem gurgelnden Lachtönen von einem Grath zum andern schnurrt. Der rasch ausgestossene Ruf einer Junge führenden Steinhenne vermag ebenfalls Leben in die kleine Gesellschaft zu bringen, alle anderen von ihren Rufen bleiben durchaus unbeachtet. Wenn aber der stämmige schwarze Bursche, der Kolkrabe, seine unschöne Stimme ertönen läst, dann ist es ganz besonders die Gais, welche mit allen Anzeichen fieberhafter Erregung zum Kitzchen eilt, und sich über dasselbe stellt. In solchen Augenblicken pflegen sich die kleinen Quecksilbernaturen ganz ruhig zu verhalten; höchstens wagen sie es, neugierig ihr Köpfchen zwischen den Vorderläufen der Mutter ein wenig vorzustrecken. Ein recht schneidig einhersausendes Birkhuhn bringt ebenfalls in den meisten Fällen Loser, Lichter und Windfang in Thätigkeit. Vernehmen sie aber erst den pfeifenden Ruf eines Steinadlers oder eines weissköpfigen Geiers, dann schrecken sie ordentlich zusammen, besonders wenn derselbe in der Nähe ertönt, äugen alles ab und flüchten, falls Gelegenheit geboten ist, sofort unter eine überhängende Felswand, von der aus dann von Zeit zu Zeit das eine oder andere Stück erschreckt vor und nach oben äugt.

Diese Beobachtungen haben mir gezeigt, dass die Gemse nicht nur die Rufe ihrer geflügelten

Feinde scharf zu unterscheiden vermag, sondern dass sie auch diejenigen richtig zu deuten weiss, welche eine nahende Gefahr anzukündigen pflegen. Zu diesen gehören besonders die jedem Jäger bekannten Rufe der Amsel und des Eichelhähers und das Lachen des Schneehuhnes.

Sind unter dem Schutze der sorglichen Mutter die Kitzchen soweit herangewachsen, dass sie ohne besondere Mühe derselben folgen können, so beginnen mehrere Gaisen mit ihren Descendenzen sich allmählig zusammen zu rudeln, erst nur locker auf einzelne Stunden des Tages, dann aber bleiben sie endlich ganz beisammen, bilden ein Rudel, während die stärkeren Böcke noch immer die noblen Herren spielen und vereinzelt, zu zwei, drei oder vier zwanglos umherbummeln. Um die Jungen kümmern sie sich nicht im mindesten; solche Kleinigkeiten pflegen sie grossmüthig den Müttern zu überlassen. Recht alte verdrossene Bursche sondern sich gänzlich von jeder Gesellschaft ab, beziehen die Holzregion, oft sogar niedrige Bergthäler und führen da ein beschauliches Einsiedlerdasein. Die Jäger pflegen sie mit den Namen Einsiedler, Laub- oder Lauberböcke, Latschen-, Wald- oder Stossböcke zu benennen. Die letztere Benennung mögen sie aus dem Grunde erhalten haben, weil sie jeden andern Bock, der in ihr auserwähltes Revier tritt, so lange stossen, forkeln und peinigen, bis er, der inhumanen Behandlung satt, sich ein anderes Revier und eine zusagendere Gesellschaft sucht. Solche Böcke sind meist sehr stark, aber auch äusserst geriebene Bursche, die ihren hohen

Phosphorgehalt nicht umsonst im Gehirne tragen. Jahre und Jahre hindurch spotten sie oft den Kniffen des Jägers und führen denselben meisterhaft an der Nase herum. Nichts ist im Reviere, das so ein alter Einsiedler nicht kennt, nichts kann in demselben vorkommen, das er sich nicht bald zu combiniren und zu deuten wüsste. Aus allem weiss er ganz prächtig seinen eigenen Vortheil herauszuklügel'n.

Das Leben eines solchen Einsiedlers schildert und charakterisirt uns Franz von Kobell in seiner unübertrefflichen Weise in den folgenden Versen

„Ein alter Gamsbock, ein alter Hirsch  
 Die spielen den Einsiedler gern,  
 Sie weilen beschaulich am stillen Ort  
 Und bleiben dem Rudel fern.  
 Wird aber am Wald des Herbstes Pracht  
 Vielfarbig aufgerollt,  
 Und kommt für die Hochzeitsfeste der Tag,  
 Und schimmern die Lärchen in Gold,  
 Dann lassen sie eiligst die Einsiedelei  
 Und sind wieder schneidig und jung,  
 Und sind die ersten voran im Tanz;  
 Sah's oft mit Verwunderung.“

Ein solcher Bock hielt vor einigen Jahren sich durch vier Sommer hindurch in der Nähe eines Platzes auf, wo den ganzen Sommer hindurch die schwarzen Köhler hantirten und die hohen Meiler rauchten. All der Lärm und das Getriebe genirten ihn nicht im mindesten. Viertelstundenlang stand er an der gegenüberliegenden niederen Berghalde und äugte vertraut nach den schwarzen Gestalten herüber. Nachts pflegten sie die feste Rinde, die sich beim Kochen in den Polentakesseln bildet,

ein Stück weit vor der Hütte auszuwerfen, und des folgenden Morgens schon in der ersten Dämmerung wurde dieser Tribut alltäglich von dem Bocke abgeholt. Im vierten Sommer befand sich unter den Kohlbrennern ein Individuum, in dessen Adern ungestümes Wildererblut rollte. Der konnte es nicht übers Herz bringen, den Einsiedler ungeschoren zu lassen. Er verschaffte sich ein Gewehr und setzte sich eines Morgens nahe der Stelle an, wo der Bock alltäglich seine Polentarinde aufzunehmen gewohnt war. Mochte nun den Köhler das Jagdfieber rütteln, das Zwielicht etwas täuschen, er schoss und — fehlte gründlich. Von der Stunde an war seine Freundschaft mit den Köhlern aus. Er zog sich in die höheren Regionen hinauf, und nur selten sah man ihn von hoher, unerreichbarer Felsenspitze aus in das Treiben der Köhler herniederäugen. Machten die Jäger einen Trieb auf denselben, flüchtete er sich auf einen Einsprung, wohin ihm auch der kühnste Jäger nicht zu folgen vermochte. Da versuchte es einer mit einem äuserst schneidigen Hunde, den Einsiedler herauszutreiben. Der Hund folgte, stürzte aber bald mit aufgeschlitztem Wanste den Felsen herunter. Der Bock hatte sein Tuscumum siegreich vertheidigt.

Ein äuserst anziehendes, lebensvolles Bild bieten die in Rudeln lebenden Gamsen. Kaum einen Augenblick können sie sich ruhig verhalten. Besonders sind es die jüngeren Thiere, welche beständig sich necken, miteinander spielen und sich unterhalten. Der schweizerische Naturforscher Friedrich von Tschudi schildert in seinem schon

genannten „Thierleben der Alpenwelt“ solche Spiele mit folgenden Worten: „Auf den schmalsten Felsenkanten treiben sie sich wie toll umher, suchen sich mit den Hörnchen herunterzustossen, fingiren an einem Orte einen Angriff, um sich blitzschnell auf einen anderen blossgegebenen zu stürzen, und necken sich auf die muthwilligste Art. Gewahren sie aber, wenn auch in noch so grosser Entfernung, einen Menschen, so ändert sich augenblicklich die Scene. Alle Thiere, vom ältesten Bock bis auf die Zicklein, sind auf der Lauer und machen sich fluchtbereit. Rührt sich auch der Beobachter nicht von der Stelle, so kehrt doch den Thieren der gute Humor nicht wieder. Langsam ziehen sie bergan, spähen von jedem Block, an jedem Abgrundsrande und lassen keinen Augenblick die mögliche Gefahr aus dem Auge. Gewöhnlich gehen sie dann ganz in die Höhe. Am Rande der obersten Felsenkronen stellt sich der ganze Rudel nebeneinander auf, guckt unaufhörlich in die Tiefe und bewegt die weissglänzenden Köpfe fortwährend bedenklich in den Lüften umher. Im Sommer sieht man dann die Gamsen an diesem Tage schwerlich wieder in diesem Reviere, im Herbst, wo die Gebirge einsamer sind, jagen sie oft schon nach einer Stunde wieder in hellem Galoppe die Abhänge herunter und beziehen den alten Spielplatz“.

Brehm erwähnt in seinem Thierleben noch eines anderen Spieles, das ich aus eigener mehrmaliger Beobachtung bestätigen kann, nämlich die Rutschfahrten über eine stark geneigte, feste Schneefläche. In den cadorischen Alpen erzählte

mir schon vor einigen Jahren ein Alpenjäger, dass die Gemen über einen von einem Lawinensturze herrührenden Schneestreifen abfuhrn wie die Schulknaben im Winter. Trotzdem er mir den Vorgang lebhaft schilderte, betrachtete ich die ganze Geschichte als ein Stückchen Jägerlatein und zwar umsomehr, weil dieser Jäger hierin Grosses zu leisten pflegte. Drei Jahre später sollte ich selbst Gelegenheit haben, mich von der Wahrheit dieser Extravaganzen zu überzeugen.

Es war im Anfange des Monats Juli, als ich, auf einer botanischen Excursion in die Hochalpen begriffen, mich an dem Südabhange eines Hochthales lagerte. Am gegenseitigen Abhange lag noch ein über eine Stunde langes Schneefeld, das Überbleibsel der im Winter niedergegangenen Lawinen. Auf einmal bemerkte ich oberhalb des Schneefeldes mehrere Gemen. Es dauerte nicht lange, bemerkte ich ein eigenthümliches Aufstieben des Schnees, der strahlartig seitwärts und in die Höhe fuhr, wunderschön im Sonnenscheine spielend. Die Entfernung in der Luftlinie war eine so geringe, dass ich mit freiem Auge eine herabrundernde Gemse bemerken konnte. Mit dem scharfen Glase konnte ich jede einzelne Bewegung ganz genau unterscheiden. Die erste Gemse fuhr etwa die Hälfte des Schneefeldes herunter und oben betrat eine zweite die Schneefläche. Sie spreizte die Vorderläufe vor und etwas seitwärts auseinander, bog die Hinterläufe halb ein, so dass sie nahezu wie in hockender Stellung erschien, und ruderte dann mit dem Hinterkörper so lange, bis sie vollständig ins Rutschen kam und mit einer bedeutenden

Geschwindigkeit das Schneefeld herniederfuhr. Ihr folgte bald eine dritte, vierte, fünfte und sechste, so dass sich beständig zwei bis drei auf der Bergfahrt befanden. Unten angekommen, ruderten sie sich auf den Rasen hinaus, nachdem sie schon vorher ihre Läufe weiter ausgespreizt hatten, um so die Geschwindigkeit zu vermindern. Ein jüngeres Stück, das offenbar noch wenig Praxis in diesen seltsamen Belustigungsfahrten haben mochte, liess diese von den älteren Thieren angewendete Vorsichtsmassregel ausser Acht, flog aber in Folge dessen kopfüber mit einem gewaltigen Saltomortale wenigstens acht Meter weit auf den Rasen hinaus. Einzelne von den Thieren wechselten nach vollendeter Fahrt sofort wieder den Berg hinan, um das belustigende Spiel zu wiederholen.

Anfangs hatten die alten Matronen mit ihren Kitzchen von oben herab zugesehen und sich sichtlich an den Dummheiten der Jugend ohne Tugend erfreut, aber endlich musste das übermüthige Treiben doch ansteckend wirken, ähnlich wie das Gähnen in langweiliger Gesellschaft, denn selbst eine alte Schachtel mit zwei Kitzchen trat auf die Rutschbahn. Sie fuhr ganz prächtig, aber die Kitzchen kamen schlechter weg. Sie wollten der Mutter folgen, rutschten aber auf der immer glatter werdenden Fläche — der von der Sonne etwas aufgethaute Schnee war schon in den ersten Fahrten zur Seite gespritzt — überschlugen sich dabei, kollerten nach, machten sich wieder hoch, um nach wenig Sprüngen abermals kopfüber zu purzeln, und liessen dabei

beständig ein ängstliches Gemecker ertönen. Die alte Madame jedoch liess sich in ihrer Unterhaltung nicht irre machen; erst als sie die Fahrt beendet, kehrte sie um, begab sich dann aber in raschen Sätzen zu ihren plärrenden Kindern und führte dieselben aus dem Schneefelde.

Wie oft jede einzelne Gemse herabgefahren kam, konnte ich bei dem Umstande, dass sich oft mehrere zugleich auf der Bahn befanden, auch nicht alle die ganze Tour bis zu Ende führten, sondern früher auf den Rasen hinaus ruderten, nicht genau constatiren. Das ganze Spiel jedoch dauerte volle fünfundvierzig Minuten. Als sie sich müde gefahren hatten, verschwanden sie spielend und neckend hinter einem vorspringenden Felskogel.

Später hatte ich noch einigemale die erwünschte Gelegenheit, Augenzeuge solcher Bergfahrten zu sein, so z. B. in der Ortlergruppe in Tirol, an dem Nordabhange des Piz Linard und dem Col de diavolo in den carnischen Alpen. An der letztgenannten Rutschpartie betheiligten sich ungefähr zwanzig Gemen, während acht Kitzgaisen das aufmerksame Auditorium bildeten.

Wie die Gemen im Erklettern von Felsen eine fast fabelhafte Kühnheit und Gewandtheit entwickeln, so sind sie kaum weniger entschlossen, wenn es sich im Momente der Gefahr darum handelt, von einem hoch gelegenen Standpunkte in die Tiefe zu gelangen.

Jeder Jäger weiss, dass die Gemse viel geschickter aufwärts zu eilen versteht, als abwärts

zu kommen. Beim Niederwechseln über steile Berglehnen beschreiben sie häufig weite Serpentinien, und sieht dabei ihre ganze äussere Erscheinung sehr unbeholfen aus, wenn sie den Abstieg mit Musse und ohne Ahnung einer Gefahr ausführen. Schleppend, eckig und ungeschickt buckeln sie die Hänge herunter. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn die Gemen von oben her eine Gefahr wissen und nicht anders als abwärts ein Entkommen möglich ist. In wilden Sätzen eilen sie dann abwärts, möglichst eine schiefe Linie einhaltend. Kommen sie zu einem Felsvorsprunge mit senkrechtem Abfalle und ist derselbe nur zehn bis fünfzehn Meter hoch, zögern sie keinen Augenblick, den Absprung über denselben zu wagen. Haben sie so einen Abfall glücklich hinter sich, dann trachten sie, womöglich hart unter der Felswand nach irgend einer Seite auszuwechseln und so der Gefahr zu entgehen.

Schlimmer gestaltet sich eine solche Flucht, wenn als einziger Ausweg nur eine steile, ziemlich glatte, aus Platten gebildete Felswand vor ihnen sich aufthut. In ihrer Tollkühnheit schrecken sie auch vor einer solchen Partie nicht zurück. Mit weit ausgespreizten Läufen schnurren sie über das harte Gestein, rudern aus Leibeskräften bald links, bald rechts, so die Geschwindigkeit etwas vermindernd, dabei aber noch jede Unebenheit, jeden vorspringenden Punkt beobachtend. Auf solche Punkte steuern sie direct darauf los, dabei mit unglaublicher Geschicklichkeit eine blitzartige Zickzacklinie über die steile Fläche ziehend. Kommen sie mit diesem Hilfsmittel nicht mehr aus,

spreizen sie die Läufe so weit auseinander, dass sie auf dem Bauche davon rutschen und nur noch trachten, mit den Vorderläufen den einen oder andern Felsvorsprung zu berühren.

Ich beobachtete einmal eine Gemse auf so einem glatten Felsplattenfelde. Wie ein Pfeil schnurrte sie, mit allen Läufen hin- und wieder-rudernd, etwa hundert Meter weit hinab, als sie plötzlich einen etwa zehn Meter seitwärts ihrer geraden Abrutschungsbahn liegenden, vorspringenden Felskopf bemerkte. Sie spreizte die Läufe, bis der Bauch auf dem platten Felsen streifte, drehte sich so viel als möglich auf die Seite, die unmittelbar dabei auf der Fläche ruhenden Läufe ganz ruhig haltend und mit den andern zwei in den verzweifelndsten Anstrengungen rudernd. Durch dieses Manöver gelang es ihr richtig, so viel an schiefer Richtung zu gewinnen, dass sie an dem Felsköpfchen anfuhr und sich zu halten vermochte. Wäre sie geradeaus geschnurrt, hätte sie ein wenigstens dreihundert Meter tiefer Abgrund aufgenommen, auf dessen Grunde sie zweifellos sich todt gefallen hätte. Von dem Felsköpfchen aber fand sie seitwärts wieder eine Stelle, die ihr ein weniger gefährliches Auswechselln gestattete.

Eine andere Gemse bemerkte ich, die in der äussersten Noth so ein Plattenfeld von etwa zweihundert Meter Höhe annahm. Ich glaubte nicht anders, als dass sie sich zu Tode stürzen würde; ich hatte mich aber getäuscht. Auf die vorbeschriebene Weise schnurrte sie in einer Zickzacklinie unter einem Neigungswinkel von 78 Grad der Tiefe zu. Unterhalb fiel sie noch über

eine etwa dreissig Meter hohe überhängende Wand, zum Glücke jedoch in einen sehr tiefen Tümpel des vorbeifliessenden starken Gebirgsbaches. Ich hörte den dumpfen Fall bis zu mir herauf, sah aber zwei Minuten später das Stück auf der entgegengesetzten Seite aufwärts wechseln. Eine breite Schweissfährte über den Felsen zeichnete den Weg, den die Verzweifelte zurückgelegt hatte. Sie musste sich an den Läufern bedeutend verletzt haben, denn mit dem Aufwärtswechseln wollte es nicht mehr recht gehen. Auf dem nächsten Einstande angelangt, that sie sich sofort nieder.

Friedrich von Tschudi behauptet in seinem mehrcitirten Werke, dass sich eine Gemse nie verstelle, das heisst, sie bleibe auf einer einmal erreichten Stelle selbst dann nicht, wenn sie weder vor- noch rückwärts einen Ausweg finden könne. Bei Ziegen, mitunter auch bei Berghunden, kommt es vor, dass sie sich so verklettern, dass sie plötzlich nicht mehr vorwärts kommen und den Rückweg auch nicht mehr zu machen sich getrauen. In diesem Falle bleiben sie an der Stelle. Die Ziegen erfüllen die Luft mit einem jämmerlichen Geplärre, die Hunde kauern sich nieder, stimmen ein höllisches Geheul an und warten, bis sie ein Mensch mit eigener Lebensgefahr herunterholt. Geschieht dies nicht, so verhungern sie an Ort und Stelle, wie dies bei Ziegen schon zu wiederholtenmalen geschehen ist. Noch weniger pflegt es bei Hunden vorzukommen, obwohl auch schon solche Fälle bekannt sind. Oft aber harren sie eher zwei bis drei Tage aus, bevor sie sich entschliessen, das Äusserste zu wagen. Vor einigen

Jahren liess ein Jäger seinen Berghund in dem wildzerklüfteten Reisskofel einspringen. Derselbe hatte einige gefährliche Stellen passirt, duckte sich dann aber nieder, seine Jeremiaden auf die Jäger niederheulend. Alles Rufen blieb vergeblich. An ein Aufsteigen eines Menschen war gar nicht zu denken; der kühnste Kletterer kam nicht so weit, dass er den Hund durch einen Kugelschuss im Gnadenwege hätte abthun können. Der Hund verharrte drei volle Tage auf seinem Felsvorsprunge, aber in der Nacht kratzte er endlich an der Thüre seines Herrn, halbtodt vor Hunger und Mattigkeit.

Soweit verstellen sich die Gemsen nach dem vorgenannten Beobachter nie, und ich bin ganz geneigt, seiner Ansicht beizupflichten. Bis jetzt ist noch kein einziger Fall bekannt geworden, dass man eine verstellte Gemse mehrere Tage lang gesehen hätte; ebenso wenig hat man beobachtet, dass Kolkraben, Adler oder Geier an solcher Stelle sich um einen Cadaver geschaart hätten. Wir zählen unter unserer österreichischen Jägergilde zum Glücke noch hunderte von Männern, denen kein fremder Schuhnagel in ihrem Reviere entgeht, aber noch keiner von all den Braven hat bis jetzt von einem solchen Falle zu berichten gewusst. Sie haben mehr als einmal beobachtet, dass eine in höchster Noth eingesprengte Gemse alle Anstrengungen machte, um der Klemme zu entgehen, sie haben gesehen, dass ein Thier das Unmögliche möglich zu machen versucht, sich mit Tollkühnheit weitergearbeitet hat und schliesslich zerquetscht am Fusse des Felsens angelangt ist.

Bis jetzt glaube ich noch immer, dass eine Gemse eher in den augenscheinlichen Tod rennt, als dass sie jämmerlich an einer unzugänglichen Stelle verhungert.

Schon seit undenklichen Zeiten ist es von den Jägern beobachtet worden, dass man weder einem ruhenden, noch einem äsenden Gemsrudel nahe kommen kann, ohne von dem einen oder anderen Thiere bemerkt zu werden. Wie mancher hat sich schon nahe zu Schussdistanz angepüschelt, plötzlich aber ertönte ein scharfer Pfiff, und das Rudel war in der nächsten Minute verschwunden aufs Nimmerwiedersehen.

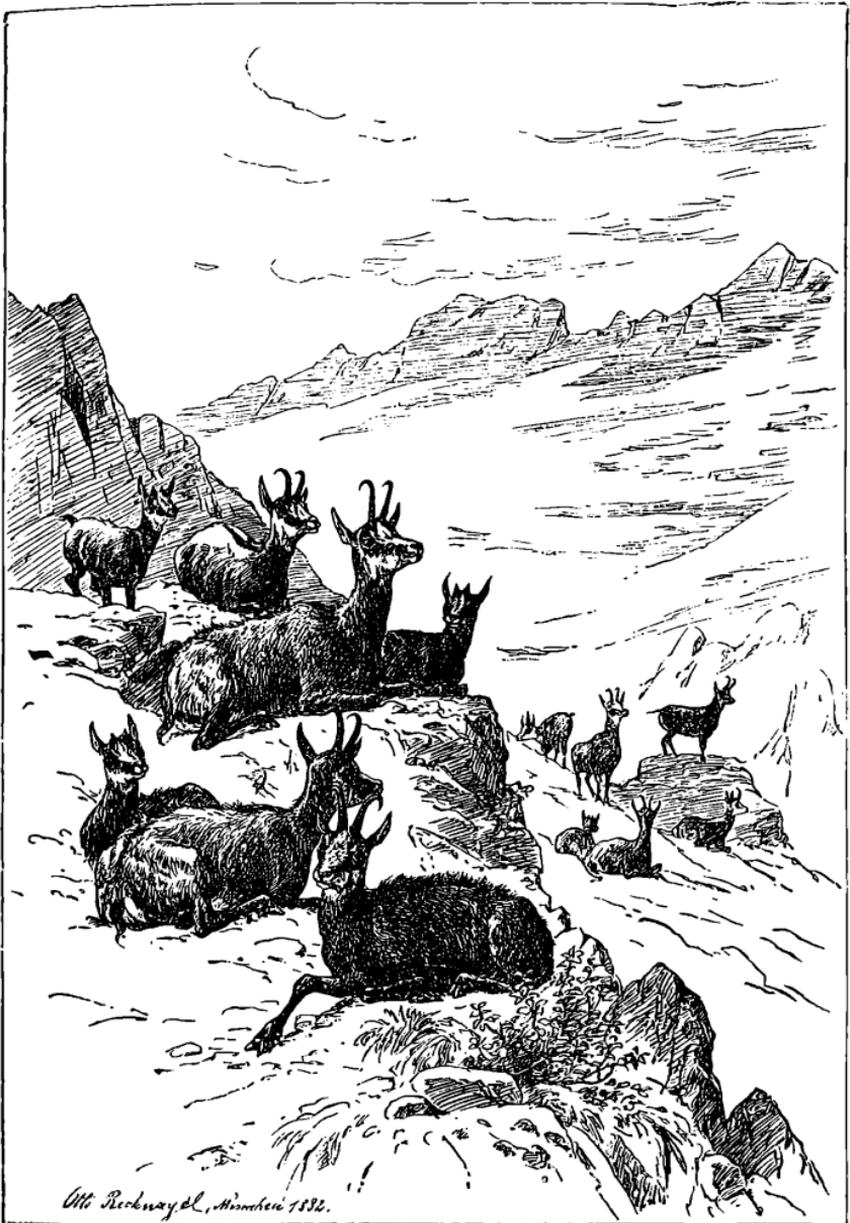
„Die verfluchte Wachgemse!“ murmelt er sich voll<sup>2</sup> Ingrim in den struppigen Bart.

Es gilt bei den Gemsenjägern noch immer für eine ausgemachte Sache, dass jedes Rudel eine Wachgemse erwähle, der die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit obliegt, Wache zu stehen, während die andern äsen oder spielen, sie vor jeder Gefahr zu warnen, überhaupt das ihr anvertraute Rudel vor jedem Schaden zu bewahren. Diese und keine geringere Aufgabe haben die alten Jäger der Wachgemse aufgebürdet, und viele Gelehrte haben das gläubig nachgeschrieben, so lange, bis der Satz ein verknöchertes Dogma in der Jagd- und Naturgeschichte geworden ist. Wohl haben einige hervorragende Forscher, die ihre Studien nicht in der staubigen Stube und hinter schweinsledernen Folianten, sondern droben in den luftigen Gebirgen gemacht haben, ihre Stimmen dagegen erhoben, ohne damit den alt eingewurzeltten Satz ganz

entkräften zu können. Noch ein im Jahre 1884 aus Jägerkreisen hervorgegangenes und für das Jagdschutzpersonale bestimmtes Werk enthält den Satz: „Wenn sie (die Gemen) in Ruhe sind, stellen sie Schildwachen aus, die bei nahender Gefahr einen durchdringenden pfeifenden Ton ausstossen, worauf das ganze Rudel flüchtig wird.“

Aus dem bisher Gesagten geht schon zur Genüge hervor, dass die Gemse ein äusserst aufmerksames, scheues Wild ist, das sich nicht gern übertölpeln oder von irgend welcher Gefahr überraschen lässt.

Suchen wir der Sache noch etwas näher auf den Grund zu gehen. Ein Gemsrudel thut sich zur Ruhe in beinahe allen Fällen an einer Stelle nieder, welche einen freien Ausblick nach allen Seiten gewährt. Ihre angeborne, oder wenn man lieber will, ihre von Jugend auf von den Alten anerzogene Vorsicht lässt eine Gemse sich nie unbedingt der trägen Ruhe hingeben. Ein hoher Grad von Neugierde, der den Gemen in noch höherem Masse als den Ziegen eigen ist, hilft mit dazu, diese Thiere stets mehr oder weniger in beobachtender Position zu erhalten. Wenn wir ein ruhendes Rudel betrachten (siehe nebenstendes Bild), so bemerken wir, dass der eine oder andere Kopf in beständiger Bewegung ist. Die Gemse äugt dahin, die andere dorthin; ein jüngeres Thier macht sich hoch, weil die andauernde Ruhe seinem beweglichen Quecksilbernaturell nicht entspricht. Dadurch wird wieder eine zweite, eine dritte aufmerksam gemacht. Dort wechselt eine ihre Lage, rutscht vor- oder rückwärts, weil ihr irgend etwas



„In Ruhe“

nicht recht behagte. Eine vierte schüttelt verdriesslich den Kopf, weil ihr eine zudringliche Fliege oder eine kleine Bremse allzubeharrlich um die Loser summt. Der am Boden vorüberhuschende Schatten eines durch die Luft still dahinziehenden Vogels ist wieder eine neue Ursache, die Köpfe in die Höhe zu reissen und nach dem Schatten und dem Vogel zu äugen. Der Nothschrei eines von einem Räuber geschlagenen Vogels fesselt auf einen Moment die Aufmerksamkeit. So ist immer ein Grund vorhanden, nach diesem oder jenem zu äugen, zu winden und nach allen Seiten hin zu vernehmen und das um so mehr, je freier der Lagerplatz, je grösser das Übersichtsterrain ist. Jede einzelne Gemse ist aufmerksam und alle mitsammen schlafen nie. Die geringste verdächtige Bewegung, ein unbestimmt vernommener Ton, ein Luftzug, der eine ungewohnte Witterung bringt, genügen, die eine oder andere den bekannten Pfiff ausstossen zu lassen, und das ganze Rudel ist allarmirt. Es lässt sich zwar nicht läugnen, dass ältere Thiere aufmerksamer als die jüngeren sind, dass sie sich in Folge dessen erhöhte Plätze, die eine bessere Umschau gewähren, aussuchen, aber hierin kommen sich alle älteren Thiere gleich, was man daraus entnehmen kann, dass auf einem Ruheplatze nicht bloss ein hervorragender Punkt, sondern alle exponirten Plätze besetzt sind, und dass sich die Thiere an minder freien Plätzen erst dann niederthun, wenn sie keine freieren Stellen mehr leer finden. Dass es besonders alte Gemsgaisen sind, welche in der Regel eine nahende Gefahr zuerst wahrnehmen, liegt in der Natur der Sache. Durch die peinliche Sorgfalt in der Führung

ihrer Jungen haben sich alle ihre Organe aufs denkbar höchste geschärft, und die beständige Wachsamkeit für ihr Kitz ist ihr zur Gewohnheit, wie man sagt, zur zweiten Natur geworden, so dass sie dieselbe nicht mehr ablegt, wenn sie auch zur Erhaltung der Descendenz in diesem hohen Masse auch nicht mehr absolut nöthig wäre. Jede Gemse sorgt für sich und damit für alle; jede weiss, dass, wenn sie auch ein paar Augenblicke oder Minuten sich nicht gerade anstrengt, dieses sicher von einer anderen gethan wird. Dazu kennen die Alten die Unzuverlässigkeit der Jungen, besorgen also die Wache miteinander. Diejenige, welche schon am meisten Gefahren erlebt, die meisten bitteren Erfahrungen gemacht hat, wird selbstverständlich die aufmerksamste sein, und so gewinnt es den Anschein, als wäre sie von dem Rudel aufgestellt, unisono zur Wachgemse erhoben worden.

Raoul von Dombrowski, der hervorragendste Jagdschriftsteller unserer Zeit, sagt hierüber in seinem jüngst bei Moritz Perles in Wien erschienenen, ausgezeichneten „Lehr- und Handbuch für Berufsjäger“ folgendes: „Gestützt auf eigene Erfahrungen und Beobachtungen wie auch auf die verlässlicher und erfahrener Hochgebirgsjäger, muss ich die Schilderungen über die Wachgemse in das Gebiet der Fabel, in jene des Jägerlateins verweisen.

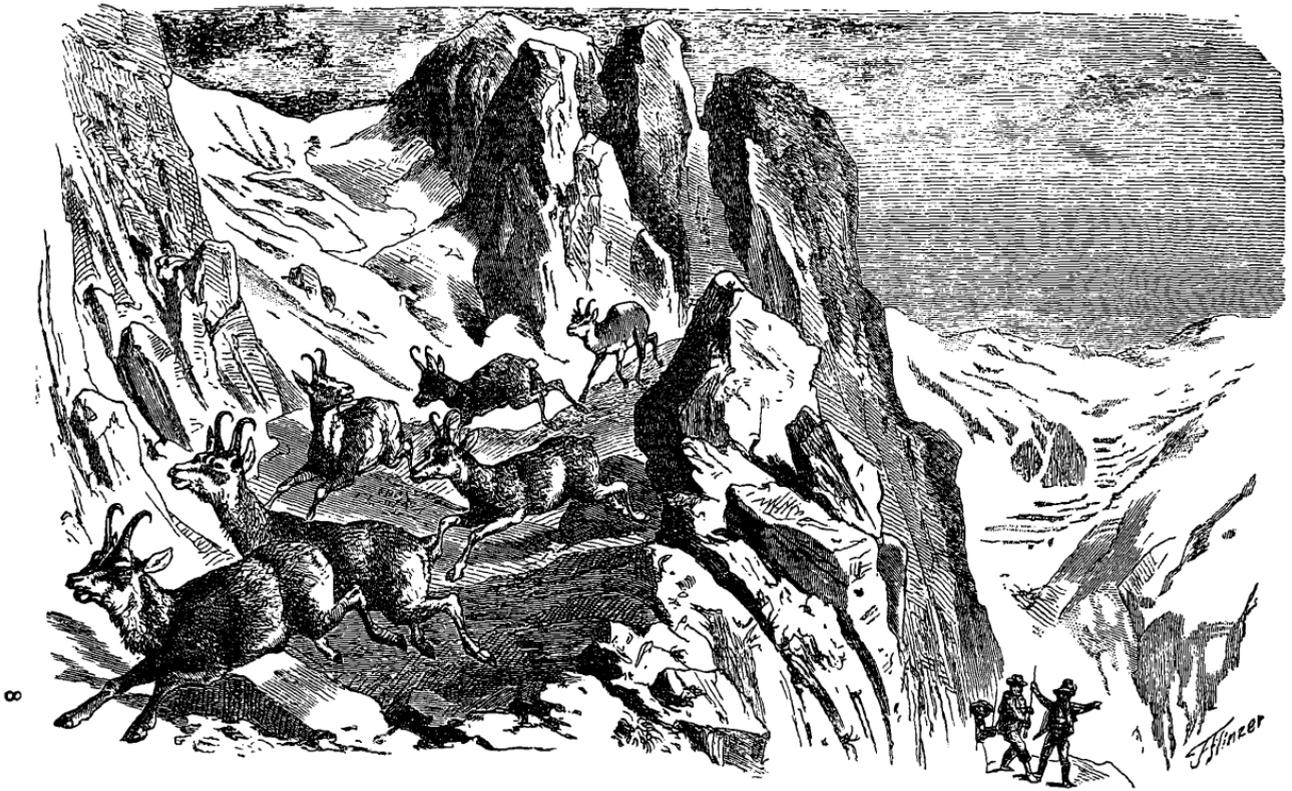
Man wird bei jeder gesellig lebenden Wildgattung, bei einem Rudel Edelmwild, bei einer Schaar von Wildgänsen, bei einem Volk von Rebhühnern oder einer Kette Wildenten, stets zutreffend die Beobachtung machen, dass abwechselnd einzelne

ältere Individuen instinctiv die Sorge für die Sicherheit der Übrigen übernehmen. Dies und nicht mehr ist auch bei den Gemsrudeln der Fall“.

Auf Grund meiner vielseitig gemachten Beobachtungen kann ich diese Ansicht nur bestätigen.

Einen charakteristischen Unterschied in Bezug auf die Wachsamkeit kann man zwischen den Wald- und den Keesgemsen beobachten. Die Waldgemse, die öfter Gelegenheit hat, den Menschen zu sehen, verschiedene von dessen Thätigkeit herrührende Geräusche zu vernehmen, hat durch die Erfahrung gelernt, solch beunruhigende Momente nach ihrem wahren Werte zu taxiren. Sie denkt und schliesst bevor sie über Hals und Kopf flüchtig wird. Das Schallen der hackenden Axt, das Krachen eines umfallenden Baumes, der Ruf eines Holzknechtes, der Gesang eines Hirten oder der Lärm der Beeren suchenden Kinder, das sind alles Momente, welche die Waldgemse zwar beachtet, aber sich dadurch nicht sonderlich stören lässt. Hört sie dagegen das näher kommende Geläute eines Hundes, trägt ihr der Wind die Witterung des Jägers zu, dann ist sie augenblicklich auf und davon.

Anders ist dies bei der Keesgemse. Den Touristen, den sie vielleicht schon zehnmal eräugt hat, flieht sie auch das elftemal auf die grösste Entfernung. Der Lärm der oft in Gottes herrlicher Natur heidenmässig ungezogen herumbummelnden Fexe treibt sie stets in die höchste Angst, so oft sie ihn auch schon vernommen haben mag. Jede auffallende Erscheinung treibt sie in die rasendste



8  
„Flucht“

**Flucht.** Sie nimmt sich nicht Zeit, zu überlegen, ob ihr dies oder jenes gefährlich oder nicht gefährlich sein könnte, sondern sie sucht ohne vieles Klügeln einfach ihr Heil in der Flucht. Im allgemeinen kann man sagen: „die Waldgemse ist vorsichtig; — die Keesgemse ist scheu“.

Allen Gemen ohne Ausnahme ist aber ein scharf ausgeprägter Ortssinn und eine hohe Orientierungsgabe eigen. Sie wissen nicht bloss einen bestimmten Platz unter allen Umständen, bei dichtem Nebel und wildem Schneegestöber wieder zu finden, sondern sie wissen ihn auch in der für sie ungefährlichsten und oft bequemsten Weise zu erreichen. Eine Stelle, an der ihnen Übles widerfahren, merken sie sich lange Zeit, meiden dieselbe ganz oder nehmen sie nur mit äusserster Vorsicht an. Viele Jäger haben beobachtet, dass sie z. B. den Platz, an welchem eine angeschossene Gemse verendete und liegen blieb, bis Adler, Geier und Raben des Skelett blank genagt haben, lange Zeit hindurch meiden, oder wenn dies wegen den herrschenden Terrainverhältnissen nicht angeht, denselben mit allen Zeichen innerer Aufregung annehmen und dann in den wildesten Fluchten durchmessen. Nur eine lange Ruhe in dieser Gegend benimmt ihnen das einmal gefasste Misstrauen.

Ebenso wissen sie einen zufällig neu aufgefundenen, wenn auch noch so entlegenen Äsungsplatz, einen sulzige Massen ausschwitzenden Felsen oder eine entdeckte Salzlecke ein zweitesmal ganz sicher wieder zu finden. Ein unter einem Felsen deponirtes Heubündel wird im ärgsten

Schneegestöber ganz gut aufgefunden, wenn es auch sehr weit von dem gewöhnlichen Standplatze entfernt ist und daselbst Äsungsmangel sich allzu unbequem fühlbar zu machen beginnt.

Entfernte, schwierige Einstände, welche die Gemse schon einmal mit gutem Erfolge besucht hat, weiss sie im wildesten Jagen wieder anzunehmen. Hievon erlebte ich selbst ein äusserst interessantes Beispiel. In den Schründen des Reisskofels war eine Gemsgais durch zwei Treiber so in die Enge gebracht worden, dass ein Auswechseln, ohne sich direct über den nahezu senkrechten Felsen zu werfen, geradezu undenkbar schien. In der oberen Felswand aber entdeckten ihre Lichter gar bald ein paar kleine Unebenheiten und mit einigen verzweifelten Sätzen war sie oben in einem sicheren Einstande. Alte Jäger und Treiber vermochten sich nicht zu erinnern, dass daselbst je einmal eine Gemse eingesprungen wäre. Bei den Jagden des folgenden Jahres nahm die Gais ohne weitere Umstände diesen gefährlichen Einstand wieder an und äugte ruhig auf die polternden Treiber nieder, als wüsste sie, dass hier ein Hinaufklettern dem Menschen absolut unmöglich sei. So trieb sie es durch fünf Jahre hintereinander. Jeder Jäger wusste, dass es die reinste Unmöglichkeit sei, sie in den Trieb und vor die Schützen zu bringen. Da sie durch drei Jahre gelte geblieben war, wurden Pürschgänge auf sie versucht, aber immer eräugte oder vernahm sie den Jäger zuerst und wechselte nach ihrer uneinnehmbaren Burg. Im Winter des fünften Jahres muss sie auf irgend eine Weise verunglückt

sein, denn in der sechsten Jagdsaison war sie nicht mehr zu bemerken. Diese Gais musste sich den Platz ihres ersten nothgedrungenen Einsprunges ganz genau gemerkt haben, sonst hätte sie ihn das zweitemal nicht so ganz ohne weiteres wieder annehmen können.

Ihre Wechsel kennen die Gamsen so genau, dass sie dieselben bei Nacht und Nebel, bei Sturm und Ungewitter sofort anzutreffen wissen, seien sie auch noch so schmal und wenig auffallend. Ist so ein Wechsel an seiner Einsprungstelle durch irgend was verstellt, dann pflegen sie sich nicht lange zu bedenken, sondern nehmen sofort eine andere bestimmte Richtung an, die sie in den meisten Fällen, wenn auch auf weiten Umwegen doch wieder an die richtige Stelle bringt. Die Gamsen kennen eben ihr ganzes Aufenthaltsgebiet sehr genau und lassen sich selbst durch grosse Veränderungen wie Felsabstürze, hohe Muhrgänge und dergleichen nicht lange irre machen. Ist dieser Wechsel verdorben, so haben sie bald wieder einen neuen ausfindig gemacht und nehmen denselben schon nach wenig Tagen so sicher an, als wären sie seit vielen Jahren da vorübergewechselt.

Im Nothfalle fürchtet auch die Gemse das Wasser nicht. Schon Tschudi berichtet darüber, dass die Gamsen kleinere und grössere Seen angenommen haben, und dass sie eine nicht unbedeutende Schwimmfertigkeit entwickeln.

Dies hatte ich auch das Vergnügen zu beobachten am Col de Diavolo, an dessen Fusse sich ein dunkler Bergsee zwischen dem Felsen-

fusse einerseits und den aufstrebenden Hügelreihen andererseits malerisch einbettet. Dasselbst gewahrte ich mit noch zwei Jägern, wie fünf Gemen flüchtig durch die Runsen niederstoben. Wir hatten uns unweit des Sees postirt. Als der erste seinen Schuss abgab, rumpelten alle durcheinander, bogen von ihrer ursprünglichen Richtung ab und nahmen den See an, den sie in einer Länge von etwa vierhundert Meter mit hochgetragenen Köpfen, mit den Läufen weit ausgreifend, durchschwammen. Sie schwimmen zwar etwas eckig und schwerfällig, kamen aber trotzdem rasch vorwärts. Als die Thiere wieder festen Boden gewannen und eine kleine Anhöhe erreicht hatten, blieben sie stehen und schüttelten sich ganz nach Art der durchnächsten Bergziegen.

Im Juni dieses Jahres ereignete sich ein Fall, dass im Bodensee, weit vom Lande entfernt, von den Fischern zwei Gemen gefangen wurden. Über diese Thatsache wird Folgendes berichtet:

„Der durch die langanhaltende schlechte Witterung denkwürdige Monat Juni hat nicht nur im Gebirge und im Thale eine traurige Berühmtheit erlangt, sondern er bringt auch noch Denkwürdiges auf dem Wasser. Am vergangenen Freitag den 20. Juni Nachmittag waren zwei Fischer von Fussach auf dem Bodensee mit „Fischen“ beschäftigt. Als dieselben in der Nähe der sogenannten „Rohrspitze“ mit dem Fischergeräthe zu thun hatten, sahen sie zwei Thiere vom hohen See dem Ufer zu schwimmen. Die Fischer machten sich zur Verfolgung bereit, wurden aber von den näher schwimmenden Thieren bemerkt, welche sofort

ihren Schwimmkurs änderten, indem sie in einen Winkel abbogen, durch welches geschickte Manöver dieselben eine wesentliche Fluchtdistanz in kurzer Zeit erreicht hatten.

Nun schickten sich die Fischer mit ihrem Kahn mit verdoppelter Kraft zur Verfolgung und Gefangennahme der Thiere an, welche durch das anstrengende Schwimmen in kurzer Zeit abgemattet waren, so dass die Fischer immer näher und näher rückten und endlich die Thiere mit dem Kahn erreichten.

Aber welche Überraschung für die Fischer, als sie zwei leibhaftige Gamsen handgreiflich nahe sahen. Ein rascher Entschluss. Die Gamsen wurden bei den Krikeln gepackt, schnell aus dem See in den Kahn gehoben und dann mit einem bereit gehaltenen Strick gebunden. Um 5 Uhr Abends war die Gefangennahme von zwei prächtigen Gamsen auf der Höhe des Bodensees zwischen Fussach und Lindau vollendete Thatsache. Wenn die Gamsen nicht so stark abgemattet gewesen wären, hätte es wohl einen hitzigen Kampf abgesetzt, denn sie wollten sich ihre liebe Freiheit nicht rauben lassen.

Aber die Freuden der Gamsen-Fischer hätten ihr sehen sollen. Das war ein glücklicher Tag! Freudig und siegbewusst marschirten sie mit der seltenen Beute auf dem Handwagen ins Dorf hinein, belagert von herbeigeströmten Neugierigen, welche die schönen Thiere auch besehen wollten. Man hörte da Rufe des Erstaunens: „Aber das sind schöne Gams mit krumma Hörnle!“ und diese „Thierle uff dem See g'fanga!“

Die Gemen sind in einem Stalle untergebracht und werden vorläufig gut gepflegt; sie dürften vielleicht einem Thiergarten entsprungen sein; jedoch ist die Annahme, dass es auch zersprengte Hochgebirgsgemen sind, keineswegs auszuschliessen“.

Es ist dies übrigens nicht der erste Fall, dass Gemen aus den schweizerischen Gebirgen bis in den Bodensee versprengt wurden. Wie lange jedoch solch schwimmende Gemen in dem nassen, ihnen ungewohnten Elemente auszudauern vermögen, ist bis jetzt noch nicht festgestellt worden. Der Umstand, dass sie eine solche weite Strecke wie im vorliegenden Falle zurückzulegen im Stande waren, lässt darauf schliessen, dass sie auch in dieser ungewohnten Kunst eine immense Ausdauer zu entwickeln vermögen. Soweit ich diesen mir wohlbekanntem Theil des Bodensee abzuschätzen weiss, hatten die Gemen im aller-kürzesten Falle weit über zweitausend Meter schwimmend zurückgelegt. Das muss immerhin als eine hervorragende Leistung betrachtet werden.

Über weitere Excursionen zu Wasser und zu Land berichtet A. Hugos Jagdzeitung folgende Episode:

„Dös is a alte Sach, dass dGams um dBohnablüa ins Thal abakema“, sagte der alte Bauer in St. Wolfgang in der Wirthsstube und blickte herausfordernd auf seine Tischgenossen, die es nicht wagten, dem hochweisen Ausspruch ein Wort zu erwidern.

Die Veranlassung zu diesem Ausspruch war das nicht uninteressante Factum, welches sich am 24. Juni 1881 coram populo in Wolfgang zugetragen hatte und heute den Stoff für die Gasthausgespräche bildete.

Es war eben Sonnenwende, einer der vielen Bauernfeiertage, d. h. es wird nach dem Gottesdienste geruht und zur Stärkung des Leibes im sogenannten „Cortisenbräu“ Bier vertilgt. Unten am Ufer des Sees war eben ein Holzlager verspannt. Es wird auf dem Wolfgangsee Brennholz frei schwimmend in Bögen, d. h. eingeschlossen mit Rundbäumen, die mit Ketten verbunden sind, zur Klause in Strobel mittelst Schiffen gezogen. Dies ist eine langwierige Arbeit, und muss die Bringung bei Eintritt schlechten Wetters, der Dunkelheit, oder wenn ein Feiertag dazwischenfällt, unterbrochen werden. Dann wird der Bogen an der nächsten Stelle des Ufers festgemacht. Einer der Gäste im Cortisenbräu bemerkte am erwähnten Tage schon lange, dass sich in dem Holzbogen zwischen dem schwimmenden Holz etwas bewege und abmühe, an das Land zu kommen. Auf einmal ruft er aus: „Do schaut's her, do unten im Holzbogen is a Gams!“ Nun gab es einen allgemeinen Aufstand im Cortisenbräu, und in kurzer Zeit war die Gemse, die nur mit Hals und Kopf aus dem Wasser- und Holzbade hervorragte, gefangen. Die Gemse wurde anfangs in einem Stalle des Schlosses Wolfgang internirt, später im Parke freigelassen.

Nun gab es heftige Debatten über das vorerwähnte Tagesereignis beim Bierkrug. Schliesslich

wurde mit Stimmenmehrheit die Ansicht angenommen, dass die Gemse über den See schwimmen wollte und im guten Glauben, dass das schwimmende Holz im Bogen noch festes Land sei, zwischen den Holzstücken in das Wasser eingesunken sei. Da sich das Holz sogleich wieder geschlossen hatte, so konnte sie sich nicht mehr herausarbeiten. Die weitere Debatte über den Umstand, warum die Gemse gerade hier zwischen den Häusern zum See herabgekommen sei, hatte der weise Bauer mit dem obigen Ausspruche zu Ende gebracht, und er fuhr, nachdem er seine Ansicht durch Stillschweigen als unzweifelhaft angenommen ansehen musste, folgendermassen fort: „Just, wan die Bohna in der Blüa san, geht a jede Gams ins Thal aba, frisst sie recht an mit Bohablüa, nacha gehts erst aufi ins scharfi G'birg“.

Wenn auch diese etwas abenteuerliche Auffassung des Bauers uns ein Lächeln abgewinnt, so können wir nicht die Thatsache verleugnen, dass gerade bei Eintritt des Sommers oft der Fall vorkommt, dass einzelne Gamsen tief in's Thal herunter steigen und sich in ganz ihrer Natur widersinnige Gegenden verlieren. Im Salzkammergut, wo fast jedes Thal mit einem See geschmückt ist, machen dann die Gamsen ganze Wasserpartien. Erst vor zwei Jahren wurde auf dem Attersee eine schwimmende Gemse von Fischern lebend gefangen und ist dieselbe seinerzeit nach Schönbrunn gebracht worden. Der Capitän des kleinen Dampfers auf dem Wolfgangsee versicherte uns, dass er wiederholt auf seiner Hin- und Rückfahrt in Strobel und St. Gilgen schwimmende Gamsen

gesehen habe. Der Grund dieser ganz auffallenden Excursionen der Gemse dürfte oft darin zu suchen sein, dass kranke Stücke ins Thal herabsteigen, ferner dass gesunde Stücke, von Hunden verfolgt, nicht mehr aufwärts kommen können und schliesslich im See die Rettung suchen. Der Zusammenhang von Excursionen der Gemen mit der rothen Blüte der Bohne ist jedenfalls daher genommen, dass gerade zur Zeit als die Bohnen blühen, die Gemse erst definitiv das nieder gelegene Standquartier während des Winters aufgibt und in die schneefrei werdenden höheren Alpen aufsteigt. Zu bewundern ist die grosse Ausdauer der Gemse, mit welcher sie solch enorme Wasserflächen durchschwimmen kann.

So klug, überlegend und zweckentsprechend die Gemse alle ihre Dispositionen zu treffen gewohnt ist, so kann man sie doch verleiten, die allerdrohligsten Dummheiten auszuführen und sie dahin bringen, dass sie factisch, wie man sich im gewöhnlichen Leben auszudrücken beliebt, den Kopf verliert. Hievon folgendes Beispiel:

Zwei Freunde aus dem Tieflande hatten den Wunsch ausgesprochen, einmal Gemen in freier Natur beobachten zu können. Ich kannte ein Rudel von achtzehn Stück, das ganz regelmässig in ein kleines Hochthal auf Äsung zog. Dieses muldenartige Thal wurde als das Herz des Reviers betrachtet, darum absichtlich nie bejagt, überhaupt von jeder Störung soviel als nur möglich geschützt. Hier konnte man immer Gemen antreffen und nannte diesen Reviertheil darum die „Gemenheimat“. Um die Hälfte der Thalmulde zog sich im Süden und Osten in weitem Bogen eine etwas

überhängende Felsenwand. Im Norden und Osten zog eine niedrige Hügelkette wie ein Wall sich herum und trug an einzelnen Stellen kleine Latschengebüsche. Eines Morgens, als die Gemen schon auf Äsung gezogen waren, postirte ich die beiden Herren hinter solchen Krummholzbüschen, besetzte noch drei andere Stellen mit den mitgenommenen Jägern. Das alles konnte mit gutem Winde so besorgt werden, dass die ohnehin sich hier ganz vertraut fühlenden Gemen nicht das Mindeste bemerkten. Über eine Stunde hatten die Herren mit Herzenslust dem spielenden, neckenden und äsenden Wilde zugesehen, da begab ich mich, in weitem Bogen den Hügelwall umgehend, auf den Einwechsel und setzte mich ganz ruhig auf denselben. Vor einer Minute schon hatten sie Wind. Erschreckt warfen sie ihre Köpfe herum, pfffen und rannten den jenseitigen Hügel an, wo er sich an dem Felsen anschloss. Lautlos erhob sich ganz frei der daselbst postirte Jäger. Mit einem Rucke rissen sich die Thiere herum, um in sausendem Galopp die conträre Richtung anzunehmen. Die etwa dreitausend Meter im Durchmesser haltende Mulde mit dem schwach coupirten Terrain, unterbrochen von einzelnen grossen Steinen und Buschpartien, war bald gequert, aber auch dort erhob sich still der Jäger. Jetzt gabs ein Pfeifen ohne Ende. Hoch aufschnellend wendeten sie sich dahin, wo Herr v. M. aus Dresden seinen Beobachtungsposten hatte. Als sie diesen anstürmten, folgte er dem Beispiele der Jäger und erhob sich. Abermal prallten sie zurück und rannten wie besessen dem Felsen zu, daselbst in hohen Fluchten das

graue Gestein hinanschnellend. Auch hier die Unmöglichkeit eines Durchdringens einsehend, flogen sie in die Mitte der Thalmulde, dortselbst pfeifend die Köpfe zusammensteckend, offenbar ganz rathlos. Ich aber, des eigentlich grausamen Spieles müde, verliess den Wechsel in der grössten Eile. Noch einigemale flogen sie kurze Strecken bald da-, bald dorthin, bis endlich die Leitgemse, keine Witterung mehr erhaltend, auf den Wechsel anstürmte, ihr nach das ganze Rudel in rasendster Flucht.

Der Umstand, dass ihnen das an dieser ruhigen Stelle begegnet, sowie das lautlose Erheben von Menschen, wo sie sich hinwendeten, hatte das Rudel ganz confus gemacht. Hätten die betreffenden einen Lärm erhoben, mit Hüten, Tüchern etc. in die Luft geschlagen, dann wären sie ganz sicher zwischen dem einen oder andern durchgebrochen. Dieses plötzliche Auftauchen von Gestalten, ihr sofortiges Wiederverschwinden, die herrschende Stille, das war mehr als sie zu combiniren vermochten. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen an dieses in einzelnen Partien wirklich komisch wirkende Bild.

So lange die Sommerzeit mit ihrer Blütenfülle, ihrem frischen Wachsen und tausend anderen Reizen das Alpengebiet beherrscht, so lange haben diejenigen Recht, welche behaupten: „Die Gemse hat ein schönes Leben“. Aber der Sommer ist eben nur die lachende Kehrseite in dem Dasein dieses edlen Wildes. Die andere Seite, die sie auch alljährlich zu durchkosten haben, die ist wahrlich so beschaffen, dass kein Mensch

sie mehr beneiden wird. Schon der Herbst mit seinen Pürschgängen und Treibjagden ist eine gar böse und unruhige Zeit. Die Gemen sind da in beständiger Aufregung, in ununterbrochener Furcht. Heute vielleicht hat eine halsbrecherische Flucht, eine tollkühne Kletterpartie einer Gemse das Leben gerettet, morgen kommt schon wieder die Beunruhigung von einer anderen Seite, wohin sie sich, um Ruhe zu finden, gewendet hat. In vielfachem Echo bricht sich der Hall des Feuerrohrs, und aus dem so vervielfältigten Krachen weiss das geängstigte Thier nicht einmal die Richtung zu entnehmen, woher das Grollen des Schusses eigentlich gekommen ist. Es gibt sehr viele Reviere, in denen nicht einmal der einheimische Jäger in allen Fällen bestimmen kann, wo ein Schuss gefallen ist. Auch er wird oft hierin getäuscht, ebenso die in beständigem Schrecken lebenden Gemen. Sie ziehen sich hinauf in die höchsten Regionen, wo des Herbstes Reif schon jedes Blümlein, jedes saftige Blättlein abgesengt hat. Nur noch etwelche harte Gräser schauen trüb und traurig aus den Steinrissen hervor. Starre Flechten überziehen das rauhe Gestein. In verlottertem, halb braun, halb weiss geflecktem Balge eilt der Schneehase durch die schwach berasten Halden. Die frohen Alpensänger haben längst ihre Schwingen dem Süden zugewendet. Fleckiger und weisser wird das Gefieder der Schneehühner. Ab und zu ertönt an einem klaren, aber kalten Morgen ganz flott das Rodeln des Birkhahnes, als hätte er sich im Kalender geirrt. Fahl und öde liegen die im Sommer so duftigen, freudig grünen Alpenmatten. Der Hirte mit seinen Kühen,

Ziegen und Schafen hat ebenfalls längst die Thalgründe aufgesucht. Heiser klingt das Lärmen der Alpendohlen, und der Kolkrabe sitzt einsilbig auf einer Felsenzacke, als hätte er sich in den Kopf gesetzt, das Räthsel dieses raschen und jedenfalls für ihn unbequemen Wechsels zu lösen.

Bald schütteln auch die immer dichter sich lagernden Wolken ihren ganzen Flockeninhalte über das Alpengebiet, so noch die letzten halbvertrockneten Hälmlchen böswillig zudeckend. Die Gamsen, gegen den Witterungswechsel überhaupt empfindlich, haben schon ein bis zwei Tage früher ihre hohen Felsenzinnen verlassen, sind in die Sohlen der Hochthäler oder in den obersten Waldgürtel heruntergewechselt, aber auch hieher ist ihnen der Schnee gefolgt. Vom Sommer her wissen die Gamsen noch, wo die dichtesten Grasbüschel wuchsen, und die Thiere, die sonst nur lecker die zartesten Gräser, die saftigsten Kräuter abgespitzt, äsen jetzt das dürre, saftlose Gras, nachdem sie erst mühsam mit den harten Schalen den Schnee davon weggeschlagen haben. Einzelne Flechtenlager, die sie im Sommer verschmäht, müssen ebenfalls herhalten, mit ihrem lederigen Zellengewebe den Wanst zu füllen. Wohl helfen anfangs die Freuden der Brunft über gar viele Unannehmlichkeiten hinweg, aber diesem kurzen Rausche folgt besonders bei den Böcken ein ganz capitaler Katzenjammer. Verlottert und in jeder Beziehung heruntergekommen, wechseln sie über die weiten, öden Schneefelder, ihre spärliche Äsung unter dem Schnee herausschlagend, so lange sich derselbe noch bewältigen lässt.

Meter um Meter häuft sich aber die Schneelage. Die mageren Bergkräutlein sind nicht mehr zu erlangen, und es heisst, weiter dem tieferen Walde zuwecheln. Die rauhen Blätter der Brombeerstauden die halberfrorenen Stengel des Traubenhollunders (*Sambucus ebulus*) und dergleichen schlechtes Zeug gibt es da noch. Schmalhans hat in aller Form sein wenig beliebtes Küchenregiment angetreten. Von den Ästen der Fichten nicken die zähen Fäden der Bartflechte, an hervorragenden Felsblöcken hat des Winters heulender Sturm einige Flächen kahl geblasen und dadurch die grauen Steinflechten blossgelegt. Gierig wird solch trockene Äsung aufgenommen, und es ist ein köstlicher Schmaus, wenn neben einem noch nicht ganz zugefrorenen Waldwässerlein noch einige grüne Blättchen der bitteren Alpenkresse erreicht werden. In dicken Massen schüttet der Wind wieder in wirbelndem Tanze seine Flocken hernieder, so dicht und massenhaft, dass das ruhende Rudel so vielen Schneehüglein gleichsieht, als es Stücke zählt. Wild schütteln sie Köpfe und beuteln die Schneelage beim Erheben von ihrer Decke. Je mehr der Winter vorwärts schreitet, desto schmaler und karger gestalten sich die Äsungsverhältnisse. Ab und zu wird wohl ein kleiner vergessener Heuschober aufgefunden und gründlich gezehentet. Am schlimmsten gestaltet sich die Lage, wenn nach einem starken, mehr nassen Schneefalle plötzlich die giftige Kälte eintritt und eine harte Schneekruste bildet, die nicht mehr durchgeschlagen werden kann. Auch die Felsenwechsel, an denen am wenigsten Schnee liegt und wo noch hie und da ein vergilbtes

Grasbüschelein traurig hervorschaut, sind unpassirbar geworden, da an vielen Stellen die absickernden Wässerlein sich zur blanken Eiskruste verwandelt haben und selbst den stahlharten Schalen einen sicheren Übergang verweigern. Da wird dann ein noch erreichbarer Rasen bis auf das kleinste Würzelchen, im Nothfalle sogar sammt der Erde weggeäst.

Gerne suchen sie die einzeln stehenden, mit ihren Ästen ein weites Dach wölbenden Bergfichten auf. Da liegt der Schnee nicht gar so hoch, und der rund herum mehr als meterhoch zum Walle sich thürmende Schnee hält wenigstens den giftigsten Anprall des Windes ab. Die Äste und Zweige strotzen von Bartflechten. Hoch und höher werden sie bis auf die Rinde abgeäst. Bald aber reicht der wenn auch noch so elastische Hals zur Erlangung derselben nicht mehr aus. Auf die Hinterläufe sich stellend, mit den Vorderläufen nach Art der Bergziegen die erreichbaren Äste niederbiegend, müssen sie errungen werden. Oft schnellt sich ein herabgebogener, der Schneelast entledigter Ast in die Höhe, verfängt sich in den hakigen Krikeln und reisst das Thier unbarmherzig vom Erdboden in die Höhe. Die verzweifeltsten Anstrengungen zum Loslösen bleiben erfolglos. Schwach und schwächer werden die Bewegungen, und das Thier verendet auf die jämmerlichste Weise. Nach Tagen halten streitende Raben hier ihre Mahlzeit. Im Frühlinge findet ein Jäger oder ein Alpenhirt hoch oben in den Ästen das blankgenagte Skelett oder auch nur den gebleichten grinsenden Schädel.

Solche Fälle, dass sich eine Gemse beim Abäsen der Flechten mit den Krikeln verfängt und sich so selbst erhängt, sind gar keine besondere Seltenheit.

Eine weitere Beunruhigung der Gemen bilden die in warmen Wintertagen, besonders aber im Frühjahr donnernd den Thälern zubrausenden Lawinen. Viele Leute haben behauptet, dass die Gemen ihre Einstände so wählen, dass ihnen die Lawinen nichts anhaben können, und dass keine Gemse unter einer solchen zugrunde gehe. Meine seit Jahren gemachten Beobachtungen und Erfahrungen beweisen leider das Gegentheil.

Nach einem schneereichen Winter, als die Hochgebirge schon längst schneefrei waren, lagen in den Lawinengängen noch ungeheure Schneemassen aufgespeichert. Eines Tages brachte mir ein Jäger eine Gemse, deren Krikeln er hatte aus dem Schnee hervorragen sehen und die er sich mit dem Alpenstocke aus der schon weichen Schneemasse herausgegraben hatte. Sie war noch so vollkommen frisch, als wenn sie einen Tag früher erlegt worden wäre. Da er die Vermuthung aussprach, dass wahrscheinlich ein ganzes Rudel, das in der Nähe seinen Winterstand gehabt, verunglückt sei, liess ich nachgraben. Die Vermuthung wurde zur traurigen Wahrheit. Es wurden noch neunzehn Gemen herausgegraben. Alle zwanzig Stück mussten gleichzeitig erfasst und in einen Knäuel zusammengeballt worden sein, denn sie lagen in unmittelbarer Nähe neben und übereinander. Bei dem Anblicke der langen Reihe rollte manche Thräne über die wettergebräunten Wangen in die struppigen Bärte der braven Jäger. Ehre ihnen dafür!

Es ist allerdings richtig, dass die Gamsen gerne solche Stellen zu Wintereinständen wählen, welche durch Lawinen nicht beunruhigt werden; aber die spärliche Äsung treibt die hungernden Thiere oft zu weiten Excursionen und bringt sie dabei auch in Lawinenfelder. Bricht eine solche los, vermögen sie sich in den seltensten Fällen zu retten, da sie namentlich bei starken Lawinengängen schon von dem denselben vorausgehenden ungeheuren Luftdrucke niedergerissen und am Flüchten verhindert werden.

Die Gamsen kennen ganz gut die Gefahr, welche für sie in den herabstürzenden Schneemassen liegt. Hören sie den Donner einer Lawine, pfeifen alle laut und ängstlich, drängen sich zu einem dichten Klumpen zusammen, die Köpfe hoch in die Lüfte reckend, und gehen nicht auseinander, bis das schauerliche Brausen verstummt. Wenn aber ein Rudel einem Lawinengange nahe, also direct in Gefahr ist, dann geht es in rasendsten Fluchten einer sicheren Stelle zu. Oft ereilt sie leider ihr Schicksal, bevor sie einen schützenden Einstand erreicht haben. Geht die Lawine hoch an der Bergesspitze ab und ist ihr Bett schmal, dann entkommen sie in den meisten Fällen; in den seltensten Fällen dagegen entkommen sie, wenn das Lawinengebiet ein so ausgedehntes ist, dass die Schneemassen einer ganzen Berglehne ins Rutschen gerathen.

An einem Märztage hatte ich mich mit Schneereifen ins Hochgebirge begeben, um von einer Alpenhütte aus auf einem ausgelegten Luder einige Kolkkraben für wissenschaftliche Zwecke

zu erlegen. Schon am Vormittage des kommenden Tages hatte ich deren mehrere erlegt. Es war herrlicher Sonnenschein, und ein warmer Windhauch strich durch das verschneite Gebiet. Von allen Seiten ertönte das Brausen der Schmelzwasser und das Donnern und Brüllen der Lawinen. Es war eine schaurig schöne Symphonie, mit welcher da der Frühling seinen Einzug ankündigte.

Draussen auf einem Kogel, von dem der Wind den Schnee abgeweht hatte, setzte ich mich nieder und spähte in den weiten Alpen herum. In der Mitte der gegenüberliegenden Berglehne bemerkte ich neun Stück Gemen, die in offenbarster Unruhe hin- und her-, ab- und aufwärtswechselten. So oft wieder wo ein rechter Donner niederbrüllte, piffen sie wild zusammen. Endlich wechselten sie gegen eine überhängende Felswand und verblieben daselbst, in der offenbarsten Unruhe hin- und wiedertretend. Nach kaum einer halben Stunde löste sich hoch über ihnen ein Schneefeld. Gross und grösser formte sich der Riesenball, die ganze Bergseite mit ablösend, und fuhr mit einem Höllenlärm herunter. Über die überhängende Wand schoss die Schneemasse weit hinaus mit einem unbeschreiblichen Dröhnen, dann wieder den Boden treffend und weiterrasend. Als das fürchterliche Wirbeln und Stauben sich gelegt hatte, war mein erster Blick nach dem Gamsrudel. Alle kauerten beisammen hart an der Felswand, als wenn sie der ungeheure Anprall dahin geschleudert hätte. Ich konnte lange mit dem besten Glase nicht unterscheiden, ob noch Leben in ihnen sei. Endlich, als alles still geworden, wurde eine nach der andern hoch,

und das ganze Rudel wechselte dem neuen schneefreien unteren Wiesenplan entgegen, um daselbst die etwa vorfindlichen spärlichen Grashalme und Flechten zu suchen. Sie waren mit genauer Noth der drohenden Gefahr entgangen. Ob es Absicht oder Zufall war, dass sie diese schützende Stelle eingenommen, wer vermöchte das zu entscheiden?

In den Hochalpen vergeht kein Jahr, dass nicht durch Lawinen verunglückte Gemsen aufgefunden werden, der beste Beweis, dass der vielgerühmte „Instinct“ die armen Thiere da schmäzlich im Stiche lässt, wo ihr eigener Verstand zu ihrem Schutze nicht mehr ausreicht. In den Hochalpen gibt es eben sehr ungemüthliche Gewalten, die keine Rücksichten der übrigen Schöpfung gegenüber kennen.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist auch die Schneeblindheit der Gemsen. Es ist eine unter Jägern und Touristen allbekannte Thatsache, dass das Flimmern der Gletscherfelder und der starke Reflex derselben das Auge bei längerem beständigen Hinsehen ganz blenden und das dies nur durch die sorgsamste Handhabung eigens construirter Brillen abgewendet werden kann. Bei der Gemse nun, die durch ihre fünf bis sechs Monate hindurch beständig im Schnee zu leben genöthigt ist, möchte man glauben, dass ihre Lichter daran so gewöhnt seien, dass ein schädigender Einfluss sich nicht mehr bemerkbar machen könne. Dieser Schluss ist unrichtig, denn auch die Gemse leidet zuweilen an der Schneeblindheit. Ihre Lichter sind durch die Zusammenziehbarkeit der Centralkammern allerdings weit weniger empfindlich als unser

Auge, aber eine allzustarke Strahlung vermag doch ihre Sehnerven aufs empfindlichste zu irritiren. Sie sind eben auch nicht beständig der Einwirkung der Reflexstrahlen ausgesetzt, da sie sich oft wochenlang in Einständen aufhalten, in welche während der ganzen Zeit auch nicht ein Sonnenstrahl zu dringen vermag. Kommen sie dann plötzlich heraus auf eine von der Sonne beschienene Fläche, und ist der Schnee noch rein weiss, dann geht es bei längerer Dauer ihren Lichtern auch schlecht. Dass dabei nicht immer ein ganzes Rudel, sondern nur einzelne Stücke von der Schneeblindheit befallen werden, findet seine Erklärung, da durch die ungleich eingenommene Stellung die Lichter der einzelnen Stücke auch ungleich stark getroffen werden. So können von einem Rudel neun Stücke verschont bleiben und das zehnte Stück befallen werden, weil eben seine Lichter am längsten und intensivsten von dem blendenden Reflex des weissen Schneefeldes getroffen wurden.

Die von der Schneeblindheit befallenen Gemen stehen entweder mit hochgetragendem Kopfe plötzlich ruhig wie eine Bildsäule oder aber sie tappen wie planlos herum, stossen gegen etwaige in der Nähe aus dem Schnee ragende Baumstrünke und thun sich dann endlich nieder. Entfernt sich das Rudel, so versuchen sie anfangs demselben zu folgen, mit hochgehobenem Windfange immer Witterung nehmend und so, wie das Volkssprichwort sagt, factisch der „Nase“ nach gehend. In ebenem oder glatten Terrain geht dies noch so ziemlich gut. Kommen sie aber in stark coupirte Lagen, überworfenen Steinfelder, schwach bestockte

Berghänge, dann stossen sie alle Augenblicke wo an, tummeln eine Zeit lang wie betrunken herum, und endlich, die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen einsehend, lassen sie ihre Gefährten weiter wechseln und thun sich nieder. Ist der Schnee nicht sonderlich tief, suchen sie denselben wegzuschlagen um die spärliche Äsung zu finden. Man hat Beispiele, dass solch schneeblinde Gemsen angetroffen wurden, welche rund um sich herum den Rasen bis auf die rothe Erde rein abgeäst hatten. Dies ist jedenfalls ein Zeichen, dass in diesen Fällen die Schneeblindheit aussergewöhnlich lang angedauert hat. In den meisten Fällen pflegt sie sich in der kommenden Nacht wenigstens soweit wieder zu heben, dass das Thier instande ist, seiner Äsung nachzugehen.

Einer von der Schneeblindheit befallenen Gemse kann man sich bei gutem Winde bis auf einige Schritte nahen. Das von den Tritten hervorgerufene schwache Geräusch scheint sie nicht sonderlich zu geniren. Sie spitzen wohl die Lauscher, suchen Witterung aufzunehmen, verlassen aber manchmal die Stelle um keines Schrittes Breite, finden es auch wohl nicht einmal der Mühe werth, sich hoch zu machen, falls sie sich gerade niedergethan hatten. Bei solchen Thieren erscheinen die Lichter an der Peripherie geröthet, der Ausdruck ist unbeschreiblich blöde und die Linse so gestellt, als wenn sie in einem Winkel von etwa sechzig Grad in die Höhe äugen würde. Tritt man dem armen Wilde so nahe, dass es selbst bei dem ausgesprochensten Gegenwinde in Folge der unmittelbaren Nähe nothwendig Witterung

erhalten muss, dann zuckt es erschreckt zusammen, stösst mitunter einen schwachen, halb blöckenden Laut aus und wird flüchtig, wobei es die Läufe auffallend hoch hebt und so ein ganz eigentliches Fluchtbild darbietet.

Der als vorzüglicher Gamsenjäger bekannte S. Matweber erzählte mir, dass er sich einmal an eine schneeblinde Gemse herangepürscht habe. Als er bemerkte, dass das Stück keine Anstalten zur Flucht machte, versuchte er, es einzufangen. Er kam demselben bis auf zwei Schritte nahe, und in demselben Augenblicke, in welchem die Hand nach den Krikeln greifen wollte, schreckte sie zusammen und wischte ihm unter den Händen durch.

Die meisten Fälle von Schneeblindheit scheinen im späten Frühjahre vorzukommen, wenn über Nacht plötzlich ein ziemlich starker Neuschnee fällt und dann am Tage darauf die Sonne vollkommen klar und grell auf die weisse Fläche niederleuchtet.

Zwar sind auch Beispiele bekannt, dass Gamsen, welche den Tag über auf einem Gletscher lagerten, von dem Übel befallen wurden, aber diese Zahl ist so verschwindend klein, dass sie als eine Seltenheit bezeichnet werden dürfen.



## IN DER BRUNFTZEIT.

Unter heiteren possierlichen Jugendspielen, Kletterübungen und dergleichen verbringen die jungen Gemsen die Sommermonate unter dem Schutze der ängstlichen Gais. Je stärker sie aber werden, desto mehr macht sich der Trieb nach grösserer Gesellschaft bemerkbar. Die Jugendgespielen begnügen sich gegenseitig nicht mehr, sie verlangen Abwechslung, wollen mehr Gefährten, mehr ein bewegtes Leben.

Die Gemsgais legt diesem Triebe keine Hindernisse in den Weg. Sie scheint selbst ordentlich froh zu sein, wenn ihr mehr abgeschiedenes Leben einem wechsellolleren, gesellschaftlicheren Platz macht. Bald findet sie sich mit einer zweiten, mit einer dritten Gais und deren Descendenz zusammen. Die Jungen hüpfen, springen und kämpfen mit ihren neuen Bekanntschaften nach Herzenslust. Besonders bei den jungen Böcken macht sich die Kampfeslust, das Bestreben, die Oberhand über die andern zu

gewinnen, schon in diesem Altersstadium bemerkbar. Dadurch herrscht beständig Spiel und Kampf und bringt Beweglichkeit, reges Leben in die losen Familienverbände.

Von der Zeit an, wo die Gaisen und Kitzchen anfangen, sich in kleine Rudel zusammenzuziehen, bleiben sie meist zusammen, ziehen gemeinschaftlich auf Äsung, noch immer aufs sorgfältigste überwacht von den Müttern. Allmählig bilden sich starke und stärkere Rudel, die sich für die Herbstmonate nicht mehr trennen. Dabei findet man in der Regel auch die im dritten Jahre stehenden Böcke. Gegen den September hin stehen nicht selten auch die vierjährigen Böcke schon bei dem Rudel, während die älteren noch als Einsiedler herum-schweifen oder in Trupps von zwei, drei bis vier Stück an günstigen Äsungsplätzen herumbummeln und die grossen Herren spielen.

Mit Mitte bis gegen Ende September tritt in den Alpen wieder Ruhe und Stille ein. Das Vieh wird abgetrieben, die Ziegen mit ihren muthwilligen, alles beunruhigenden Hirtenbuben verschwinden allmählig von den Gebirgskämmen und Alpenmatten, und auch die den Gemsen so verhassten Schafe sind zu Thale gezogen. Die Gebirge leuchten längst nicht mehr in dem gesättigten Grün, sondern haben einen fahlgelben Ton angenommen. Der Herbstreif hat den Blättern der Alpenenerlen und Zwergweiden übel mitgespielt; welk und fahl hängen sie an den Zweigen, ruhig abwartend, bis sie ein stärkerer Luftzug zu Boden oder weit übers Gebirge hinwirbelt. Die zarteren Blüten hängen ihre versengten Köpfchen traurig

nieder, und nur noch harte Pflanzen, wie etwa der Germer und die langweilig dreinblickenden gelben Blüten der Gemswurz, spreizen sich, dem immer ernster regierenden Herbste ihren Tribut zu bezahlen. Viele von den Vögelein, welche im Sommer die weiten Triften belebten, sind ebenfalls von dannen, sind nach einem glücklicheren Süden gezogen. Ab und zu lassen sich in den Felsen und auf den Matten fremde, weiter vom Norden herkommende Wanderer nieder, um jedoch nach kurzer Rast weiter zu eilen. Die Murmelthiere, die den Sommer über vor ihren Bauen an den Gletscher- und Steinmoränen sich mit ihrem eintönigen Pfeifen unterhalten haben, fanden sich bemüsst, ihre Concerte einzustellen. Längst haben sie auf den bei den Bauen liegenden Grasplätzen das Gras abgebissen und in die Winterbaue getragen. Nun sonnen sie sich vielleicht noch einmal im Glanze des Tagesgestirns auf einem Steinblocke, kugeln sich dann aber in ihren Kesseln zusammen, beginnen ihren Winterschlaf und lassen den kommenden Winter mit seinen Schneestürmen einen guten Mann sein, denn er kann ihnen ja wenig anhaben, wenn er nicht die Einfahrtströhen so vergletschert, dass ihnen im Frühjahre der Ausweg versperrt wird.

Die mit gurgelnden Lachtönen über die Kämmestreichenden Schneehühner gestalten ihr fleckiges Federkleid immer lichter, bis es zuletzt ins Schneeweisse übergeht. Die Steinhühner in den öden Felskaren rotten sich mehr zusammen, suchen die Südseiten der Gebirge und daselbst geschütztere Stellen auf. Nur der Schneefink hält noch ruhig

und zähe seinen Standort, wie auch der rothflügelige Mauerspecht noch keine Miene macht, seine senkrechten, nackten Felswände mit den weniger wilden Tieflagen zu vertauschen.

Der Alpenhase, dieser drollige rundköpfige Geselle, hat ebenfalls seinen Balg gewechselt, sich ins reinste, flockengleiche Weiss gehüllt und humpelt mit seiner kleinen Familie irgend einem etwas mehr geschützten Hochthale zu, wo er für sich und die Seinen ein besseres Auskommen zu finden hofft.

So geht ein eigenthümlicher Zug durch die ganze Natur. Auch an den Gemsböcken zieht er nicht unbemerkt vorüber. Mit dem Vorrücken des Herbstes bemächtigt sich ihrer eine gewisse Unruhe. Unstät wechseln sie in ihrem Reviere herum, stutzen und spitzen da, als ob sie, Gott weiss was, zuviel oder zuwenig hätten. Ob auch sie von den Vorboten des Winters geängstigt werden? Das wohl nicht. Ihre Unruhe hat einen ganz anderen Grund. Sie sind des Junggesellenlebens satt, des Alleinseins überdrüssig geworden. In der sorglosen Sommerzeit und bei der überaus reichen, zuträglichen Äsung sind sie feist geworden, und es beginnt sie allgemach ein anderer Schuh zu drücken. Sie sehnen sich nach der Zeit der holden Minne. Haben sie es den Sommer über verschmäht, das sorgenvolle Leben der Gaisen zu theilen, erscheint ihnen die Gesellschaft nun plötzlich begehrenswert. Zwar ist es erst ein schwacher, aber doch bestimmender Trieb, der sie immer mehr den Rudeln nahe bringt. Scheu wie ein Schulbube, der einen losen Streich begangen

und dem Landfrieden nicht recht traut, schleichen sie sich anfangs heran. Sobald sie aber bemerken, dass ihnen die Huldinnen nichts mehr nachtragen, treten sie schon keck zum Rudel und benehmen sich so, als wenn sie die treuesten Liebhaber wären, überlassen auch ganz galant, echte Schlawmeier, den Gaisen die Führung und folgen ihnen, solange sie nichts Faules im Staate Dänemark wittern. Stutzt die Leitgemse, dann sind sie sicher die ersten, welche ihre Decke in Sicherheit zu bringen suchen.

Haben sich die Böcke erst so recht in das Rudel eingelebt, dann beginnen sie auch langsam um die Gunst der Gaisen zu buhlen, wechseln gerne, wenn sie sich vollkommen sicher glauben, neben denselben her, präsentiren mit einer gewissen Selbstgefälligkeit ihre kühn aufgerichtete Gestalt, schnuppern neckisch nach den Grasbüscheln, welche die Gais abäst, und erschöpfen sich oft in den etwas ungeschlachten Liebeständeleien. Gleichzeitig nehmen auch kleine Reibereien zwischen mittleren und älteren Böcken ihren Anfang, wenn sich zwei oder drei um die Nähe einer Holden bemühen. Diese beschränken sich vorerst jedoch noch auf ein etwas ungeduldiges Abdrängen und nicht misszuverstehende Winke mit den Krikeln. In ernste Kämpfe lassen sie sich noch nicht ein, obwohl alle im Vollgeföhle ihrer Kraft stehen.

Ein Rivale misst mit kritischem, gleichsam wägenden Blicke den andern, als wollte er abschätzen, ob er wohl einen Kampf wagen dürfe, falls einmal die Meinungsdivergenzen wirklich ernste werden sollten. Der Kopf macht halb heraus-

fordernde Bewegungen, nimmt oft, wie auf untenstehenden Figuren zu ersehen ist, ganz komische



Stellungen an, von denen man auf Momente manchmal kaum weiss, ob sie eine ernste Herausforderung oder eine gründliche Verachtung zum Ausdrucke bringen sollen. Im ersten Stadium der Brunftzeit lassen sie es jedoch in den allermeisten Fällen bei diesen Stellungen gegenseitig bewenden und suchen einander nicht öfter als nothwendig in die Quere zu kommen.

Um diese Zeit haben die Gemen fast ohne Ausnahme schon verfärbt. Die Winterhaare sind länger und rauher als die Sommerhaare, stehen viel dichter sind aber auch brüchiger. Die Farbe ist bedeutend dunkler geworden; einzelne Exemplare sind fast ganz schwarz. Bei starken Böcken sind die sogenannten Gembärte schon bedeutend entwickelt, und besonders vor den Blättern am Halse hat ihre Behaarung eine derartige Fülle erreicht, dass diese Theile fast massig erscheinen. Die Drüse hinter den Krikeln beginnt langsam

anzuschwellen und sondert nicht selten vor der eigentlichen Brunft schon eine seriöse, äusserst



übelriechende Flüssigkeit ab, welche die Haare zusammenballt und dem ganzen Bocke ein nicht sehr angenehmes Odieur verleiht. Bei alten Böcken soll dies früher vorkommen als bei den jüngeren. Ausserdem verlängern sich die Haare auf der Brust, an dem mehr ins Weisse spielenden Bauche und unter den Blättern an den Vorderläufen, wo daran ein förmliches Büschel vorsteht. Da die Gemen zudem in diesem Monate in der Feistzeit stehen, lässt sich ihr Winterkleid dazu recht gut, und sie repräsentiren eine wahrhaft stattliche Figur, wissen aber damit auch ganz prächtig vor ihren Schönen zu renommiren.

Der Eintritt der eigentlichen Brunft ist an locale Verschiedenheiten, theilweise auch an

klimatische Einflüsse geknüpft. An einzelnen Orten beginnt die Brunft schon um den 20. October herum, während sie an anderen Stellen erst mit November, ausnahmsweise sogar erst mit Mitte November ihren Anfang nimmt und bis Mitte December fort dauert. Tellurische und klimatische Einflüsse vermögen die Brunft um acht bis vierzehn Tage zu beschleunigen oder auch zu verzögern.

Alte Gamsenjäger behaupten, dass bei solchen Gais, welche in der gewöhnlichen Brunftzeit gelte geblieben seien, ungefähr drei Wochen später noch eine zweite Brunftperiode beginne und dann noch ein fruchtbarer Beschlag erfolgen könne. Thatsächlich beobachtet man hie und da, wenn die gewöhnliche Brunft ihrem Ende zugeht, dass sich Böcke um eine einzelne Gais noch sehr hitzig bewerben, während sie zehn andere ganz unberücksichtigt lassen. Ob nun gerade diese Gais in der eigentlichen Zeit nicht gebrunftet, erst später damit begonnen habe oder gelte geblieben und eine zweite Brunft eingetreten sei, das entzieht sich im Freileben selbstverständlich unseren Beobachtungen und könnte höchstens in der Gefangenschaft genauer festgestellt werden.

In den carnischen Alpen zum Beispiel nimmt man an, dass sich die Brunft umsomehr verlängere, je grösser das geschlechtliche Missverhältnis sich darstelle, wenn die Böcke die Minderzahl bilden. Die Jäger glauben, wenn wenig Böcke bei einer namhaften Zahl von Gais stehen, so erfolgen viele unfruchtbare Beschlüge. An die erste Brunft reihe sich dann in diesem Falle eine zweite und ziehe sich hiedurch bedeutend in die Länge.

Viele Beobachtungen scheinen nun allerdings für die Richtigkeit dieser Anschauung zu sprechen.

So sah ich selbst einmal am 10. December, wie ein Gamsbock eine Gais sehr hitzig sprengte und dann in kurzen Intervallen mehrmal beschlug. Es war mir dieser Fall darum auffallend, weil ich wusste, dass die Brunft schon mit Beginn des Novembers im besten Gange gewesen war und mit Ende des Monats so gut wie abgelaufen betrachtet werden konnte.

Nicht selten kommt es auch vor, dass eine Gais drei oder vier Wochen später setzt als alle übrigen. Die auffallend geringen Kitze, die man bei den Herbstjagden fast jedes Jahr wahrnehmen kann, rühren zum grossen Theile von einem verspäteten Satze her. Zwar sind die zu ein und derselben Zeit gesetzten Kitze nicht immer gleich stark, aber der Unterschied pflegt in der Regel nicht so bedeutend und auffallend zu sein. Ein so verspätetes einzeln bei einer Gais stehendes Kitz pflegt geringer zu sein als ein solches, das zu zweien an einem Gesäuge aufgekommen ist.

Ist endlich die eigentliche Brunftzeit herangekommen, dann bemächtigt sich der Böcke eine wahrhaft fieberhafte Unruhe. Wie halb toll wechseln sie im Reviere herum, auf und nieder, hin und her, von einem Rudel zum andern. In dieser Zeit sind sie imstande zehn, zwölf und mehr Stunden in einem Tage zurückzulegen. Dabei machen sie den Gaisen eines jeden Rudels aufs hitzigste den Hof, gerathen auch unter sich schon in ganz ernste Differenzen. Richten sie bei einem Rudel nichts aus mit ihren Werbungen, so

schervänzeln sie flugs bei einem anderen herum und lassen einen dumpf blöckend - grunzenden Ton vernehmen, als wollten sie die Gaisen durch diese die höchste Liebessehnsucht ausdrückenden Laute mit gleichem Sehnen anstecken und kirre machen. Diesen Ton hört man nur zur Brunftzeit, sonst pflegt der Bock stumm zu sein wie ein Fisch. Es ist ergötzlich anzusehen, wenn so ein verliebter Bursche alle seine Kniffe und Mittel anwendet, um die Gunst einer Holden zu gewinnen. Die Gaisen sind auch für solche Aufmerksamkeiten durchaus nicht unempfindlich und lassen sich mit sichtlichem Behagen umwerben. Lange freilich pflegen sie sich gar zimpferlich zu geben, sich auf alle mögliche Weise zu zieren, mit diesem und jenem der heiss Begehrenden zu kokettiren und ihm dann ein Schnippchen zu schlagen, wenn er an dem Ziele seiner Wünsche angelangt zu sein glaubt. Sind jedoch besonders starke Böcke beim Rudel, so pflegen sie solche Extravaganzen dadurch zu beendigen, dass sie wild auf den Nebenbuhler einstürmen, sogar mit den Vorderläufen nach den Koketten schlagen und mit zornigem Grunzen das leichtfertige Geschlecht an ihre Alleinherrschaft erinnern. So ein starker Bock pflegt sich zu fühlen wie ein türkischer Sultan in seinem Harem. Nie sieht er von seinen Schönen genug, ist eifersüchtig wie ein spanischer Grande und wacht wohl darüber, dass sich nicht etwa so ein leichtfertiges Ding von seinem Rudel abstehle. Er treibt sogar oft mehrere kleine Rudel zusammen, die er stundenweit herholt, dabei die neuen Acquisitionen mit der verzweifeltsten Hitze sprengend, damit ihm ja nicht in der

Zwischenzeit etwa ein anderer Bock beim Hauptrudel ein Kukuksei einlege, eine Besorgnis, zu der er übrigens allen Grund hat.

Die so vereinten Rudel ziehen sich gewöhnlich nach einem bestimmten Brunftplane hin, den sie alljährlich einhalten, wenn sie nicht durch eine besondere Störung gänzlich vergrämt werden. Der sorgsam hegende Jäger sollte es sich angelegen sein lassen, solche Plätze nach Kräften vor Störungen zu schützen, weil die Gemen auch nach der Brunft noch eine gewisse Vorliebe dafür haben. Wird dagegen solch ein Terrain vergrämt, sind sie imstande, sehr weit auszuweichen und es auf lange Zeit zu meiden.

Zum Brunftplane suchen die Gemen am liebsten recht ruhige, in der Krummholzregion gelegene Alpentriften auf, wo sie vor jeder Störung sich sicher wähnen. So ein kleines schwach coupirtes Hochplateau, mit Krummholzkiefern theilweise bewachsen, ist ihnen am liebsten, besonders wenn es eine freie Aussicht in die tieferen Lagen gestattet und rückwärts oder nach einer Seite hin ein schroffes Gebirge aufweist, zu dem sie sich im Nothfalle emporflüchten können. Den Böcken ist eine solche fast geschlossene Hochmulde am liebsten, weil sie da ihre Gaisen leicht zusammenhalten können und jeden Nebenbuhler sofort entdecken, wenn er sich in ihren Bereich wagen sollte.

Weiss sich ein Bock vollkommen Hahn im Korbe, dann legt er seine frühere plumpe Galanterie zum grössten Theile ab. Er stösst, schlägt und misshandelt seine Gaisen in ganz rücksichts-

loser Weise, wenn dieselben seine Alleinherrschaft nicht unbedingt anerkennen wollen. Dabei jedoch muss man den Gaisen das Zeugnis ausstellen, dass sie sich von einem capitalen Recken anscheinend ganz ohne Verdruss tyrannisiren lassen und durchaus nicht auf Rache sinnen, solange er nur — seine Schuldigkeit thut.

So ein wild brunftender Gemsbock ist das Bild der höchsten Geilheit. Beständig nässt er so gegen die Vorderläufe hin, dass sich die Haare ganz abfärben und ein schmutzig röthliches Aussehen erhalten. Im Beschlage ist er geradezu unersättlich, sucht sich aber in der Regel immer zuerst die jüngeren, besonders die Schmalgaisen aus, so sehr sich dieselben anfangs auch vor dem Beschlage wehren. Sie fliehen, drehen und wenden sich, bringen damit aber den Bock erst recht in seine Liebesraserei. In wüthenden Sätzen sprengt er dieselben solange, bis er endlich doch sein Ziel erreicht. Mit hoch emporgereckten Häuptern äugen die anderen Gaisen dem Spiele zu, stehlen sich wohl auch ab und zu in die nächsten Latschendickungen, wo in der Regel die geringeren Böcke lüstern sich verborgen halten und durchaus nicht wählerisch sind, wenn ihnen nur Gelegenheit geboten ist, ihren Trieb zu befriedigen. Bei solchen Gelegenheiten kommt es auch gar nicht selten vor, dass eine gekränkte Schöne den Liebeswerbungen eines anderen Bockes soweit Gehör schenkt, dass sie mit ihm durchbrennt. Solche Paare wählen dann gewöhnlich einen weit vom Brunftplane abgelegenen Ort zu ihrem Aufenthalte und verleben da in diesem seligen Selbstgügen ganz allein die

Flitterwochen fern ab von allem, was ihr Glück etwa stören könnte.

In der Gegend eines jeden grösseren Brunftplanes findet man solch vereinzelt Paare, die dann während der ganzen Brunftzeit getreulich zusammenhalten und jeden Eingriff in die häuslichen Rechte energisch zurückweisen.

Wenn der Herrscher des Brunftplanes eine solche Entführung bemerkt, folgt er wohl wüthend der brunftigen Fährte unter wildem Grollen eine Strecke weit, kehrt dann aber resignirt wieder zurück, als wüsste er, dass bei längerer Abwesenheit sein Harem anderwärts zartere Bande anknüpfen würde.

Die jungen versteckt stehenden Böcke machen sich eine solche Gelegenheit sofort zunutze. Sobald sie bemerken, dass der Allgewaltige sich entfernt hat, erscheinen sie in tollster Liebeswuth am Brunftplane und heischen Erhörung. Bei dem Umstande, dass die brunftenden Gaiseln, sobald sie ein- oder mehreremale den ungestümen Werbungen eines Bockes ein geneigtes Gehör geschenkt haben, ebenso liebestoll wie die Böcke sind, brauchen diese Galane selten lange zu werben. Die Gaiseln sind ihnen sofort zu Willen, fordern sogar oft selbst durch die unverkennbarsten Geberden zum Beschlage auf. So ein junger Bursche leistet bei einer günstigen Gelegenheit denn auch das denkbar Möglichste. Ertönt dann aber der eigenthümliche Brunftlaut des Platzbockes, so stieben die jungen Stutzer mit Windeseile nach allen Richtungen auseinander. Sie wissen wohl, dass der Herr des Planes dienstwillige Hausfreunde nicht liebt und

dass mit ihm in dieser Beziehung nicht zu spassen ist. Stolz umkreist er dann den Brunftplan und sucht sich bald wieder eine Gais zum Beschlage aus. Mit einemmale jedoch begnügen sich die durch Erfahrung lüstern gewordenen Gaisen nicht, sondern dulden ganz willig einen dritten und vierten Beschlag. Hat sie der Platzbock nicht vollständig befriedigt, benützen sie die erste Pause, um sich aus der Schweite abzusteilen und einen jüngeren Galan zu beglücken. Einmal beobachtete ich eine Gais, welche sich drei schwächeren Böcken nach einander hingab, ohne kaum merklich ihren Platz zu wechseln.

So ein Brunftplan ist auf die grösste Entfernung kenntlich. Gewöhnlich ist in den Hochlagen mit Anfang des Monats November schon eine Schneedecke. Diese ist von hunderten von Fährten gekreuzt und gequert. Der Schnee selbst spielt alle möglichen Farben, roth, bräunlich und gelb, in den mannigfaltigsten Farbenabstufungen, und gewährt ein nichts weniger als anziehendes Bild. Man sieht auf den ersten Blick, dass hier die entfesseltste, geilste Leidenschaft ihre Orgien gefeiert hat. Selbst durch eine neu darauf geworfene Schneelage schlagen diese Zeichen durch. Nebstdem benöthigt man auch nicht eine Setternase, um den penetranten Geruch zu erkennen.

Von hohem Interesse ist es, das Schauspiel zu beobachten, wenn zwei ebenbürtige Rivalen auf einem Brunftplane zusammentreffen. Wie bereits früher bemerkt, suchen geringe Böcke sofort das Weite, sobald sie das Nahen des Platzbockes vernehmen. Ganz anders gestaltet sich das zwischen

ungefähr gleich starken Böcken. Sobald der am Brunftplane befindliche Usurpator das Herannahen eines Rivalen bemerkt, stösst er in kurzen Absätzen sein blöckend-knurrendes Grunzen aus, wirft den Windfang in die Höhe, stampft mit den Vorderläufen erbittert den Boden und eilt dem Ankömmling entgegen. Dieser stösst auch sofort den herausfordernden Kampfruf aus, stampft ebenfalls auf den Boden und zeigt mit unverkennbarer Absicht seine Krikeln. So stehen sich die beiden Rivalen einige Secunden wie regungslos gegenüber. Gewöhnlich ergreift der vermeintlich in seinen Rechten Gekränkte die Offensive und rennt mit einem murrenden, dumpfen Plärrtone auf seinen Gegner zu. Dieser hat sich inzwischen ebenfalls in Kampfposition gesetzt und schnell mit einem federnden Sprunge auf den Angreifer, dass das Zusammenschlagen der Krikeln auf eine bedeutende Strecke hin hörbar wird. Das Zusammenstossen geschieht mit tief gesenktem Windfang und vorgestreckten Krikeln. Nach jedem Anpralle weichen sie einige Schritte zurück, so einen Anlauf für den nächsten Stoss nehmend. Dieses gegenseitige Anrennen, so hitzig es ausgeführt wird, ist eigentlich doch nur das Vorspiel zum entscheidenden Kampfe. Sehen die beiden Gegner, dass damit nichts auszurichten ist, fahren sie so seitlich gegeneinander, dass sie sich mit den scharfgekrümmten Krikeln verhäkeln können, wobei einer den andern niederzuziehen versucht. Oft reissen sie mit den verfangenen Krikeln lange hin und her, bis der eine wieder los wird. Mit erneuter Wuth erheben sie sich dann hoch auf die Hinterläufe, biegen dann den Kopf seitwärts, so wieder zusammenfahrend und sich am

Nacken zu fassen versuchend. Gelingt das, dann kommt der Erfasste mit einer bösen Schramme davon. Die spitzen Krikeln schärfen nicht bloss die Decke auf, sondern dringen gewöhnlich tief in das Wildpret ein, alle Adern und Venen zerreissend, dass der Schweiss in dunkeln Massen auf den Schnee niederträufelt. Ein auf diese Weise tractirter Bock räumt in den meisten Fällen den Kampfplatz. Er ist abgekämpft. Die Wunden können so bedeutend sein, dass sich der Geforkelte schon nach kurzer Flucht niederthut und verendet, während der Sieger stolz zu den neugierig dem Streite züäugenden Gaisen zurückkehrt.

Alte erfahrene Bursche begnügen sich aber zuweilen mit dieser Kampfmethode nicht. Sie suchen den Gegner in die ärgste Hitze zu bringen, pariren mehr gelassen aber sicher die hageldicht fallenden Stösse, auf einmal aber, wenn sich der Angreifer hoch auf die Hinterläufe hebt, unterfährt ihn der andere mit Blitzesschnelle und versucht ihm so mit den Krikelspitzen den Bauch aufzuschärfen. Gelingt dieses Manöver, so endet das Liebesduell gewöhnlich tödtlich. Die Krikeln hauen sich tief ein, ein unbarmherziger Ruck durchreisst die schwachen Dünnungen, und das Gescheide quillt mit einem Strome von Schweiss hervor.

Zu wiederholtenmalen sind von den Jägern schon verendete Gemsböcke aufgefunden worden, welche ganz unverkennbar die Spuren eines solchen Kampfes an sich trugen, das Gescheide weit heraushängen und den Bauch auf einer Länge von ein bis zwei Decimeter total aufgerissen hatten.

In dem gegenseitigen geraden Zusammenstossen liegt aber auch eine nicht unbedeutende Gefahr für die Kämpfer. Trifft der eine oder der andere beim Anprallen mit dem Krikelbuge senkrecht auf jenen Theil der Hirnschale, wo dieselbe anfängt steil gegen die Stirnzapfen anzusteigen, so ist der Getroffene in den meisten Fällen auch der Verlorene. Von dem starken Stosse wird der schwache Stirnknochen zertrümmert und der Beschädigte sinkt augenblicklich mit eingeknickten Läufen zusammen, worauf sofortiges Verenden erfolgt. Im Momente der Verletzung stösst der Beschädigte einen durchdringenden, einem sehr dumpfen „Praää“ nicht ganz unähnlichen Klageschrei aus.

In sehr stark coupirten oder felsigen Terrainen suchen sich die Böcke gegenseitig einen erheblichen Vortheil dadurch abzugewinnen, dass einer den andern nach einer abschüssigen Stelle zu drängen versucht. Gelingt dies, so erfolgt noch ein starker Stoss und derjenige, der sich nahe dem Abgrunde befindet, fährt, wenn er das Gleichgewicht nicht hinreichend zu erhalten vermag, in die Tiefe hinab. Ist die Abfallstelle nicht gar zu steil und von nicht bedeutender Höhe, so gewinnt der Fallende sofort seine Geistesgegenwart wieder, spreitzt die Läufe auseinander und versucht in vielen Wendungen den Fels niederzuzschnurren. Ist indes die Stelle ganz steil, die Höhe eine bedeutende, dann verfällt sich selbstverständlich der abgedrängte Gegner.

Verkämpfen sich zwei erbosste Kämpen an solchen Stellen mit ihren Krikeln so, dass keiner los werden kann, so reisst der Stürzende den

ändern mit sich in den Abgrund. In diesem Falle reicht schon ein mittelhoher Felsabsatz zum Verfallen hin, weil die verkämpften Thiere sich durchaus nicht helfen und den Sturz nicht mildern können.

Zu den selteneren Fällen zählt es, dass sich zwei Böcke ähnlich den Hirschen so verkämpfen, dass sie ihre Krikeln gar nicht mehr lösen können. Solch verkämpfte Gemsen sind schon, wenn auch selten, entweder verendet oder als Skelette aufgefunden worden. Wie lange sie da gegenseitig kämpfen, reissen und zerren, wer kann das wissen! Bis jetzt ist es noch keinem Menschen gelungen, dem Ende einer solchen Verkämpfung zusehen zu können. Wir können uns die verzweifelten Anstrengungen zum Auseinanderlösen wohl in einem Phantasiebilde vergegenwärtigen, aber es bleibt eben immer nur — Phantasiebild.

Im Jahre 1876 hatte ich Gelegenheit, einem Kampfe zuzusehen, der insoferne von Interesse ist, weil er von einer klugen Berechnung, von einer so verständigen Ausnützung des gegebenen Augenblickes spricht, dass zu deren Erklärung das Wort Instinct als durchaus unzureichend betrachtet werden muss.

Auf einem eingeschnittenen Felsvorsprunge sitzend, gewährte ich, wie unter mir zwei Rivalen hart aneinander geriethen. Der Kampfplatz war eine ziemlich grosse coupirte, von Steinblöcken besäte Fläche, unter der wieder eine Wand senkrecht abfiel. Lange forkelten sie gegen einander, sprangen auf die umliegenden Steinblöcke um von diesen aus durch den Tiefsprung sich einen gegen-

seitigen Vortheil abzugewinnen. Beide waren geübte Kämpfer und wussten trefflich Stöße und Ritzungsversuche zu pariren. Endlich aber begann der kühnere Angreifer doch langsam zu ermatten und der andere ergriff die Offensive. Langsam aber stetig drängte er seinen Gegner durch die verschiedenartigsten Wendungen immer näher dem gähnenden Abgrunde zu. Schon trennte ihn nur noch eine kurze Strecke von dem gefährlichen Rande. Der Angreifer hatte offenbar die Absicht, seinen Gegner hinunter zu werfen, und ich zweifelte selbst nicht an dem Gelingen des Planes. Mit wilder Wuth flog er nochmals gegen seinen Rivalen, um ihn mit einem letzten Stosse in die Tiefe zu befördern. Dieser aber schien gar wohl die Absicht errathen zu haben, schnellte mit Blitzesschnelle zurück, und der Angreifer, der die Wucht seines Anlaufes durch nichts mehr abschwächen konnte, flog selbst in einem weiten Bogen in die grauenvolle Tiefe. Tags darauf wurde er mit vielfach gebrochenen Knochen von einem verwegenen Jäger mit vieler Mühe heraufgeholt.

Durch das letzte blitzschnelle Zurückschnellen in dem entscheidenden Augenblicke, hatte er sich selbst gerettet und seinen Gegner dem Verderben überliefert. Wo also seine physische Kraft nicht mehr ausreichte, nahm er zur List seine Zuflucht, und wie der Ausgang des Kampfes bewies, mit dem gewünschten Erfolge.

So ein Vorgang weist nach meiner Ansicht auf ganz bestimmtes zielbewusstes Wollen und auf eine kluge Berechnung und Benützung der gegebenen Verhältnisse hin.

Bei solchen Kämpfen passirt es einem Gembocke aber nicht selten, dass er gerade das, was er verhindern will, durch seine Eifersucht ermöglicht. Die Zeit, welche er mit seinem Gegner im Kampfe zubringt, benützen immer die in der Nähe herumlungenden geringeren Böcke. Während er für die Alleinherrschaft in seinem Rudel kämpft, pflücken andere in aller Stille der Minne vielbegehrten Sold im vollsten Masse. Kommt er dann stolz als Sieger zurück, so sind die „Hausfreunde“ verschwunden, die hitzigen Gaisen aber schon wieder bereit, seinen Zärtlichkeiten ein geneigtes Gehör zu schenken.

Am drolligsten nimmt es sich aus, wenn so ein Platzbock von zwei Rivalen gegenseitig ins Kreuzfeuer genommen wird. Kämpft er mit dem einen Gegner und bemerkt inzwischen, dass ein anderer bei seinen Gaisen hofirt, eilt er in blinder Wuth dem zweiten zu und sucht ihn mit aller Erbitterung abzukämpfen. Tritt während dem der erste wieder zum Rudel, so nimmt er diesen noch einmal an, rennt und forkelt solange hin und her, bis er entweder von den beiden Böcken verjagt wird oder als Sieger aus dem schweren Doppelkampfe hervorgegangen ist.

Diejenigen Böcke, welche als noch wenig erfahrene Idealisten felsenfest auf die Treue ihrer Huldinnen bauen, verfolgen einen abgekämpften Gegner noch halbe Stunden weit vom Rudel, um ja sicher vor ihm zu sein. Einem alten gewitzigten Burschen fällt das nicht mehr ein. Er begnügt sich damit, seinen Friedensstörer in der Nähe des Rudels abzukämpfen und tritt dann sofort wieder zu demselben zurück, in dem gewissen Gefühle, dass er

von diesem nichts mehr, von der nächsten Umgebung aber alles zu befürchten habe.

Ein widriges Bild auf dem Brunftplane gewähren die Geltgaisen. Die alten Schachteln treiben ihre Zudringlichkeit bis zum Unverschämten. Immer stehen sie dem Bocke zunächst, reiben ihn begehrend mit dem Kopfe, drängen andere weg, besteigen sogar selbst den Bock, wenn er sonst nicht „deutsch verstehen“ will. Richten sie bei dem durch die jüngeren Gaisen genugsam in Anspruch genommenen Bocke nicht so viel aus, als sie wünschen, dann verziehen sie sich zu den geringeren Liebhabern, welche wo in einer Latschendickung liebesseufzend stecken und geben sich diesen hin. Zeitweilig wechseln sie auch weit ab zu entfernt stehenden Rudeln, um daselbst einem Platzgewaltigen ihre Aufwartang zu machen, der aber in der Regel von den ergrauten Schönen nicht sonderlich entzückt ist, oft müssen sie es sich gefallen lassen, dass sie geforkelt oder mit den Vorderläufen geschlagen werden, wenn sie ihn an dem Beschlage anderer Gaisen verhindern wollen. Besonders unwirsch wird so ein Bock dann, wenn ihm die Zudringlichen bei dem Sprengen einer Schmalgais unbequem werden. Da versteht er schon ganz und gar keinen Spass und fertigt die gelten Schachteln in äussert ungalanter Weise ab.

Durch diese impertinente Zudringlichkeit wird nicht nur oft der ganze Brunftplan gestört, sondern es bleiben auch, besonders wenn sich Böcke nur in bedeutender Minderzahl finden, viele jüngere Gaisen gelte, was für den Wildbestand als ein beachtenswerther Nachtheil angeschlagen werden

muss. Solche Geltgaisen sollten daher in der ganzen Herbstsaison eifrig gepürscht und zum Abschusse gebracht werden.

Während der Brunftzeit haben die Gaisen zwar ihre Kitze noch immer bei sich, aber sie dulden dieselben nicht mehr am Gesäuge, sondern treiben sie von demselben ab. Auch die Böcke dulden die Thiere der jüngeren Descendenz ohne sie gerade unfreundlich zu behandeln, so lange sie ihnen nicht allzu unbequem werden. Treten dieselben aber beständig so nahe herum, dass der Bock in seinen Bewegungen und in seinem wilden Treiben gehindert wird, forkelt oder schlägt er dieselben wohl unwillig bei Seite. Diese handgreifliche Belehrung pflegen sich die Betreffenden ganz gut zu merken und halten sich fortan in respectvoller Entfernung.

Eine erwähnenswerthe Thatsache liegt auch in dem Umstande, dass selbst bedeutende Verwundungen die Gemse nicht hindern, an den Hochzeitsfreuden theilzunehmen. Aus einer grösseren Zahl diesfallsiger Beobachtungen sollen hier nur zwei Beispiele Erwähnung finden.

Vor einigen Jahren pürschte ein mir befreundeter Hochgebirgsjäger auf Bartgemsen. Bei einem Rudel bemerkte er einen starken Bock, der sich in vollem Masse den Liebesfreuden hingab. Der Jäger pürschte denselben an und ein guter Blattschuss beförderte den verliebten Recken in die jenseitigen Jagdgründe. Bei näherer Untersuchung entdeckte der Jäger, dass der Bock eine noch nicht verheilte Schusswunde trug. Eine Kugel war demselben so unter dem Rückgrat durch-

gedrungen, dass das Projectil durchschlug, ohne die Wirbelsäule zu verletzen. Durch den Ein- und Ausschuss konnte man mit zwei Fingern ganz mühelos zusammen greifen. An einigen Stellen war die Verwundung bereits in Eiterung übergegangen. Trotz dieser Verwundung und der schmerzhaften Eiterungen, hatte sich der Bock bei seinen Gaisen noch ganz thatkräftig eingestellt, was einerseits für die Lebenszähigkeit, andererseits aber auch von einem unbezwingbaren Brunfttriebe Zeugnis gibt.

Einen zweiten Fall hatte ich selbst zu beobachten Gelegenheit.

Zur Zeit der Gamsbrunft hielt ich mich in einem wohl gehegten Reviere auf. Nach längerer Beobachtung bemerkte ich abseits vom Rudel eine Gemse, die mit gekrümmten Rücken allein stand. Mir fiel das sonderbare Benehmen auf und beschloss, mich näher an dieselbe heranzupürschen. Ich war kaum auf 400 Schritt nahe gekommen, als ein Bock aus der nächsten Latschendickung herauswechselte und mir durch einen raschen Beschlag die Gewissheit verschaffte, dass ich es hier mit einer Gais zu thun habe. Auch einen zweiten und dritten Beschlag liess sich die Gais gefallen, ohne nur merklich ihre Stellung zu ändern.

Aus den weiteren Bewegungen glaubte ich die Gais als krank ansprechen zu dürfen und sandte ihr eine Kugel aufs Blatt. Meine Vermuthung hatte mich nicht getäuscht. Die Gais hatte, wahrscheinlich von einem Wilderer, eine Kugel waide-wund sitzen, an der sie zweifellos hätte eingehen müssen. Und trotz dieses bösen Schusses, fand sie sich noch nicht veranlasst, die heiteren Lebens- und Liebesfreuden zu quittiren.

Während der Brunftzeit magern die Böcke so sehr ab, dass von den stattlichen Burschen nur noch Decke und Gerippe übrig bleibt. Ist die Brunft vorüber, dann verziehen sich besonders die alten Böcke wieder mehr in stille Tieflagen, als schämten sie sich ihres verlotterten Aussehens. So ein herabgekommener Bock ist factisch keinen Schuss Pulver werth. Das wenige Wildpret, das er noch besitzt, ist wegen seiner unerträglichen Witterung nicht geniessbar. Auch die Decke ist um diese Zeit nicht gesucht, weil sie gleich dem Wildpret die penetrante Brunftwitterung besitzt, die nicht leicht entfernt werden kann. Weissgärber behaupten auch, dass solche Decken sich ungleich schwerer arbeiten lassen und nie ein haltbares solides Product abgeben.

Die Gemen beiderlei Geschlechts werden in der Regel nach vollendetem dritten, Gratthiere wohl auch erst im vierten Jahre fortpflanzungsfähig.

Die Gais setzt nach 21 Wochen, also in den letzten Tagen des April oder zu Anfang des Monates Mai ein, seltener zwei Kitze. Beim ersten Satze findet man immer nur ein Kitz; nur bei älteren Gaisen trifft man hie und da zwei Kitze an.

Obwohl in den allermeisten Fällen das Setzen mit Leichtigkeit vor sich geht, kommt es doch auch vor, dass dasselbe durch verkehrte Lagen sehr erschwert oder durch Querlagen gänzlich unmöglich gemacht wird. In diesem letzteren Falle gehen die Gaisen auf das Erbärmlichste ein.





## IV.

## BASTARDIRUNGEN.

Es ist eine allbekannte Thatsache, dass sich die der Gemse nahe verwandten Steinböcke fruchtbar mit den Hausziegen paaren. Besonders in der Schweiz, wo man das Steinwild wieder einführen wollte, sind vielfach Versuche mit solchen Bastardirungen gemacht worden.

Auch die Gemse ist den Hausziegen durchaus nicht abhold, während sie die Schafe wahrscheinlich wegen der eigenthümlichen Witterung so wenig leiden mag, dass selbst ausgesprochene Lieblingsplätze auf lange Zeit verlassen werden, wenn die Schafherden dieselben längere Zeit beweiden. Mit den Ziegen dagegen leben sie in vielen Gegenden ganz vertraut zusammen, wenn nur der alles beunruhigende Ziegenhirte ferne bleibt. Die Bergziegen steigen durchschnittlich bis hoch hinauf in den Verbreitungsrayon der Gemse. Auf die höchsten Klippen und Felsen kommen sie zwar seltener, weil sie doch furchtsamer und im Klettern weniger geübt sind, sich an gefährlichen Stellen oft so

verklettern, dass sie tagelang auf einem Flecke meckernd stehen bleiben. In den hoch gelegenen Alpentriften aber treffen sie sehr oft, besonders in der Morgenfrühe, mit den Gemen zusammen. Die Gemen beunruhigt diese Störung gar nicht, sie äsen sogar friedlich neben denselben. Mitten in einer Ziegenherde kann man einzelne Gemen ganz ruhig äsend beobachten, als befänden sie sich unter ihresgleichen. Auch das lascive Ziegenvölkchen lässt sie ruhig gehen, ohne sie im mindesten anzufeinden. Es herrscht mit einem Worte zwischen beiden ein friedlicher Verkehr. Fällt es je einmal ausnahmsweise einem rabiaten Ziegenbocke ein, etwas unverträglich sich zu geberden, so belehren ihn die gewandten Fechterkünste der Gemse sehr bald, dass es so ein halber Hausbewohner mit dem freien Kinde der Alpen nicht ungestraft aufnehmen dürfe.

Bei diesem friedlichen Zusammenleben ist es gerade kein Wunder, wenn es hie und da einem übermüthigen Gemsbocke einfällt, zur Abwechslung eine kleine Mesalliance zu begehen. Die Witterung der brunftenden Ziegen mag eine grosse Ähnlichkeit mit jenen der Gemsgaisen haben und so den Geschlechtstrieb erwecken. Wenigstens kann man in den Alpen, namentlich im Spätsommer, alljährlich beobachten, wie die Gemböcke von ihren Hochlagen niederwechseln, wenn herunter in den niedrigen Triften eine Hausziege ihr unausstehliches Brunftgemecker ertönen lässt. Ob es in diesem Falle die Witterung ist oder das weithin erschallende Meckern der Ziege, welches den Gemsbock anlockt, möge dahingestellt bleiben. Thatsache ist es, dass

ein solcher oft weite Strecken die nämlichen Steige nachzieht, welche vorher die brunftende Ziege passirt hat. Aus einer ganzen Herde weiss ein Gemsbock eine solche Ziege leicht herauszufinden und beginnt auch gewöhnlich allen Ernstes derselben den Hof zu machen, wobei er freilich mit einem etwa zufällig dabei stehenden Ziegenbocke in Meinungsverschiedenheiten geräth.

Die Hausziegen lassen sich solche Bewerbungen mit wenig Ausnahmen ganz gerne gefallen und caressiren sichtlich vergnügt mit dem immer ungestümer werdenden Liebhaber. Ist kein Ziegenbock in der Nähe, schenken sie auch ohne viel Ziererei Erhörung. Der Gemsbock beschlägt solche Hausziegen ganz gleich wie die Gemsgaisen, zeigt sich jedoch dabei selten so ganz unersättlich wie bei denen seines eigenen Geschlechtes. In den meisten Fällen lässt er es bei einem zweimaligen Beschlage bewenden und sucht dann wieder sein Revier auf.

Dass sich der Gemsbock mit den Hausziegen fruchtbar paart, steht ausser allem Zweifel. Zahlreiche Beobachtungen im freien wie im gezähmten Zustande haben es zur Evidenz erwiesen. In allen jenen Gegenden, wo die Hausziegen bis in die Gemsreviere hinauf geweidet werden, wissen die Leute mehr oder weniger davon zu erzählen. Trotzdem aber sind noch wenig fortgesetzte, unbedingt stichhältige Beobachtungen gemacht worden. Der Alpenbewohner hat daran wenig oder gar kein Interesse, höchstens ärgert er sich darüber, wenn er glaubt, dass ihm seine Ziege ein „Gamskitz“ gebracht habe, weil diese nach einer tra-

ditionellen Überlieferung schlechte „Milchziegen werden, das heisst, sie haben immer nur wenig Milch, und das ist der Hauptgrund, warum dem Gebirgsbauern solche wirkliche und vermeintliche Blendlinge verhasst sind. Er weiss damit nichts besseres zu thun, als sie einfach sobald als möglich dem nächstbesten Kleinviehstecher zu überantworten. Diesem Umstande hauptsächlich ist es zuzuschreiben, dass viel in dieser Beziehung werthvolles Materiale verloren geht, ohne dass es vom Forscher verwendet werden kann.

Brehm reproducirt über diesen Gegenstand in seinem „Thierleben“ einen Artikel, welcher der schweizerischen Jagdzeitung unterm 27. Mai 1867 aus Chur zuging und folgendermassen lautet:

„Seit einigen Tagen befinden sich hier ein paar Bastardgemsen, Bock und Gais, welche die Theilnahme der Jäger in hohem Grade erregen. Bekanntlich gelang es öfters, Hausziegen mit Gemsböcken zu paaren und die Jungen hatten dann von der Mutter bloss die Farbe und die Hörnerform, vom Vater aber den ausgezeichneten starken Gliederbau. Schon Bechstein erzählt von einer Bastardgemse, welche im Gliederbau besonders in der hohen Stirne der Gemse, in der Färbung dagegen der Ziege geglichen habe. Auch sind nach Tschudis Erfahrungen, welche ich bestätigen kann, zuverlässige Beispiele von fruchtbarer Kreuzung unserer einheimischen Ziege mit der Gemse im Freien bekannt. Der Ziegenhirt von Koffna, woher oben erwähnte Gemsbastarde kommen, erzählte, dass er während des Sommers zu verschiedenenmalen auf der Koffner Alpe Nascharignas einen mächtigen (!) Gemsbock gesehen

habe, welcher von der Höhe des nahen Steinhorns an den steilen, felsigen Abhängen zu der unten weidenden Ziegenherde herabgekommen und auf der grünen blumigen Weide unter den Ziegen so lange hochzeitlich verweilt habe, bis er den Hirten sich nahen gesehen habe und dann mit einigen kühnen Sprüngen die Felsen hinaufkletternd gegen die Spitzen des Berges verschwunden wäre. Im März 1866 warf eine Ziege des Jakob Spinas in Koffna ein weibliches und im April 1866 eine Ziege des Johann Baptist Durlandt ein männliches Zicklein, welche beide als Bastarde von Gemse und Ziege erkannt wurden. Sie waren nackt und die Leute schrieben diese Erscheinung dem Umstande zu, dass die Gemen eine längere Tragzeit haben als die Ziegen. Solche Bastardthiere bleiben auch später arm an Haaren und sind gegen die Kälte empfindlich, darum auch hinfällig. Sehr selten bleiben sie am Leben. Diese beiden aber sind unter sorgfältiger Pflege des Jakob Pool aus Schwüringen, welcher sie kaufte nun schon mehr als ein Jahr alt geworden und gesund und munter geblieben. Beide sind sehr eigenthümliche Thiere, namentlich der Bock ist beachtenswerth. Sein Stammbaum ist unverkennbar, ganz besonders am schwarzen fast unbehaarten Kopfe mit dem lebhaften, dunkeln Augenpaare. Die Hörner sind ziegenartig, gross und dunkel. In allem Übrigen verräth der Kopf auf den ersten Blick die stolze Gemsnatur. Die Bastardgais unterscheidet sich wenig von der Ziege, ist unten am Bauch fast nackt und sonst im Allgemeinen schlecht behaart. Der Bock zeigt sich auch sehr klug und macht seinem Pflegeherrn manchen Spass. Des Morgens

kommt er aus dem Stalle an das Hausthor, klopft mit dem Gehörn an und wenn ihm nicht gleich aufgemacht wird, stösst er zur Abwechslung das Thor ein, wiederholt dann dasselbe Verfahren an der Stubenthüre, springt im Zimmer auf das Canapé, zieht mit den Zähnen die Schublade des Tisches hervor und lässt sich das Brot schmecken. Für einen Thiergarten dürfte dieses Pärchen, welches trotz häufiger Beschlüge des Bockes unfruchtbar geblieben, einen nicht geringen Werth haben“.

Brehm selbst bemerkt zu diesem Artikel: „Für unmöglich halte ich eine fruchtbare Vermischung von Gemse und Ziege zwar nicht, meine jedoch, dass derartige Angaben, so lange nicht unzweifelhafte, jeden Zweifel ausschliessende Beobachtungen vorliegen, immer mit entschiedenem Misstrauen aufgenommen werden müssen“.

Wenn der grosse Naturforscher dagegen warnt, einer solchen Frage gegenüber allzugläubig zu sein, ist er im vollkommenen Rechte, denn nur zu bald fänden sich Leute, die eine solche Leichtgläubigkeit in der einen oder andern Weise für ihren Vortheil ausnützen würden.

Im Übrigen ist auch der Zoologe Bechstein von einer Bastardirung zwischen Gemböcken und Hausziegen überzeugt. In dem ersten Bande seines Werkes über Jagdwissenschaft sagt er:

„Der Herr Graf von Erbach-Erbach hat in seinem Thiergarten auch Bastardgemen mit einem Gemsbock und einer Hausziege erzeugt, die im Gliederbau der Gemse, besonders in der hohen Stirn, und in der Farbe der Ziege gleichen“.

Mich hat diese Frage von jeher sehr interessirt und mich angespornt, nach Material zur Beleuchtung derselben zu fahnden. Dasselbe ist mir zwar nur in geringer Menge ganz unzweifelhaft vorgekommen, aber so viel habe ich gefunden, dass ich mir daraus meine Privatanschauung bilden konnte. Ob diese in allem unbedingt richtig ist, darüber mögen grössere Forscher, denen vielleicht mehr Material zur Verfügung gestanden ist, entscheiden. Ich begnüge mich, das darzulegen, was ich entweder selbst gesehen, oder aus durchaus glaubwürdigen Quellen entnommen habe.

Nach meinen bescheidenen Erfahrungen ist die Paarung zwischen Gemsbock und Hausziege nicht unbedingt, aber in vielen Fällen fruchtbar. Die Bastarde sind in manchen Fällen vollkommen lebensfähig, in anderen wieder gehen sie schon nach den ersten Stunden oder Tagen ohne eine nachweisbare Ursache ein.

Die in dem citirten Artikel ausgesprochene Ansicht, dass einzelne Bastardthiere nackt zur Welt kommen, weil zwischen Gemse und Ziege eine ungleiche Tragzeit herrsche, dürfte kaum als unbedingt richtig angesehen werden, weil erstens bald behaarte, bald unbehaarte Thiere zur Welt kommen und dieser Fall bei Ziegen schon beobachtet wurde, wo unzweifelhaft keine fremde Vermischung vorlag; zweitens differirt die Tragzeit der Gemse und der Ziege nur nach so wenigen Tagen, dass dies auf die Bildung des Haarbodens unbedingt nicht von einem massgebenden Ausschlage sein kann. In zehn bis zwölf Tagen bildet sich das Haarkleid nicht; es ist schon früher vorhanden, wie dies unzweifelhaft

nachgewiesene Frühgeburten zur Genüge beweisen. Dieser Zeitraum kann wohl auf die Lebensfähigkeit einen Einfluss ausüben, aber für die Bildung der Behaarung ist er entschieden nicht in Rechnung zu ziehen.

Die Bildung der Behaarung in verschiedenen Dichtegraden oder deren gänzlichliches Ausbleiben hängt von einer Reihe heute noch unbekannter Ursachen ab.

Bastardformen unterliegen nie dem regelmässigen Bildungsgesetzen, wie sie sich bei normalen Bildungen aussprechen. So zum Beispiel ist heute der Mittel- oder Rackelhahn unzweifelhaft als eine Bastardform festgestellt. Es sind schon hinlänglich viele Exemplare erlegt worden, aber unter all diesen hat man noch nicht zwei Stücke gefunden, welche sich so vollkommen geglichen hätten wie ein Birkhahn dem andern. Bei Bastardirungen zwischen Stein- und Schneehuhn gleichen die Jungen bald mehr dem Hahne, bald mehr der Henne, tragen auch ausnahmsweise das Gefieder beider Geschlechter. Bei den zahmen Hühnern und Tauben verschiedener sich nahe stehenden Species kann man ebenfalls eine schöne Blumenlese solcher bis jetzt noch unaufgeklärter Launen der Natur sammeln.

Paart sich ein Steinbock mit einer Hausziege, so ist der Blending nicht ein unbedingt fester Typus, sondern zeigt bald die Hauptformen des Steinwildes, bald wieder mehr jene der Hausziege. Auch die Dichte und Stärke der Behaarung ist eine verschiedene.

Die Liebesverhältnisse zwischen Wolf und Hund erzeugen ebenfalls einen höchst variablen Charakter.

Die ganz unzweifelhaften fruchtbaren Vermischungen zwischen dem gemeinen Feldhasen und dem Alpenhasen tragen bei einem und demselben Satze verschiedene Charakterformen. Ein Theil gleicht dem Feldhasen, während der andere Theil ausgesprochen Alpenhase ist. Vor einigen Jahren schoss ich einen solchen im oberen Mittelgebirge, wo ihre gegenseitigen Verbreitungsbezirke sich begrenzen. Der runde Kopf mit den kurzen Löffeln trug die reinste Form vom Alpenhasen. Bis auf die Körpermitte war die Wolle rein weiss, während der rückwärtige Theil wieder ganz genau die Farbe und Beschaffenheit des Feldhasen an sich trug.

Bastarde zwischen Baum- und Steinmardern folgen in einzelnen Fällen dem Marder, in andern der Fehe. Auch die Behaarung erweist sich nicht in allen Fällen gleich dicht.

Solche Ausnahmsbeispiele kommen zweifellos auch bei den Blendlingen zwischen Gemen und Hausziegen vor. Wie sollte man aber auch voraussetzen, dass gerade die Bastarde zwischen Gemen und Hausziegen allein feste Formen bis ins kleinste Detail aufweisen sollten! Wenn die Natur andererseits ihre Launen beurkundet, dürfen wir sie auch hier als unzweifelhaft annehmen und eine Form, welche nicht gerade mit der ersten oder zweiten unbedingt übereinstimmt, nicht ohne Weiteres verwerfen.

Über die Fruchtbarkeit einer Paarung zwischen der Gemse und der Hausziege herrscht, wie bereits bemerkt, kein Zweifel mehr, trotzdem dürfte es nicht uninteressant sein, hier noch ein paar Beispiele nieder zu legen.

Im Jahre 1870 war ich durch längere Zeit auf der, der tiroler Grenze nahe gelegenen Westner-Alpe um daselbst den dort hausenden Murmelthieren meine Aufmerksamkeit zu schenken. Daselbst erzählten mir die Hirten, dass im vergangenen Sommer eine Hausziege durch ihren langen Aufenthalt ferne der Hütte wild geworden sei, ein Fall, der auch schon in den kärntischen Alpen beobachtet wurde. Der darauf folgende Winter war zwar ein sehr gelinder, aber er muss die Ziege doch gezwungen haben, zu der Hütte zurückzukehren, denn die Menge von Losung in der Hütte sowie das zum grossen Theil aufgezehrte Heu, das für unvorhergesehene Schneefälle, für kranke Thiere und so weiter aufgespeichert war, zeigten deutlich genug von ihrer Anwesenheit. Anfang Juni beobachteten die Hirten diese Ziege mit einem Kitz, das noch nicht alt sein konnte. Wäre die Ziege noch während der Anwesenheit des Bockes trächtig geworden, hätte sie schon werfen müssen, während hier noch der Winter herrschte, denn die Ziegenherde war mit 6. September abgetrieben worden. In der kalten Zeit hätte das Kitz zweifellos zu Grunde gehen müssen. Wäre es aber doch auf unbegreifliche Weise erhalten geblieben, hätte es entschieden müssen stärker entwickelt sein. Ich beschloss diese verwilderte Ziege oder wenigstens ihr Kitz zu erlegen,

da von einem Einfangen ohne die gewöhnlichen Wildfanggeräthe keine Rede war. Bald genug hatte ich sie ausgespürt, da sie meistens in Gesellschaft einiger Gemen sich herumtrieb, von denen sie sich auch in Bezug auf ihr scheues Wesen wenig unterschied. Beim dritten Pürschgange kam ich ihr auf Schussdistanz nahe. Mein Plan war, mit der Kugel erst die Ziege und dann mit dem Schrotlaufe das Kitz zu erlegen, wenn es, was zweifellos war, nach dem ersten Schreck wieder zur Mutter zurückkehren sollte. Ich hatte mich nicht verrechnet. Die Ziege stürzte unterm Feuer, das Kitz entfloh in sausendem Galoppe, kehrte schon aber nach fünf Minuten wieder zurück und verfiel so seinem Schicksale.

Hatte es schon in seinen Sprüngen, seiner Unruhe und dem ganzen Gebahren viel Ähnlichkeit mit einem Gemskitze, so zeigte sich jetzt dieselbe noch ausgesprochenener. Die Farbe war ein schwach ins Röthliche spielendes Braun. Über den Rücken zog ein schwarzer dichter Aalstreif. Der Kopf war lichter gefärbt mit steil aufsteigenden Stirnknochen. Die Lichter hatten ganz das Dunkelbraun der Gemskitze. Die Behaarung war ziemlich dicht, nur am Bauche in dem weisslichen Streifen spärlicher als man sie sonst findet. Besonders dicht und stattlich entwickelt war der Haarwuchs am ganzen Halse und im Nacken. Von den Hörnchen waren erst kaum bemerkbare Spitzchen vorhanden. Das Kitz war männlichen Geschlechtes. Durch seine stark entwickelten Läufe mit harten Schalen und besonders die auffallend bemerkbare Überstellung des rückwärtigen Theiles machte dieses Böcklein ganz den Eindruck eines Gemskitzes.

Ich für meine Person zweifle noch gegenwärtig nicht im mindesten daran, dass ich es hier mit einem Bastarde zwischen Gemsbock und Ziege zu thun hatte.

Ein zweiter Fall dagegen steht ganz ausser Zweifel. Ich besass einen stark entwickelten, vierjährigen Gemsbock. Da der Bursche schon ungebührlich unartig wurde, vorübergehende Kinder



niederstiess und einmal einen ganz ernstlichen Conflict mit einer Magd ausfocht, beschloss ich ihn in einem hochumzäunten Raume mit einer Ziege zusammenzusperrern. Anfangs behandelte er dieselbe unsanft, dann aber gewöhnten sie sich friedlich zusammen. Als die Ziege zu brunften begann, zeigte sich der Bursche aber so unersättlich, dass ich seine Gefährtin von ihm entfernen musste.

Da die Ziege ganz separirt gehalten wurde, hatte ich positive Gewissheit, dass ein anderer Beschlag als von Seite des Gemsbockes nicht erfolgt sein konnte. Zu meiner Freude konnte ich bald constatiren, dass der Beschlag ein fruchtbringender gewesen.



Genau zehn Tage später als es sonst bei den Ziegen der Fall zu sein pflegt, setzte sie ein munteres Kitz, was die Farbe der Mutter trug, durch den überstellten Hintertheil jedoch unwillkürlich an ein Gemskitz erinnerte. Schon im sechsten Monate trug es scharf markirt die Zeichen seiner Abkunft. Die hohe steile Stirn, das kurze

Gesicht, vor allem aber die starken Läufe verriethen die Verwandtschaft mit der Gemse. Der Typus der Kopf- und Halsform war so ausgesprochen, wie wir denselben in der Abbildung (Siehe S. 164) dargestellt sehen. Ausserdem erinnerte das ganze Gebahren, wie die Art seiner Bewegungen ebenfalls an die Gemse.

Zieht man zwischen den Formen des genannten Kitzes und jenen der vorstehend abgebildeten ausgewachsenen Gemse (Siehe S. 165) einen Vergleich, so wird man eine Verwandtschaft in den Hauptformen kaum in Abrede stellen können.

Am unbändigsten und lustigsten war es am Morgen und Abend. Im Klettern und Springen hatte es bald eine entschiedene Meisterschaft erlangt und führte Künste aus, die ihm ein anderes Kitz nie nachzuahmen im Stande war. Die Hörnchen entwickelten sich als ganz normale Ziegenhörnchen, höchstens dass dieselben kaum merklich geringer waren als bei anderen Kitzen gleichen Alters. Das Kitz war weiblichen Geschlechtes. An dem Gesäuge bemerkte man nebst den zwei gewöhnlichen Zitzen der Ziege noch zwei weitere aber ganz unentwickelt gebliebene, als Rudimente jedoch deutlich erkennbar. Die Behaarung war anfangs schwächer als bei einem gewöhnlichen Kitz, verdichtete aber immer mehr und mit Eintritt des folgenden Winters war sie schon dicht zu nennen. Rückenstreifen und Vorderhals zeigen sich besonders dicht behaart.

Im Gegentheile zu den Ziegen liebte dieser Blendling auch mit Eintritt des Winters den warmen Stall durchaus nicht, sondern lag am liebsten auf einem künstlichen Hügel vor dem Hause, wo der Wind und die Schneeflocken hurtig durcheinander tanzten.

Im kommenden Frühjahre begann es an einem Durchfall zu leiden, der trotz der emsigsten Sorgfalt und aller angewendeten Mittel nicht mehr zu stillen war. Schliesslich bildeten sich am Halse noch abscessartige Wucherungen, an denen das liebe Thierchen dann rasch verendete. Über einen andern Bastard schrieb mir Herr Felder aus Schoppernau:

„Bei einer Ziege, welche im vergangenen Sommer in den Hochalpen gewesen war, gewahrte ich eines Tages zwei Kitze, welche durch ihr Exterieur meine besondere Aufmerksamkeit fesselten. Das eine war ein ganz normales Ziegenkitz, während das andere sowohl in der Gestalt als in der Gebahrungsweise lebhaft an eine Gemse erinnerte. Sein Kopf war schmal, von der Nase gegen die aufrechte Stirn sich verbreitend, mit einer schwachen Andeutung von schwarzen Backenstreifen. Das Auge war tief dunkel und ungemein ausdrucksvoll. Der im Verhältnis stark entwickelte Hals trug eine dichte, rauhe Behaarung, was gegen die anderen, schwächer behaarten Körpertheile sehr stark abstach. Der Hintertheil war etwas überstellt, die Läufe stark und sehnig und die Fährte war von der eines Gemskitzes durchaus nicht zu unterscheiden. Ich zweifle nicht im mindesten, dass wir es hier mit einem Bastarde zwischen Gemse und Hausziege zu thun haben, nur bleibt mir unbegreiflich, wie das eine Kitz ganz genau den Ziegentypus tragen konnte, während das andere die ausgesprochene Gemsfigur repräsentirt. Sollte da vielleicht ein doppelter Beschlag von einem Ziegen- und einem Gemsbocke vorliegen? Ich wage es weder anzu-

nehmen noch direct zu verneinen. Mir ist das einfach ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag“.

Herr Raoul Ritter von Dombrovski glaubt: „Individual - Potenz und nicht ein doppelter (fruchtbarer) Beschlag verschiedener Vaterthiere ist die Ursache. Die überwiegende Disposition des väterlichen oder mütterlichen Individuums in jenem Augenblicke, in welchem die Befruchtung des Eies sich vollzieht, dürfte die massgebende, d. h. typisch bildende sein“.

Der sonderbare Bastard ist weiblichen Geschlechtes.

Später erfuhr ich noch, dass das Kitz im zweiten Jahre gebrunftet, aber bei der Paarung mit einem Ziegenbocke unfruchtbar geblieben sei. Weiter vermochte ich keine Nachrichten darüber zu erlangen.

Ob solche Blendlinge fruchtbar seien oder nicht, darüber konnte ich leider selber keine Beobachtungen anstellen, noch von anderer Seite etwas ganz Bestimmtes erfahren. Es mögen wohl Versuche gemacht worden sein, aber trotz eifrigen Nachforschungen gelang es mir nicht, bestimmte Resultate zu erfahren.

Die Bauern in den carnischen Alpen, welche hie und da von solchen Extravaganzen der Gemse zu erzählen wissen, behaupten, dass die meisten Bastarde unfruchtbar bleiben, und einzelne nur dann trüchtig werden, wenn sie wieder von einem Gemsbocke beschlagen werden. Die Frucht soll in den mindesten Fällen lebensfähig sein, und die Mutterthiere sehr wenig Milch besitzen.

Ob und wie weit man solchen Angaben Vertrauen schenken kann, möge jeder Leser selbst

beurtheilen. Ich selbst gebe, offen gesagt, sehr wenig dafür, weil es zu stark nach der alt traditionellen Fabulirungslust wittert. Diese Bauern erzählen die Märchen, die sie vielleicht schon sitzend auf dem Schoosse der Grossmutter gehört, so oft und so fliessend, dass sie schliesslich selbst glauben, etwas Ähnliches gesehen oder erlebt zu haben.

In diesem Theile der österreichischen Alpen könnten übrigens Ziegenbastarde am leichtesten vorkommen, da in dem ganzen Zuge alljährlich tausende von Ziegen auf die Hochalpen getrieben werden. Die obere Formation des Gebirges erlaubt eine Beweidung durch grösseres Vieh nicht und so werden, um doch auch diese Gegenden entsprechend ökonomisch auszunützen, massenhaft Ziegen aus dem österreichischen Theile und aus dem angrenzenden Italien aufgetrieben. Das Gebirge ist für die Gemse wie geschaffen und beherbergt auch davon einen ganz ansehnlichen Bestand. Besonders im Herbst sieht man dieselben in Rudeln mitten unter den Ziegen äsen und mit denselben ganz vertraut verkehren.

Unter den Ziegen findet man auch ab und zu, besonders auf der italienischen Seite, ein Stück, das hinsichtlich seines Körperbaues lebhaft an die Gemse erinnert. Dies bestätigte mir auch Herr Josef Stengl, Bezirksthierarzt in Villach, welcher Gelegenheit hatte, einige tausend aus Oberitalien eingetriebene Ziegen zu untersuchen. Er sagte mir, dass ihm bei seinen Untersuchungen mehrere Stücke durch ihre unverkennbare Ähnlichkeit mit der Gemse ganz besonders aufgefallen seien.

Noch entsteht weiter die Frage, ob auch Vermischungen zwischen Ziegenbock und Gems-

gais vorkommen. Ich habe von solchen Beobachtungen nie etwas gehört. Die Gemsgaisen brunften zu einer Zeit, in welcher die Ziegenherden von den Alpen abgetrieben sind. Dass eine Gemsgais zu dieser Zeit brunftet, in welcher die Ziegenherden noch in den Alpen sind, davon ist mir nur ein einziger Fall bekannt geworden und zwar bei einer Gais, welche das Jahr vorher aus irgend einer Ursache gelte geblieben war.

Da ich durch mehrere Jahre hindurch eine äusserst zahme Gemsgais besass, beschloss ich, auch nach dieser Richtung hin einen Versuch zu machen. Ich gesellte ihr einen schönen Ziegenbock bei, den sie sich als ruhigen Gesellschafter auch wohl gefallen liess.

Am 8. November begann die Gemsgais unverkennbare Zeichen der Brunft zu äussern, und der Ziegenbock machte sich auch sofort werbend an seine Gesellschafterin heran. Diese zierte sich, wie es jüngere Thiere der verschiedenen Wildarten überhaupt zu machen pflegen. Als der Ziegenbock hitzig wurde und der Minne Sold im Sturme erobern wollte, war sie über diese Zumuthung so entrüstet, dass sie ihn erbot mit ihren Krikeln forkelte. Eine Zeit lang begnügte sich dann der Bock auf kleine Entfernung lüstern zu folgen, sich in Galanterien zu erschöpfen, dann wurde er wieder kecker, erhielt aber wieder die gleich kategorische Abfertigung. Zwei Tage trieb der Ziegenbock die Gais so herum, trieb sie ein paar Male so in die Enge, das sie kaum mehr ausweichen konnte, aber die Gewandtheit fand immer noch ein Mittel, den Beschlag zu verhindern.

Am Abende des zweiten Tages forkelte sie den wüthend zudringlichen Bock derart, dass er mehrere nicht unbedeutende Schrammen hatte und ich ihn entfernen musste. Als die Gemsgais achtzehn Tage später nochmals brunftete, wiederholte ich den gleichen Versuch, ebenfalls wieder vergebens. Ich glaube, dass sie den Bock eher zu Tode geforkelt, als dass sie einen Beschlag von ihm geduldet hätte.

Ob nun gerade diese Gemsgais besonders hohe Begriffe von ihrem hervorragenden Stande hatte oder ob auch andere in ähnlichen Fällen es gleich zu machen pflegen, ist mir nicht bekannt. Aus den in diesem Falle gemachten Beobachtungen zog ich den Schluss, dass die Gemsgais eine ganz entschiedene Abneigung gegen einen intimeren Umgang mit dem Ziegenbocke hegte, was aber ganz gut nur eine rein individuelle Caprice gewesen sein kann. Aus einem Falle lässt sich eben nie eine Regel auf die Allgemeinheit ableiten.

Im kommenden Jahre gab ich der spröden Schönen einen kurz zuvor erhaltenen dreijährigen, verhältnismässig stark entwickelten Gamsbock bei, und mit diesem feierte sie ohne besondere Umstände die Hochzeitsfreuden im vollsten Masse. Beide verlebten die Flitterwochen in ungetrübter Eintracht. Erst als die Gemsgais sich hoch beschlagen fühlte, kam es zeitweise zu Meinungsdivergenzen, was zur Folge hatte, dass ich den Bock absperrete.

Genau 152 Tage nach dem ersten Beschlage setzte die Gais ein munteres Kitz, das schon nach fünf Stunden ganz erfolgreiche Gehversuche machte und sich gut weiterentwickelte.





## V.

## DIE VERBREITUNG DER GEMSE.

Als die Heimat der Gemse sind die eigentlichen Hochgebirge von Europa anzusehen. Dass sie in den früheren Jahren tiefer als gegenwärtig in die Alpenregion niederstieg, mithin noch Gebirgszüge bevölkerte, in denen wir sie jetzt vergeblich suchen, unterliegt keinem Zweifel. Die immer mehr fortschreitende Urbarmachung auch in hochgelegenen Regionen, die viel intensivere Weidenutzung bis auf die Höhe aller halbwegs berasteten Gebirgskämme, die an vielen Orten zweifellos festgestellte Zurückweichung der oberen Waldgrenze und vor allem die unausgesetzte Verfolgung, die sie von Seite des Menschen zu erdulden hatte, hat manche noch vor hundert Jahren besetzte Reviere entvölkert. Entweder wurde der Gemsenbestand in solchen Revieren schonungslos bis auf den letzten Mohikaner ausgeschossen, oder die Gemsen sind, der unaufhörlichen Verfolgung müde, endlich ausgewechselt und haben sich in ruhigere Hochlagen zurückgezogen, wohin ihnen der Herr der Erde, dessen Tritten nach einem bekannten Aus-

sprache die Wüste folgt, nicht mehr so leicht nachzuklimmen vermochte. Weniger aus eigenem Antriebe, vielmehr in Folge der masslosen Nachstellungen hat sich die Gemse die höchsten Alpengebiete zu ihrem Aufenthalte gewählt. Wo sie hinreichende Schonung erfährt, befindet sie sich ja noch vorzüglich wohl in verhältnismässig niederen Gebirgslagen. Selbst von ihren Hochständen herunter suchen die Gemen solche Lagen noch immer gerne auf, und verweilen in denselben, wenn sie nicht gestört oder gewaltsam verjagt werden. Sie wissen eben so gut wie anderes Wild das Bessere dem Guten vorzuziehen, solange damit nicht eine Gefahr für sie verbunden ist. Nicht bloss die sogenannten Wald- oder Lauberböcke wissen die Tieflagen zu schätzen, auch die Gaisen fühlen sich darin prächtig heimisch, sobald sie nur aus längerer Erfahrung wissen, dass sie für sich und ihre Descendenz keine Beunruhigung erfahren. Solche Reviere gibt es aber heutzutage leider nur sehr wenige mehr. Der Mensch, auf sein Beherrschungsrecht der Erde pochend, gönnt ihnen nur mehr denjenigen Theil der Alpen, mit dem er absolut nichts anfangen kann, und wo ihm das Hingelangen zur Unmöglichkeit geworden ist. Darum ist die Gemse im allgemeinen zu einem ausgesprochenen Alpenthiere geworden.

Man kann zwar selbstverständlich von den Besitzern des Grund und Bodens nicht verlangen, dass sie culturfähige Strecken bloss aus Liebe zu diesem herrlichen Wilde unbenützt liegen lassen, aber andererseits kann man eben so wenig leugnen, das in vielen Lagen des Guten mehr geschieht,

als für den Besitzer selbst nach allen Richtungen einträglich ist. Dabei spricht sehr häufig leider auch die den Bergbewohnern eingefleischte Feindschaft gegen einen beschränkten geregelten Jagdbetrieb ein gar gewichtiges Wörtlein mit. Der Bergbewohner hindert, schädigt und beunruhigt das Gedeihen einer geordneten Wildbahn, wie und wo es ihm immer nur möglich ist. Die blaue Schürze und die grüne Farbe haben noch nie dauernden Frieden geschlossen.

Das Jahr 1848 mit seinen Freijagdtendenzen hat sein Dasein nicht nur in den gehegten Hirsch- und Rehrevieren bemerkbar gemacht, es hat sich hoch droben in den Gemsrevieren mit tiefen Wundfährten eingezeichnet, hat an mehr als einem Orte nicht bloss die Gemswildbestände decimirt, es hat sogar örtlich die Verbreitungsgrenze ver-rückt und verengert.

Zum Glücke hat diese Schiessprügelherrlichkeit nicht ein Decennium gedauert, und Gesetzgebung und echte biedere Waidmänner haben aus Kräften dahingearbeitet, die geschlagenen Wunden verharschen zu lassen und durch Aufwand aller einschlägigen Mittel wieder einen besseren Wildbestand heranzuziehen. Vielorts ist dies Bestreben von Erfolg gekrönt worden; vielorts aber liegt leider noch so manches im Argen. Eine Hand, wirkt sie auch noch so segenspendend, vermag mit einemale ihre Gaben nicht überall hin zu verstreuen. Verrottete, alte locale Missverhältnisse vermögen oft auf lange Zeit hinaus die bestgemeintesten Massregeln wenigstens zu paralysiren, sie in ihren Wirkungen durchaus zu hemmen.

Im Ganzen und Grossen müssen wir in Österreich mit dem was speciell bezüglich der Verbreitung und Vermehrung des Gemswildbestandes geschehen ist, zufrieden sein. Wenn die nächste Zukunft in gleicher Weise fördernd einwirkt, wie zum Beispiel die letzten zehn Jahre, dann steht bei uns die Gemse noch lange nicht auf dem Aussterbeetat, auf das man sie gesetzt glaubte.

Unser weites Österreich mit seinem himmelanstrebenden Alpenkranze, mit seinen unvergleichlich schönen Felslabyrinthen und Hochthälern, es birgt schon heute wieder in seinem Schoosse Gemsreviere, bei deren Anblicke dem echten Waidmanne das Herz vor Freude hoch aufhüpft, wo der Büchse Knall sich donnernd in den Felsen bricht und echte Lust und Waidmannsfreude blüht.

Unser Allerdurchlauchteter Monarch, Kaiser Franz Joseph I., war es besonders, der das wiederbelebende Wort in unsere Alpen trug. Seinen erlauchten Schritten folgte überall freudiges Blühen. Wie der Polarstern dem irrenden Schiffer, so hat der Allerhöchste Waidmann mit seinen jagdfreundlichen Bestrebungen der ganzen grünen Gilde vorangeleuchtet, hat sie allenthalben durch sein Beispiel angespornt, auf dem einmal betretenen Wege treue Heeresfolge zu leisten. Der österreichische Adel ist nicht zurückgeblieben, er ist vielmehr unverdrossen seinem hohen Vorbilde gefolgt. Daran schlossen sich tausende von braven Waidmännern, von echtem Schrot und Korn. Durch dieses Zusammengreifen ist es möglich geworden, auch in den unwirthbarsten Höhen

nicht bloss unsere reizende Alpenantilope zu erhalten, sondern sie in der erfreulichsten Weise zu vermehren, so dass mehr als ein Kronland mit berechtigtem Stolze auf die, man kann sagen, neu geschaffenen Wildbestände blicken darf.

Die Gemsreviere in Wildalpen, Naskör, im Höllengebirge, nahezu im ganzen Mürzthale, in der Stangalpengruppe, im Mallnitzthale und den Karawanken, im Salzkammergute, in Blühnbach, Grossarl, Ramsau, Berchtesgaden, in tiroler Grenzgebirgen, in den Lechthaler- und Allgäueralpen weisen solche Bestände auf, wie man sie selbst vor dem Jahre 1848 nicht gesehen hat. Das sind die blühendsten Zeugnisse unermüdeter Waidmannssorge.

In Kärnten stehen obenan die von einer adeligen Gesellschaft gepachteten Reviere im Mallnitzthale. Überdies finden sich recht gute Bestände in der ganzen Tauerngruppe mit ihren Unterabtheilungen bis hernieder zur Drau. Dann in den Gailthaler- und carnischen Alpen und in den Karawanken. In Unterkärnten trifft man die Gemse freilich nicht mehr, dafür findet man sehr stark besetzte Rehbestände und weit über die welligen Berge hin verkündet zur Herbstzeit der stolze röhrende Hirsch, dass auch hier echte Waidmänner walten.

In der grünen Steiermark bewohnt die Gemse den ganzen gebirgigen Theil von Obersteier bis herunter, wo sich dasselbe mehr verflacht und dem Roth- und Rehwilde Platz macht. Hervorragende Bestände weisen die überreichen Reviere Sr. Majestät des Kaisers, dann die grossen Jagd-

bezirke des Grafen von Meran, des Fürsten Lichnowsky und vieler anderer Cavaliere. Aber auch die nicht adeligen Waidmänner sind nicht zurückgeblieben, haben die Hände nicht in den Schooss gelegt, sondern mit den erfreulichsten Erfolgen an dem schönen Werke mitgearbeitet, auch gegenwärtig noch auf das eifrigste bemüht, das schon vorhandene Gute noch besser zu machen. Man braucht hier bloss an die rege, erfolgreiche Thätigkeit des steiermärkischen Jagdschutzvereines und seiner zahlreichen Mitglieder zu erinnern. In den zahlreichen Jägern dieser Provinz steckt noch echtes, unverfälschtes Waidmannsblut. Möge Sanct Hubertus es erhalten!

Ein Gleiches lässt sich von Niederösterreich sagen. Soweit die territoriale Lage es ermöglicht, finden wir reiche Gemsbestände und eine rege, anerkennungswerthe Sorge, dieselben nicht bloss zu erhalten, sondern noch zu vermehren durch waidmännische Hege.

Oberösterreich hat ganz besonders in seinem an landschaftlichen Reizen so reichen, vielbewunderten Salzkammergute ein wahres Gemseneldorado, würdig von gekrönten Häuptern bejagt zu werden. Auch hier findet die Gemse überall da Verbreitung, wo das Terrain für sie günstig ist und ihr Fortkommen ermöglicht.

In Salzburg hat sich seit zwanzig Jahren der Gemswildstand in eminenten Weise gehoben. Ausser dem Stadtbezirke Salzburg ist kein Bezirk, in dem das edle Wild nicht in reicher Zahl vorkäme. Am höchsten steht der Bezirk St. Johann mit einem Jahresabschusse von 644 Gemsen. Im

Jahre 1883 wurden im ganzen Kronlande nicht weniger als 1517 Gemen erlegt, und zwar um 467 mehr als im Vorjahre. Hiebei darf man auch nicht einmal an einen unwaidmännischen Abschuss denken. Die von einer adeligen Gesellschaft gepachteten Reviere von Blühnbach, Grossarl u. s. w. bezeichnen den Culminationspunkt waidmännischer Hege. Salzburg hat in jagdlicher Beziehung eine interessante Vergangenheit; ihm blüht auch eine beneidenswerthe Zukunft.

Tirol ist vermöge seiner Bodengestaltung ein Gemenland par excellence. Dass man das auch von seinen Gembeständen im allgemeinen sagen könnte! Wohl hat es in seinen Grenzalpen, im Achen- und Zillerthale sehr gut besetzte Reviere, von echten Waidmännern bewirthschaftet, von braven Jägern bewacht, aber dagegen hat es wieder die weitesten Jagdbezirke, an welche man einen jagdgerechten Maasstab kaum anlegen darf. Kaum in einem andern Lande wechseln reich besetzte Gembestände mit nahezu ganz ausgeschossenen Gebieten, was nahezu überall da der Fall ist, wo die Reviere sich in den Händen der bauerlichen Schiesser befinden. Es fehlt dem Lande nicht an einsichtsvollen opferwilligen Waidmännern, es gibt deren sogar, zur Ehre des Landes sei es gesagt, eine sehr grosse Zahl, aber sie kämpfen mit einer Volksgesinnung und unter Verhältnissen, wie sie schwieriger kein Land der Monarchie aufzuweisen hat. Dass auch die Jäger ihre Pflichten kennen, dieselben ausüben, mit der letzten Fiber eines braven Jägerherzens, davon weiss mehr als ein stilles Grab in der Scharnitz und wo anders zu

erzählen. Trotz aller Aufopferung von Seite der Jagdherren und Jäger hat Tirol nur einen jährlichen Abschuss von circa 2000 Stück Gamsen zu verzeichnen, eine Zahl, die im Verhältnisse zur Flächenausdehnung und der gebotenen Reviere nicht als eine grosse bezeichnet werden kann.

Sehr erfreulich ist besonders der Umstand, dass sich in letzter Zeit auch in Südtirol einige Jagdherren gefunden haben, welche mit grosser Vorliebe und eminenten Erfolgen an der Hebung der Gemswildbestände gearbeitet haben.

In Vorarlberg sind die Ergebnisse der Gamsjagden im Ganzen auch keine glänzenden zu nennen. Das Montafon, der Bezirk Bludenz, die Walsertäler und der Bregenzerwald weisen vereinzelte in guten Händen stehende Reviere auf, welche nach aussen hin die Sterilität der andern decken müssen. Noch immer gibt es in diesem Lande Gemeinden, welche ihre Jagden nicht verpachten, sondern jedem darauf reflectirenden Gemeindegliede gegen Erlag von einem bis zwei Gulden die denkbar vollste Jagdfreiheit gewähren. Dass solche Leute dann weder einen geregelten Jagdbetrieb, noch eine Schonzeit kennen und anerkennen liegt auf der Hand. Sie betreiben eben das reinste Raubsystem und machen den angrenzenden, von echten Waidmännern gehegten Revieren einen entsprechenden Aufschwung unmöglich. Einer der hervorragendsten Waidmänner dieses Landes sagte mir: „Unsere Gemswildbestände kranken an einem chronischen Aasjägerthum, gegen das wir kein Arcanum besitzen“.

In der letzten Zeit jedoch ist im Bregenzerwalde ein ganz anerkennenswerther Versuch gemacht worden, das Aasjägerthum zu beschränken und einer waidmännischen Hege entgegen zu arbeiten. Über die dortigen früheren Jagdverhältnisse, sowie über die zu einer Besserung eingeleiteten Massregeln schreibt mir ein Jagdfreund Nachstehendes:

„In den früheren Zeiten wurde der Bregenzerwald in Vorarlberg als ein Jagdeldorado im vollsten Sinne des Wortes angesehen, und mit Recht. Die ausgedehnten Waldungen bargen eine Menge von Federwild, vom Haselhuhn bis zum stolzen Auerhahn. Die Bäche mit ihren ruhigen, ausgebuchteten Tümpeln belebten Wildenten in grosser Zahl. In den Gebirgsrevieren zog das zierliche Reh, an manchen Stellen auch der stattliche Hirsch, der auf seinen Wechselln aus den waidmännisch gehegten Revieren Bayerns herüberzog. In dem weit ausgedehnten Gebiete der Alpen aber lebte in starken Rudeln die Königin der Berge, die flüchtige Gemse. An diesem Wildstande konnte sich das Herz des echten Waidmannes freuen. Mit der Zeit begann man leider die grossen Reviere zu zertheilen; jede Gemeinde riss sich den ihr zukommenden Fetzen herunter, Private liessen sich die unseligen 200 Joch Jagden abtrennen und damit begann eine Jagdwirtschaft, vor der die keusche Diana gerne ihr Auge verhüllte. Die Aasjägerei trieb ihre giftigen Blüten. Manche Gemeinde hielt es gar nicht mehr für nothwendig, sich nach einem ordentlichen Jagdpächter umzusehen, sondern erlaubte Jedem, der einen oder zwei Gulden jährlich bezahlte, sein

Schiesseisen ungehindert in Berg und Wald zu tragen. Unter solchen Auspicien wuchsen die Schiesser wie Pilze aus dem Boden. Jeder wollte sich natürlich seine paar Groschen wieder herauschinden, und so nahm das Geknalle kein Ende mehr, bis die letzten Mohikaner verschwunden waren. Schon zu Anfang der Achtzigerjahre war das einstig Wildeldorado ein wildarmes Gebiet. Der Rehstand war so gut wie total ausgeschossen und in den Gebirgen konnte man tagelang pürschen, ohne eine einzige Gemse zu Gesicht zu bekommen. Endlich sah sich denn die politische Behörde veranlasst, dieser Jagdmisère dadurch ein Ende zu machen, dass sie die gesammten Gebiete des Bregenzer-Waldes total in Schonung legte, und den Wilderern empfindlich auf die Finger klopfte. Diese Inschonunglegung wurde für einen Zeitraum von drei Jahren verhängt und geht heuer ihrem Ende entgegen. Dank dieser Massregel hat sich nun das Wild in den weiten Forsten bedeutend vermehrt. Der Rehwildstand ist wieder ein ziemlich ansehnlicher. In den Alpen sieht man wieder Rudel Gemswild zu 30 bis 40 Stück. Ein Wildbestand wäre also wieder vorhanden. Hoffentlich werden nun bei der Wiedereröffnung der Jagd Massregeln getroffen, welche eine neuerliche Auflage der Aasjägerei von vornherein unmöglich machen. Den einzelnen Gemeinden, sowie der politischen Behörde dürfte es ein Leichtes sein, dafür zu sorgen, dass ein waidmännischer Jagdbetrieb an die Stelle der Aasjägerei trete. Bis dahin schütze St. Hubertus Wild und Wald“.

Möge für die echten Waidmänner recht bald eine bessere Zukunft aus dem Schutte der Vergangenheit erblühen!

In Krain trifft man die Gemse in den Bezirken Radmannsdorf, Krainburg und zum Theile noch in Stein. Einer weiteren territorialen Verbreitung stehen einerseits die Verkarstung, andererseits die Bodenbeschaffenheit und die culturellen Verhältnisse im Wege. Von den im Jahre 1883 erlegten 141 Gemen entfallen auf den Bezirk Radmannsdorf allein 116 Stück. Hier stehen aber auch als Riesensachen der gewaltige Mangert und der sagenumblühte Triglav, welche mit ihren ausgedehnten Gebieten, äsungsreichen Triften und unzugänglichen Einständen für die Gemen wie geschaffen sind. Dass es in den krainerischen Jagdgebieten noch wirklich capitale Gemen gibt, davon geben die früher im ersten Capitel angeführten, gewissenhaften Messungen von Krikeln, das sprechendste Zeugnis. Mit nur geringen Ausnahmen erfreuen sich die krainerischen Gemesreviere einer waidmännischen Bewirthschaftung und einer den Grundsätzen echter Jäger entsprechenden Hege. Nach dem allgemeinen jetzt bestehenden Jagdbetriebe ist noch immer eine Hebung der Gemswildbestände zu erwarten.

Im Küstenlande hat die Gemse nur dort eine theilweise Verbreitung erlangt, wo der schmale Landstrich im Norden mit den krainerischen Gemesjagdgebieten in Verbindung steht. Diesem kleinen Territorium, wo ein Freileben der Gemse möglich ist, entspricht der Gemenabschuss, der sich jährlich auf circa 10 Stück beziffert. So viel ich erfahren konnte, strengen sich die Jäger des Küstenlandes für die Erhaltung oder Vermehrung dieses für sie seltenen Wildes nicht sonderlich an. Man wird

nicht weit irren, wenn man annimmt, dass der grösste Theil der erlegten Gemsen aus den krainerischen Revieren dahin auswechself, das Standwild mithin ein minimales ist.

Anders dagegen gestalten sich die Verhältnisse wieder in Ungarn, das mit seinen weiten unabsehbaren Pussten, seinen den ganzen umrauschenden herrlichen Waldungen und den grau und verwittert darüber hinblickenden Bergriesen einen seltenen Wechsel für den Jäger darbietet. In den Sümpfen der Donau und Save, sowie an den Ufern einiger Seen findet man die seltensten Sumpf- und Schwimmvögel, über die weiten Ebenen der Pussta eilt die grosse und die Zwergtrappe. In den ungeheuren Eichenwäldern finden sich capitale Hirsche von achtzehn bis zwanzig Enden. Die borstigen Wildschweine brechen in dem humusreichen Boden, Bären trollen schwerfällig einher und über verödete Steppen heult der Wolf sein Nachtconcert. In den Bergwäldern hausen verschiedene Waldhühner, horsten weitbeschwingte Räuber, ziehen zierliche Rehe. Höher oben trifft man die verschmitzte Wildkatze und den beutegierigen Luchs. Droben aber, wo sich die Waldgrenze des ungeheuren Karpathenzuges successive gegen die Hochmatten und das malerische Felsgewirre verläuft, dort thront auf den Zinnen die flüchtige, sprunggewandte Gemse. Sie bewohnt einen im Verhältnis zu unseren Alpen breiten Gürtel, die sie durchschnittlich tiefer als bei uns in die Waldregion niedersteigt, wo ihr die culturellen Verhältnisse es erlauben. Ab und zu werden vereinzelt Gemsen auch um Güns im Eisenburger Comitате erlegt, aber

ihre eigentliche Heimat in Ungarn sind die Karpathen, nur zum geringeren Theil das gegen Siebenbürgen ansteigende Erzgebirge.

In dem Gebirgszuge der hohen Tatra mit seinem wundervollen Meerauge, sowie in den Widerlagern dieses Karpathenkolosses dürfte die eigentliche Stammheimat der Gemse zu suchen sein. Hier sind nicht bloss alle Verhältnisse für ihr Fortkommen äusserst günstig, sondern die ausgedehntesten Reviere befinden sich auch in den Händen von Cavalieren, welche auf Schutz und Hege dieses herrlichen Alpenwildes ebenso bedacht sind, wie auf ihren eigenen Augapfel. Da findet sich die Gemse in starken Rudeln und der Abschuss ist ein so geringer, dass sich die Bestände von Jahr zu Jahr heben müssen, trotzdem sie noch mehr als bei uns in den Alpen von vierläufigem und beschwingtem Raubzeug zu leiden haben. Demselben wird auch ganz ernstlich und sachgemäss nachgestellt.

Den Waidmännern des ungarischen Karpathengebietes ist es als ein grosses Verdienst anzurechnen, dass sie sich die Hege der edelsten Alpenbewohnerin so angelegen sein lassen.

In Galizien findet sich die Gemse ebenfalls in den höchsten von dem Karpathenstocke abzweigenden Gebirgszügen als Wechselwild. Leider ist hier die Zahl jener Waidmänner, welche sich die Hege und Verbreitung dieses Wildes angelegen sein lassen, nicht in dem Masse vertreten, wie es im ungarischen Gebiete der Fall ist.

Dort wo die Karpathen riesige, mit kaum betretenen Urwäldern umkränzte Gebirge in die

Bukowina entsenden, erheben sich einzelne Gebirgsstöcke ebenfalls bis über die Holzgrenze und werden von der Gemse belebt. In einigen noch wenig beunruhigten Hochthälern steigt sie ab und zu herab, wenn sie auch im allgemeinen noch die dichten Urwälder als ständigen Aufenthalt meidet, sei es, dass dem Licht und freie Luft über alles liebenden Wilde das Düster eines so dichten Waldes nicht zusagt, oder dass sie wegen den daselbst hausenden Luchsen, Wildkatzen und anderen Feinden diese Terraine meidet. Nach den Aussagen eines mir bekannten Bukowiner Jägers findet man in diesem Lande die Gemse nur in Lagen, die seit Menschengedenken kaum ein paarmal bejagt worden sind.

Im allgemeinen kann man sowohl in Galizien als in der Bukowina mit sehr geringen Ausnahmen von der Gemse als Standwild nicht sprechen. Die ab und zu erlegten Exemplare sind fast ohne Ausnahme Stücke, die aus ihren eigentlichen Ständen versprengt worden sind. Richtig genommen, kann man also hauptsächlich nur von eingewechseltem Gemswilde sprechen. Wird ein solches entdeckt, so erfreut es sich keiner allzulangen Ruhe, sondern fällt zu jeder Jahreszeit den Jägern zum Opfer. Diese beiden Länder haben für die Gemse keine Schonzeit normirt, was an und für sich schon Beweis genug dafür ist, dass diese Provinzen die Gemse selbst nicht unter das bei ihnen einheimische Standwild zählen.

Es wäre gewiss ein Leichtes, in einzelnen Landestheilen die Gemse einzubürgern, aber in diesem Falle müssten die Landesregierungen erst

dafür sorgen, dass die eingesetzten Stücke nicht als vollkommen vogelfrei behandelt werden dürften.

Auch in Siebenbürgen ist die Gemse noch in nicht unbedeutender Zahl zu finden. Herr J. Drotleff aus Hermannstadt schreibt mir hierüber: „Auf den höchsten Gipfeln der Karpathen, wo sich dem Hirten keine Weideplätze mehr für seine Herden darbieten, und wo der Schnee nur für kurze Zeit den heissen Sonnenstrahlen das Feld räumt, auf dem wolkenumfangenen Retjezat und auf den Spitzen des Fograscher Gebirges, da ist das Reich der klugen scheuen Gemse. In den zerklüfteten Revieren, wohin nur selten ein Mensch gelangt, gedeiht dieses edle Wild noch recht gut. In Rudeln von dreissig bis vierzig Stück kann sie der Jäger, der mit unsäglichen Mühen diese wenig betretenen Höhen erklimmt, in rasendem Galoppe vorübersausen sehen. — Auch auf den niedrigeren Gebirgsstöcken gibt es noch Gemen, doch spielt hier die Büchse den Rudeln übel mit. Früher lebte hier neben der Gemse auch der Alpensteinbock; leider ist seine Zeit auch in dem Lande der sieben Burgen längst dahin“.

Ausser in den genannten Gebirgen findet man die Gemse noch in mehreren Jagdbezirken des übrigen Theiles der transsylvanischen Alpen und noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen an die daselbst auf der Gemsjagd verlebten Stunden.

In Croatien und Slavonien findet sich ab und zu eine Gemse, doch ist sie hier nicht als eigentliches Standwild anzusprechen. Die zufällig erlegten Thiere sind nur versprengte Exemplare.

Bosnien und die Herzegowina mit den grau, verwittert und jäh aufstrebenden Bergriesen beherbergt ebenfalls die Gemse, wenn auch noch in verhältnismässig geringer Zahl. Da hat sie sich vor dem frei jagenden Sohne der wilden Bosna nur noch in den wildesten, unzugänglichsten Felsen und Schluchten zu halten vermocht. Seit dem durch Österreich daselbst in neuester Zeit zur Geltung gelangten Jagdgesetze ist jedoch die Freijagd beschränkt, sind Schonzeiten normirt und so steht zu erwarten, dass sich auch in diesem Lande die Gamsbestände heben werden. Durch die frühere fortwährende Beunruhigung und die in den nackten Höhen ungünstigen Äsungsverhältnisse hat sich im Laufe der Zeit eine in Bezug auf Stärke und Krikelbildung weit hinter unserem Krikelwilde zurückbleibende Standform herausgebildet, während sich in guten Lagen nach den Mittheilungen meines Freundes Hanns von Kadich noch starke Gamsen, sogar capitale Böcke vorfinden.

In Dalmatien findet man die Gemse in dem höchsten Theile der dinarischen Alpen. Da sie daselbst fast unter den gleichen ungünstigen Verhältnissen leidet, wie in Bosnien und der Herzegowina, sind die Wildbestände nur sehr schwach und die Thiere gering. Ob hier von irgend welcher Seite besondere Anstrengungen zur Hege des Gemswildes gemacht werden, ist mir nicht bekannt geworden.

In neuester Zeit hat ein wackerer Waidmann den Versuch gemacht, dieses edle Wild in dem böhmischen Riesengebirge anzusiedeln. Ob und in wie weit dieser dankenswerthe Versuch gelungen,

darüber liegen noch keine genaueren Daten vor. Nach der Terraingestaltung und den klimatischen Verhältnissen zu schliessen, dürfte an dem Gelingen kaum zu zweifeln sein.

Ausser den österreich.-ungarischen Ländern finden wir die Gemse noch in reicher Zahl in den Hochgebirgen von Oberbaiern. Hier jagte seiner Zeit der jedem Jäger wohlbekannte Franz v. Kobell und tönte seine Lust und sein Jagdvergnügen in den bekannten bilderreichen Liedern aus. Ihm folgte noch ein schallendes Waidmannsheil nach in die jenseitigen Jagdgründe!

Eine ganz bedeutende, wenn auch nur wenig gekannte Verbreitung hat die Gemse in den Hochgebirgen von Rumänien. Folgt man dem Laufe der Aluta, die sich an manchen Stellen im Gebirge durch äusserst malerische Engpässe zwängt, bis hinauf in jene zerrissenen, zackigen, karstartigen Gebiete, wo die Quellenbäche hervorsprudeln, so findet man das Gemswild in reicher Zahl vertreten, und darunter findet man noch wahre Capitalböcke. Rudeln von 50 bis 80 Stück kann man die Felsen entlang wechseln sehen. Dieser Umstand findet darin seine Begründung, dass selten ein Mensch durch die dichten Urwälder bis in diese Regionen vordringt. Der rumänische Jäger jagt nur, um etwas für die Küche zu gewinnen und dazu hat er bei den guten Beständen an Roth- und Rehwild so hinreichend Gelegenheit, dass es ihm gar nicht einfällt, die flüchtige Gemse in den unwirthbaren Hochgebirgen zu jagen. Das wäre ihm schon viel zu strapaziös, und er staunt nur über die „felsen-

hohe Dummheit“, wenn ein passionirter Jäger aus Österreich oder Deutschland unter Mühen und Beschwerden zum Waidwerke in diese Reviere auszieht.

Vermöge der territorialen Gestaltung und der tellurisch - klimatischen Verhältnisse könnte auch die Schweiz ein Gemseneldorado ersten Ranges sein. Leider hat daselbst die freie unbändige Jagdlust der schweizerischen Alpensöhne die einstigen Bestände so decimirt, dass die eidgenössische Regierung in gesetzlichem Wege einschreiten musste, wollte sie nicht riskiren. dass das Gratthier dem Lose des Steinbockes verfallt. Mit anerkennenswerther Sorge hat die Regierung Banngebiete, (auf die wir später noch zurückkommen) geschaffen und so dem edlen Wilde Zufluchtsstätten geboten, in denen es vor allzuleidenschaftlicher Verfolgungswuth wenigstens halbwegs gesichert ist.

„Diana“ Organe de la societe suisse de chasseurs, Organ des schweizerischen Jäger- und Wildschutzvereines schreibt hierüber:

„Wesentlich einschneidend in letzteres (das bündnerische Jagdwesen) war die Creirung von drei Freiberger, die wir je in einen der früheren Bünde, respective Bundesgebiete, verlegten. So fiel der eine in das Gebiet des Vorderrheines, der zweite in das Rosetschthal (Oberengadin) und der dritte in das Plessour-Gebiet.

Das Gesamtgebiet der drei Freiberge umfasst circa 629 Quadrat-Kilometer, welche Fläche ungefähr dem eilften Theil des Kantons-Gebietes oder dem achten Theil des eigentlichen bündnerischen Gensengebietes gleichkömmt.

Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, dass sich die Gemen in den Freibergern ganz ungewöhnlich vermehrt haben, was nicht allein etwa der Vermehrung mittelst Nachzucht, sondern in hohem Grade auch dem Zuzuge verfolgter Thiere aus benachbarten Thälern zuzuschreiben ist. So zählte, zum Beispiel am 11. October d. J. mein Pontresiner Freund, F. S., in verschiedenen Rudeln 131 Gemen, und wenige Tage nachher in einem Rudel 68 Stücke.

Der eben erwähnte Zuzug aus den Nachbarländern der Freiberge rechtfertigt daher gewissermassen die Behauptung mancher Jäger, dass sich um die Freiberge ein ziemlich breiter Ring gemisarmen Gebietes schliesse. Nicht minder richtig dürfte auch die weitere Behauptung sein, dass in den der Jagd erschlossenen Gebieten, auf welche sich die ganze Jägerschaar werfe, weit mehr Gemen als früher erlegt werden.

Namentlich trifft letzteres bei dem Unterengadin zu, das noch vor wenigen Jahren als „Eldorado“ der Gemenjäger galt und nunmehr namentlich durch sogenannte Professionsjäger von Jahr zu Jahr in nachhaltigster Weise derart ausgebeutet worden sein soll, dass ernste Befürchtungen betreffs Erhaltung eines nur mässigen Gemswildstandes laut wurden. In anderen Thälern, wie z. B. Schams, haben sich die Gemen ansehnlich vermehrt“.

Diese Freiberge oder Banngebiete wurden 1876 creirt. Die wohlthätigen Folgen dieses Schrittes sind unverkennbar. So konnte das vorgenannte

Blatt über den September 1883 nachstehendes aus Graubünden berichten:

Trotz der theilweise ungünstigen Witterungsverhältnisse im Monat September, dem einzigen Wonnemonat unserer Gemsjäger, erweist sich der Abschuss von Gemsen als ein sehr starker und erreicht eine Höhe, wie sie wohl niemandem erinnerlich sein wird.

Die Zahl der erlegten Gemsen beläuft sich auf 1198 und vertheilen sich dieselben auf die 14 Bezirke unseres Cantons wie folgt:

Bezirk Plessur 28, Imboden 23, Unterlanquart 81, Oberlanquart 111, Albula 126, Heinzenberg 24, Hinterrhein 62, Moesa 92, Vorderrhein 95, Glenner 120, Maloja 155, Bernina 9, Inn 254, Münster 24. In sämmtlichen Revieren zusammen 1198.

Jagdkönig ist dieses Jahr mit 24 Stücken im Engadinerbezirke, Hans Tester, wohnhaft auf einem Hofe nahe der Fabrik bei Sils im Domleschg, nach ihm kommt Wieland Wieland vom Hofe Durisch mit 20 Stücken.

Für diejenigen, welche ein näheres Interesse an den Ergebnissen früherer Jagden seit Beginn der jagdstatistischen Zusammenstellung haben, mögen nachstehende Zahlen dienen:

Im Jahre 1872 763 Stück in 6 Wochen, 1873 696 Stück in 4 Wochen, 1874 918, 1875 730, 1876 823, 1877 20, 1878 779, 1879 921 Stück in 4 Wochen, 1880 905 Stück in 6 Wochen, 1881 1072, 1882 764, 1883 1198 Stück in 6 Wochen.

Durch ein consequentes Vorgehen wird sich die eidgenössische Regierung nicht bloss die

Gemsen als Standwild erhalten, sondern aus den bereits ausgeschlossenen Revieren wieder ganz ergiebige Jagdbezirke schaffen, was im Interesse des herrlichen Wildes und der wildromantischen Schweizerberge nur sehr zu wünschen ist.

Italien hat in seinen Apenninen ebenfalls einen Gebirgsstock, der geeignet wäre, der Gemse einen ihren Eigenthümlichkeiten entsprechenden Aufenthalt zu gewähren. Wegen der tellurisch-klimatischen Verhältnisse und der jeder Regel spottenden Verfolgungssucht bewohnt sie hier nur noch in geringer Zahl die wildesten Hochgebiete. Auch in Oberitalien, Val d'Aosta, Savaranche etc. bewohnt sie die Hochgebirge und hat sich besonders dort heimisch gemacht, wo durch so viele Jahre hindurch die Hand Victor Emanuels, des königlichen Waidmannes schützend über den Colonien der dort gehegten Steinböcke waltete. Unter diesem ausgiebigen Schutze befand sich auch die Gemse wohl.

Von Savoyens himmelanstrebenden Bergen hat sich die Gemse noch weiter verbreitet nach Frankreich, soweit die Alpen als eigentliches Hochgebirge ins Land streichen. Auch in dem französischen Theile des Jura und einigen andern namhaften Erhebungen soll sie sich erhalten haben. Wenn sie auch eine ziemlich grosse Verbreitung erlangt hat, so ist ihre Zahl doch nicht gerade bedeutend, und ebenfalls nicht gross ist die Zahl jener Jäger, welche mit Energie für deren Schutz und Hege eintreten.

Ausser in den bis jetzt genannten Ländern findet sich die Gemse noch in Spanien und im Kaukasus.

Die in Spanien vorkommenden Gemen werden von einigen Gelehrten als eine besondere Art betrachtet und mit dem Namen iberische Gemse, (*Capella pyrenaica*) bezeichnet. Wohl unterscheidet sich dieselbe durch ihre geringere Stärke, die schwachen Kriekeln und die nahezu fuchsrothe Farbe des Sommerkleides auf den ersten Blick bedeutend von unserer Gemse, aber ihr ganzes Exterieur, die Bildung der Läufe, die Steilheit des Schädelknochens und die dunklere Verfärbung, sowie die ganzen Lebensgewohnheiten stimmen mit der Gemse der Alpen so sehr überein, dass selbst Brehm annehmen zu dürfen glaubt, dass es sich hier nur um eine örtliche Spielart handle.

Ihr Aufenthaltsgebiet ist in dem spanischen Theile der Pyrenäen, während sie im französischen Theile so gut wie ausgerottet ist, ferner in den kantabrischen Gebirgen, in der Serania de Ronda, Sierra de Gredos, Cordillera Carpata, Sierra Nevada und in dem ungeheuren Gebirgsstocke des 2650 Meter hohen majestätischen Almansor, der seine Widerlager in ungeheuren Ketten ins Land sendet und nebst der Gemse zugleich noch den Alpensteinbock beherbergt. Trotz der rasenden Verfolgungswuth der Spanier haben sich die beiden Alpenbewohner in ihren schwer zugänglichen Gebieten zu erhalten vermocht.

In den Pyrenäen wird die Gemse mit dem speciellen Namen Isard bezeichnet.

Da die Gemse in Spanien bis jetzt gar keinen gesetzlichen Schutz genießt, von einer Schonung von Seite einzelner Jäger keine Rede ist, so sorgen sich Natur- und Thierfreunde nicht ganz mit Unrecht für die Zukunft der spanischen Alpenbewohnerin.

Die in dem Kaukasus lebenden Gemsen sind auch unter dem Namen Atschi, (*Capella caucasia*) bekannt. Auch sie soll merkliche Verschiedenheiten von der eigentlichen Alpengemse aufweisen, wird aber von Brehm und anderen Gelehrten nur als eine locale Spielart betrachtet.

Gross und weit ist das Gebiet, das die Gemse noch bewohnt. Ohne Zweifel gelingt es den Bestrebungen der Jäger und Jagdfreunde, sie nicht bloss in diesen Gebieten zu erhalten, sondern ihren Verbreitungsbezirk noch zu erweitern und durch waidmännische Schonung die einzelnen Bestände zu vermehren.

Auch bezüglich des Gemswildes gilt der alte Spruch:

Das ist des Jägers Ehrenschild,  
Dass treu er schützt und hegt sein Wild,  
Waidmännisch jagt wie sichs gehört,  
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.





## VI.

## DIE FEINDE DER GEMSE.

Unter den freilebenden Thieren gibt es auf dem weiten Erdenrund nur wenige, von denen man behaupten könnte, dass ihnen Mutter Natur den Kampf ums Dasein leicht gemacht hätte. Diese meisten haben Mühe, ihr Leben zu fristen und mit dem Aufgebote all ihres Scharfsinnes den mannigfaltigen Gefahren zu entgehen, die entweder mit der Kraft der rohen Gewalt oder meuchlings aus dem Hinterhalte über sie hereinbrechen.

Auch bei der Königin der Alpen, der Gemse, hat die Natur keine Ausnahme gemacht. Sie hat dieselbe wohl mit äusserst scharfen Sinnen und geistiger Begabung ausgestattet, dafür aber auch ein Heer von Feinden geschaffen, so dass das edle Thier trotz der hervorragenden Gaben nur zu oft den überall lauernden Gefahren erliegt.

Der ärgste Feind der Gemse ist entschieden der Mensch. Die Gemse erkennt ihn aber auch als solchen, denn vor keinem anderen Geschöpfe

ist sie so sehr auf ihrer Hut, wie gerade vor ihm. Schon des Menschen blosser Tritt im aufthauenden Gletscherfelde oder im neugefallenen Schnee lässt sie erschrocken zurückprallen oder denselben im weiten Bogen mit lautem Pfeifen überfallen. Bekommt sie von ihm nur die mindeste Witt'ung, eilt sie schon sausenden Fluges tief hinein in die öden Steinreviere, in die unabsehbaren Kare bis hoch hinauf zu den spitzen Felsenzacken, wo sie aus Erfahrung weiss, dass er gar nicht oder nur auf grossen Umwegen hingelangen kann. Gegen den Menschen kann sie nur ihre schnellen Läufe und ihre eminenten Kletterkünste ins Feld führen, sonst hat sie keine Waffe gegen ihn.

Der passionirte Waidmann und der Professionsjäger scheuen weder Mühen noch Gefahren, um die flüchtige Antilope selbst in ihrem wilden, felsenumstarrten Heim aufzusuchen. Das vortreffliche Fernrohr und die weittragende Büchse sind seine Bundesgenossen. Alljährlich fallen tausende von Gemsen seiner geistigen Überlegenheit, Kühnheit und Ausdauer zum Opfer. Dabei wird es freilich keinem vernünftigen Menschen einfallen, ihm dies Recht zu bestreiten, solange er dasselbe in den Grenzen des Gesetzes und im Hinblick auf die allgemeinen waidmännischen Grundsätze ausübt. Verderblich wird diese Leidenschaft nur dann genannt werden können, wenn sie in blinder Hast jene Grenzen überschreitet, welche Gesetz und Natur gezogen. Die in entsprechenden Schranken ausgeübte Jagd der Gemse ist vielmehr ein Vergnügen, allein des ganzen Mannes würdig. Eine Memme oder ein durch und durch verrosteter

Stubensitzer taugen dazu nie und nimmer. Solche Jagd stählt die körperliche Kraft, lehrt jede Muskel unter das feste Joch eines eisernen Willens zu bannen, härtet den Körper gegen die klimatischen Einflüsse ab und hebt nebst der körperlichen Gewandtheit auch den Muth, die Ausdauer und die Unerschrockenheit des Mannes. Dabei erfrischt sie nicht bloss den Geist, sondern sie befähigt ihn zu raschen, entschlossenen Combinationen, lehrt ihn recht handeln im rechten Augenblicke, ist überhaupt ein wunderkräftiges Arcanum gegen Denkfaulheit und geistige Versumpfung. Die Gensenjagd mit ihren tausend Eventualitäten ist es, welche ihren Anhänger erst zum ganzen Manne macht, ihm die nöthige Selbstbeherrschung leiht.

Der Jäger, den Gesetz und Recht für dieses männlichste aller Vergnügen weiht, ist nur mit einem wohl zu berücksichtigenden Vorbehalte als ein Feind der Genssen anzusehen, und das umsoweniger, weil er tausenden durch Hege und unermüdliche Sorge das Leben erleichtert, tausend andern durch die Vertilgung des Raubzeuges erst die Existenz möglich macht. Wir haben viele Reviere unter der Hand des sorgenden Jägers zu einem Stande erblühen sehen, wie man einen solchen nirgends vorfindet, wo die ganze Natur sich noch in ihrem Urzustande befindet.

Wenn ich von dem Menschen als ärgsten und gefährlichsten Feind der Gemse spreche, habe ich nur die Aasjäger und jene Sorte von Menschen im Auge, welche ohne rechtliche Befugnis die edelste aller Jagden ausüben, nämlich

die Wilderer. Nicht bloss dass diese Sorte aller Rechtsbegriffe spottet, sie ist es vielmehr; welche nur mit rasender Mordlust im Reviere haust, bei welcher Vernichtungslust und schnöde Gewinnsucht das verderbenbringende Rohr führt, dem vom Kleinsten bis zum Grössten alles verfällt, was in seine Tragweite gelangt. Der Wilderer kennt keine Schonzeit. Er mordet die Descendenz im Mutterleibe mit dem gleich kalten Blute, mit welchem er dem säugenden Kitz seine Ernährerin wegschiesst, unbekümmert darum, ob das arme kleine Wesen sein Leben weiter fristen könne oder nicht. Der Wilderer nutzt die Jagd nicht wie ein Mensch, er haust im Reviere wie ein Barbar, dessen Tritten Tod und Verderben folgt. Er ist es, den man als den ärgsten, verderblichsten Feind dieser Königin unserer Alpen bezeichnen muss.

Den ganzen Tag, ob ihn Wind, Schnee und Sturm umbrausen, sitzt er mit einer Hartnäckigkeit auf einem Zwangswechsel, die wirklich einer besseren Sache würdig wäre. „Durch diese hohle Gasse muss er kommen!“ Das ist die Zauberformel, die ihn einer Steinfigur gleich den Platz behaupten lässt, ob jetzt des Sturmes Toben über seinem Haupte dröhnt, oder der entfesselten Elemente unheimlich Walten durch die Steinwüsten brüllt, die Zähne vor Kälte klappern und der ganze Körper zu schlottern beginnt. Höchstens zieht er sich unter einen halbwegs geschützten Felsvorsprung zurück, lässt das Toben der Elemente an sich vorüberbrausen und versucht endlich ein Feuerlein anzufachen, wenn er sich vor seinem Erzfeinde, dem Revierjäger, sicher weiss. Bald

die Vorder- bald die Kehrseite den Flammen zur Erwärmung bietend, hockt er stundenlang in seinem Felsenloche oder unter der vorspringenden Platte, macht sich sogar nicht das Mindeste daraus, hier eine Nacht zu verbringen, wenn er nur denken kann, dass der kommende Tag eine Beute vor die rauchende Büchse lege; ob dies jetzt ein Gemsbock, eine Gais, ein Kitz oder was immer und zu welcher Zeit es sei, das macht ihm keine Scrupel.

Der ausser Gesetz und Recht stehende Wilddieb begnügt sich aber nicht damit, das flüchtige Wild mit der Büchse zu erlegen. Dort wo aufstrebende Krummholzbüsche dem mageren Boden entsteigen, da sucht er aufmerksam nach einem betretenen Wechsel. Hat er denselben entdeckt, flugs ist er bereit, aus dem geglühten Messingdrahte die verderbenbringende Schlinge zu formen. Wohl im dichten Gezweige versteckt, mit Erde verwittert, hängt sie, bis ein Stück auf Aesung ziehen will. Ein Ruck am Halse, das erschrockene Wild beginnt zu zappeln und zu zerren, so sich immer enger den Hals einschnürend. Die zitternden Läufe vermögen die Last des Körpers nicht mehr zu ertragen und knicken ein. Noch ein paarmal schlägt das Haupt auf und nieder, den dunkeln, tiefen Lichtern entströmen Wassertropfen, ein kaum vernehmbarer Laut verkündet unendliches Weh und — die Gemse ist verendet. Sie ist dem verderblichsten und unwürdigsten aller Schliche, der Schlinge, zum Opfer gefallen. Vielleicht ist es eine säugende Muttergais, das Kitzchen zerrt noch an dem erkaltenden Gesäuge, bis es endlich in herz-

erschütternden Tönen seinem Jammer Luft macht. Ein Adler oder irgend ein anderer kühner Räuber erfasst es mit den Fängen: auch der schlaue Fuchs erkennt dies Jammergeschrei und ist sofort bereit, sich einen guten Bissen zu verschaffen. So sind zwei, vielleicht auch drei Stücke, wenn die Gais zwei Kitze führte, der verruchten Hand des Schlingenstellers zum Opfer gefallen.

Auf Zwangswechseln greifen diese entmenschten Horden sogar zu dem Mittel, starke Schlag-eisen zu legen. Mit vieler Vorsicht werden sie unter dem spärlichen Graswuchse verborgen, an irgend einer Stelle festgebunden und dann mag das Eisen seines Fanges harren. Auf diese Weise fängt sich die Gemse selbstverständlich an einem Laufe, äusserst selten an zweien. Beim Zuschlagen des schmerzenden Eisenbogens federn die Läufe mit verzweifelter Kraft, aber der nächste Ruck reisst Decke und Muskeln bis auf die harten Schalen herunter in Fetzen. Von wüthendem Schmerze gepeinigt, grenzenloser Angst gefoltert, hockt sich das Stück endlich nieder und — klagt. Obwohl dieser verzweiflungsvolle Nothschrei hoch über den Wolken einst seinen Rächer finden wird? Selten gelingt es einem Thiere solch einem eigens construirten Eisen zu entkommen und ist dies einmal der Fall, so geschieht es mit zerschlagenen Knochen, mit herunterhängenden Decken- und Sehnenfetzen, das Thier ist ein elender Krüppel. In vielen Fällen ist der Wilderer bald hinter der gefangenen Gemse drein. Wenn er sein Mordeisen aufgerichtet hat, umgeht er den Wechsel in weitem Bogen, sucht den Gemsen hinter den Rücken oder

in Wind zu kommen, sie so mit aller Berechnung beunruhigend, dass sie nicht in wilder Flucht, sondern nur misstrauisch, alle Augenblicke verhoffend, den Wechsel annehmen. Sind die Gemen durchgewechselt, trachtet er auf kürzestem Wege die Stelle wieder zu erreichen und weithin ertönen des eisenbeschlagenen Bergstockes Schläge, die dem gefangenen Opfer den Schädel zertrümmern. Wieder hat ein edles Thier unter den Schlägen eines erbärmlichen Schinders verendet.

Eine nicht minder verdammungswürdige Manipulation des Wilderers sind die in ihrem Jargon benamseten „Wildschläge“. Worin besteht das Ding, das einen so sonderbaren Namen trägt? Aus dem Nachstehenden möge es erhellen. An einer Felsenhalde, wo öfters Gemen vorüberzuwechseln pflegen, suchen die Kerle eine passende Stelle aus, wo sie einige Steine als Stützen aufthürmen können. Zwischen oder besser auf diese primitivsten aller Strebepfeiler kommt ein schwerer Stein so zu liegen, dass er seinen Schwerpunkt auf einem untergestellten, in der Mitte durchschnittenen und schief gefügten Stellholze findet. Von dem Stellholze läuft eine Schnur über den Wechsel und ist auf der entgegengesetzten Seite auf irgend eine Weise befestigt oder es vertritt ein wie zufällig vorragender Ast diese Stelle. Streift nun ein Wildstück die Schnur oder den Ast, so knickt das Stellholz ein und der Stein poltert nieder. Ein rascher Satz bringt das Wild noch zur Noth ausser den Bereich des fallenden Steines. Verhofft das Stück dagegen einen Moment, so wird es von der Wucht

des Steines getroffen, und da solche Schindinstrumente möglichst auf schmalen Felsrahmen angebracht werden, in die Tiefe geschleudert. Damit das Wild die Abzugschnur nicht wahrnehme, wird in derselben kleines in der Nähe wachsendes Gebüsch eingeknotet und so verblindet.

Dieser Wildschlag bietet ein würdiges Pendant zu den auf dem Karste für Steinhühner und in vielen Alpen auf Schneehühner aufgerichteten Steinfallen. Die verdammte Horde weiss eben überall etwas für sich herauszuklügeln.

Halten sich Gemsen in Schlägen auf, welche mit Jungmais bestockt sind, und nehmen sie einen bestimmten Wechsel durch etwa vorhandene Schneussen, dann werden auch diese unsicher gemacht. An einer von Unterholz verdichteten Stelle werden zwei Bäumchen über die Schneusse gebogen und dort durch ein Stellholz derart verankert, dass sie nach dem Abspringen desselben wieder in die Höhe schnellen. An dem Stellholze selbst wird die Hängeschlinge befestigt. Tritt das Wild in den Wechsel, fährt es mit dem Haupte in die gewöhnlich sehr weite Schlinge. Sobald es dieselbe fühlt, macht es einen erschreckten Ruck, das Stellholz schnappt ab, und die beiden Bäume schnellen in die Höhe. Da die Schlinge durch ein Loch des Stellholzes gleichzeitig an beiden Baumwipfeln fest verknotet ist, so reisst es das gefangene Stück in die Höhe, und dasselbe muss so in der elendesten Situation verenden.

Diese Fangmethode wird übrigens auch auf Rehe angewendet, für die Gemsen aber besonders dann, wenn sie von dem hohen Schnee der obersten

Region in tiefere Lagen und in die Bergwälder herabgedrückt werden. Ein kleiner zertretener und zerwühlter Fleck im feuchten Moose oder in dem schwarzen Waldboden ist alles, was von der im Stillen begangenen Frevelthat Zeugnis gibt.

Sogar im Frühjahre, wenn die Gemen, bis auf die Knochen abgemagert, wieder den Höhen zueilen und in der ersten Zeit des Sommers, haben sie vor den Wilderern nicht Ruhe. Mitten in einem Zwangswechsel werden frisch abgeschälte Fichten und Tannenrinden so aufgelegt, dass deren innere, glatte Seite nach oben zu liegen kömmt. Durch Steine oder Pflöcke werden sie in glatte Lage gebracht. Hierauf wird das Wild aufgesucht und gegen den Wechsel getrieben. Da es anfangs nichts Verdächtiges wahrnimmt, nimmt es den Wechsel ohne weiteres an. Nun eilen die Treiber, um möglichst schnell an den Wechsel heranzukommen. Bei den Rinden angekommen stutzen die Gemen, wollen zurückbrechen, werden aber von den Hallunken durch Schreien und Steinerwerfen mit Gewalt vorwärts getrieben. In höchster Verzweiflung wollen die Thiere über die noch nasse Borke setzen, glitschen auf derselben aus und fahren rettungslos der gähnenden Tiefe zu. Dieses Schandmittel habe ich übrigens auch schon bei Jagdschindern gefunden, die keine Wilderer, sondern selbstherrliche Pächter waren.

Nach diesen auf zahlreichen Alpenwanderungen und längeren Aufenthalten in den verschiedenen Theilen der Alpen gewonnenen Erfahrungen halte ich mich vollkommen berechtigt, die Wilderer unter die ersten hervorragendsten Feinde unseres Gemswildes zu rechnen.

Unser edles Alpenwild hat aber auch noch unter dem Haarraubwilde eine grosse Anzahl von Feinden.

Im Norden von Ungarn, in den obersten Waldstrecken der Bukowina und auf den siebenbürgischen Gebirgen ist es der Bär, der es nicht bloß versteht, die weidenden Herden zu zehnten, sondern auch mit Erfolg den Gemsen nachzustellen, die er von einem geschützten Hinterhalte aus ganz prächtig zu überrumpeln versteht.

Der allzeit hungrige Wolf zieht sich, wenn er in den mittleren Gebirgslagen ob seiner Frevelthaten zu sehr verfolgt wird oder nichts mehr zu Rauben vorfindet, in die luftigen Höhen hinauf, um daselbst in Gemeinschaft von fünf bis sechs Kameraden auf Gemsen zu jagen. Ist die Gemse an Schnelligkeit auch dem Vetter Isegrimm überlegen, so gelingt es demselben doch hie und da, die Thiere in solche Lagen einzusprengen, wo sie ihm erliegen müssen. Meistens sind es junge Gemsen, welche seiner Raublust zum Opfer fallen.

Einen noch viel gefährlicheren Feind haben die Gemsen der Karpathen an dem durch diese Wälder herumstrolchenden Luchse. Auch er lässt sich nicht verdriessen, Raubzüge bis in die Regionen des Gemswildes zu unternehmen. Er jagt dieselben jedoch nicht nach Art des Wolfes, sondern setzt sich nach Katzenart lieber an einer ihm passenden Stelle auf die Lauer. Hält sich ein Luchs längere Zeit in einem und demselben Gebiete auf, so weiss er ganz gut die Wechsel des Wildes auszukundschaften. Da setzt er sich dann am liebsten an einer gedeckten Stelle an,

und wehe dem Wilde, das da vertraut seinen Wechsel zieht. Langgestreckt liegt der Luchs im Grase oder unter kleinen Gebüschchen. Beim Herannahen einer Beute streckt und spannt sich jede Faser. Die mit Haarbüscheln gezierten Lauscher legen sich zurück, die Pranten drücken fest an den Boden und die Seher funkeln in wilder Blutgier. Sonst regt sich keine Muskel. Ist jedoch die Beute nahe genug gekommen, krümmt sich der Rücken, bewegt sich leicht rück- und vorwärts und mit federndem Sprunge hat er sich seinem Opfer auf den Nacken geschneilt, dort die Hauptvenen zerreissend und mit wilder Gier sich ansaugend. Eine Gemse reisst der Luchs mit Leichtigkeit. Ist ihm auch sein Sprung nicht so gelungen, dass er die Gemse auf den ersten Anfall niederreißen kann, wird dieselbe doch nicht mehr los, sobald er sie irgendwo gefasst hat. Mag sie mit ihren Läufen noch so verzweifelnd schnellen, noch so in hoher Flucht auffliegen, den Luchs bringt sie nicht mehr herunter. Es ist ein wild verzweifelter, aber ein kurzer Ritt, den er mit seinem Opfer macht.

Ein Glück, dass die Gemse seine Witt' rung kennt und sich so vor ihm retten kann, wenigstens dann, wenn er ihr unter günstigem Winde auf der Lauer liegt.

Mehrere diesbezügliche Beobachtungen berechtigen mich, es als ganz bestimmt anzunehmen, dass die Gemse den Luchs wittert, wenn der Wind von ihm zu ihr streicht. Bei Gegenwind vermag sie ihn allerdings nicht wahrzunehmen. Von diesen Beobachtungen möge nur eine einzige hier einen Platz finden.

Ich pürschte im karpathischen Gebirgswalde mich bei gutem Winde an ein Gemsrudel heran, dasselbe zog vertraut, aber in ziemlich raschem Tempo vor mir her, so dass ich mich entschloss, einen Hügel zu umgehen und noch mit halbem Winde den Gemsen den Wechsel abzuschneiden. Ich war kaum zehn Schritte bergan geeilt, als plötzlich die Leitgemse zu stutzen begann. Mit hochgehobenen Windfängen witterten die Thiere mit unverkennbaren Zeichen grosser Angst, begannen wild zu pfeifen, warfen sich spornstreichs herum und wurden im rasendsten Galoppe direct gegen mich her flüchtig. Dieses eigenthümliche Benehmen des Rudels konnte ich mir nicht erklären. Trotzdem ein starker Bock auf zwanzig Schritte an mir vorbeiwechselte, schoss ich nicht, sondern pürschte mich mit aller erdenklichen Vorsicht nach dem Punkte, von welchem aus die Gemsen flüchtig geworden waren. Alles still, alles ruhig. — Sollte mich ein Berggeist necken wollen? Endlich zeigte mir mein scharfes Glas einen dunkleren Gegenstand in dem niedrigen Gestrüppe. Als ich mich auf fünfzig Schritte näher gepürscht hatte, stach ich den Kuggellauf ein und machte krumm. Dem Schusse folgte ein mehrmaliges Aufschnellen, dann wurde es ruhig. Ich eilte zur Stelle und fand daselbst einen starken Luchs, dem meine Kugel den Schädel zerschmetterte hatte. Diese Gunst Dianens freute mich besser, als wenn ich zehn Gemsen hätte strecken können.

Das flüchtig gewordene Rudel hatte ganz ohne Zweifel von dem ihm im Winde liegenden Feinde Witterung bekommen, darum sein ängstliches Gebahren im ersten Augenblicke und dann seine wilde Flucht.

Der Luchs verfolgt übrigens eine Beute nicht weit. Er macht nach derselben wohl mehrere weite Bogensätze, erreicht er sie aber damit nicht, kehrt er resignirt zurück, um sich an einer andern Stelle wieder auf die Lauer zu legen.

In den Wäldern dieser Gebirge findet sich die auch noch in anderen Ländern, aber zum Glücke selten vorkommende Wildkatze, die entschieden als ein Feind des Gemswildes betrachtet werden muss. Zwar überfällt sie nicht wie der Luchs ausgewachsene Stücke, stellt aber dafür um so eifriger den Kitzen nach, so lange dieselben noch nicht vollständig der Mutter zu folgen vermögen. Die Wildkatze vereint mit einer guten Portion Keckheit eine noch grössere Dosis von Schlaueit, List und Räubergewandtheit. Fast wie eine Schlange sich windend, weiss sie sich unbenutzt an die Orte anzuschleichen, wo die Gemsgais mit ihrem Kitze weilt, versteht es meisterlich, jeden Terrainvortheil für sich auszunützen und in einem unbewachten Augenblicke in weitem Bogensprunge sich aufzuschnellen und das wehrlose Kitzchen zu reissen. Oft ist ihm die Kehle mit solcher Vehemenz durchrissen, dass es nicht einmal mehr mit einem ordentlich vernehmbaren Klage-tone seine Mutter von der Gefahr avisiren kann. Die Gemsgais tritt der Wildkatze, wenn rechtzeitig entdeckt, unter wildem Pfeifen entgegen, stampft wüthend mit den Läufen, worauf die Räuberin ohne Besinnen die Segel streicht. Mit einer alten Gemse sich einzulassen, scheint ihr doch nicht rätlich.

Auch Reinecke, der rothe Räuber, macht sich im Frühjahr gern in den abgelegenen, ruhigen Sitzplätzen bemerkbar. Zwar hat er keine Aussicht, es mit einer Gemsgais mit Erfolg aufzunehmen, aber er speculirt auf die Kitze, wenn dieselben einen Moment des mütterlichen Schutzes entbehren. Unter Anwendung all seiner List und Schlaueit schnürt er stundenlang der Gemsgais nach oder um den Platz herum, an welchem die unbehilflichen Kitze weilen. Entfernt sich die Mutter auch nur auf eine kurze Strecke, flugs ist er dazu bereit, das Kitz zu reissen und, wenn es ihm nicht zu schwer ist, damit in der nächsten Dickung zu verschwinden. Da sich der Fuchs in den Alpen viel häufiger aufhält, als man gemeinlich anzunehmen geneigt ist, so muss man ihn als einen nicht zu unterschätzenden Feind der jungen Gemsen ansprechen. Alte, gesunde Thiere greift er zwar nicht an, findet er aber ein krankes oder angeschweisstes Wild, ist er sofort hinterdrein. Der Schweissfährte folgt er oft stundenlang, erklimmt die wildesten Felsen und lässt höchstens dann von seiner Nachsuche ab, wenn das angeschweisste Stück über eine Kluft setzte, die zu nehmen er sich nicht getraut. Findet er ein krankes Stück im Waidbette, so fällt er keck darüber her und trachtet demselben die Adern am Halse aufzureissen, um so dessen Verenden zu beschleunigen.

Nicht selten passirt es einem Jäger, der am Abende eine Gemse schwer angeschossen hat und wegen der vorgerückten Zeit eine Nachsuche nicht mehr unternehmen kann, dass er am folgenden Morgen das Stück von den Füchsen angeschnitten oder halb aufgezehrt findet.

Alte Jäger behaupten, dass auch in schneereichen Wintern der Baummarder den Gamsen gefährlich werde. Ich habe zwar eine solche Erfahrung selbst zu machen nie Gelegenheit gehabt, bin aber nicht ganz abgeneigt, dieser Behauptung einigen Glauben zu schenken, seitdem ich einen Baummarder dabei ertappt habe, einen Rehbock zu reissen. Es war an einem kalten Wintermorgen, und ich gedachte bei Malepartus einen Besuch abzustatten. Der Schnee lag hoch und hatte eine leichte Kruste. Auf einmal hörte ich durch einen Stangenort ein Stück Reh klagen. In der Meinung, dass Reinecke etwa ein schwächeres Stück angenommen habe, pürschte ich mich eilig vorwärts, war aber noch nicht weit gekommen, als ein Rehbock auf die daneben liegende Wiese wechselte, dabei beständig klagend und mit seinen schwachen Kolben rückwärts forkelnd. Endlich bemerkte ich im Nacken einen dunklen Gegenstand; das konnte nur ein Marder sein. Ohne vieles Besinnen riskirte ich einen Kugelschuss und war so glücklich, das Reh von seinem Peiniger zu befreien. Der Bock wurde weiter flüchtig. Auf dem Anschusse aber fand ich einen sehr starken Baummarder. Da der Rehbock stark schweisste, in dem hohen Schnee nur äusserst langsam vorwärts kommen konnte, pürschte ich ihm nach, um zu erfahren, ob er etwa gefährlich gerissen sei. Schon nach vierhundert Schritt Entfernung fand ich ihn dem Verenden nahe. Die Wunden, welche ihm der Marder am Halse beigebracht hatte, waren derart, dass der arme Rehbock unbedingt verloren war. Wenn nun der Baummarder an einem Rehbocke solche Angriffe wagt und mit Erfolg ausführt, so

ist anzunehmen, dass er auch Gamsen nicht verschont, wenn dieselben im hohen Schnee nur äusserst langsam dahinziehen können oder sich hungernd und abgemattet unter einer dicht beasteten Tanne oder Fichte niedergethan haben. In diesem Falle wird es ihm ebenso leicht, eine geringere Gams zu reissen als einen Rehbock. Thatsächlich ist, dass der Baumarder sehr gerne den höher gelegenen Revieren zueilt, sobald der Schnee eine so harte Kruste erhalten hat, dass er ohne einzubrechen weiterkommen kann. An solchen Tagen macht er nicht selten Märsche von zehn und mehr Stunden, überschreitet sogar hohe Gebirgsjoche. Zu trauen ist dem beutegierigen Räuber einmal unbedingt nicht.

Unter dem Flugraubwilde ist als Feind der Gamsen in erster Reihe zu nennen der Geieradler, Lämmer- oder Bartgeier (*Gypaëtos barbatus*). In den österreichischen Alpenländern ist er zwar nur mehr als ein sehr seltener Gast zu bezeichnen. Ab und zu findet man ihn noch in den carnischen Alpen in Tirol und in Vorarlberg. Mit sehr geringen Ausnahmen sind aber die in diesen Ländern angetroffenen Geieradler verstrichene Exemplare. Ständig findet man ihn noch in den Karpathen und den siebenbürgischen Hochgebirgen. Auch in der Schweiz ist er schon selten geworden. In den Gebirgen von Spanien dagegen ist er noch immer anzutreffen.

Dieser kühne Räuber stellt den Gamsen eifrig nach, sucht nicht bloß die jungen Gamsen der Mutter zu entreissen, sondern trachtet sogar starke Thiere an steilen Gehängen zu überfallen und mit seinen weiten Schwingen in die Tiefe zu jagen.

Häufiger als der Geieradler findet sich der Steinadler. Auch er vergreift sich gerne an den Gemskitzen und sucht in der Noth auch ältere Gemsen zu bewältigen, indem er sie nach Art des vorgenannten Räubers über hohe Felsen zu drängen versucht. Die Gemsen kennen diesen ihren Feind recht gut. Wenn sie in der Höhe seinen durchdringenden, pfeifenden Ton vernehmen oder seinen Schatten über die Matten streichen sehen, eilen sie möglichst rasch einem sicheren Einstande zu und äugen daselbst so lange ängstlich unter der überhängenden Felswand hervor, bis der Feind verschwunden ist.

Mit welchem Erfolge der Steinadler die Gemsen jagt, daran gibt ein Horst das allerbeste Zeugnis. Da findet man zwischen den Holzknitteln des Horstes und vor demselben in der Zeit, in welcher sie Junge zu versorgen haben, verschiedene Theile von Gemsen jeden Alters. In einem Horste, den ich untersuchte, fand ich die blankgenagten Schädel von zwei Gemskitzen, einen solchen von einer nach der Zahnbildung als vierjährig anzusprechenden Gemse nebst einer grösseren Anzahl von Knochen, Rippen und Läufen. Und dabei war der junge Adler nicht einmal flügge, sondern hätte hiezu noch einige Wochen gebraucht.

Ein sehr verlässlicher Jäger war Augenzeuge, dass ein Adler ein starkes Gemskitz in den Horst fallen liess, während er sich in der Nähe desselben auf dem Ansitze eben auf die alten Adler befand.

Wie manches Stück mag auch noch in den übrigen Jahreszeiten ihren Fängen verfallen! Auf

den Steinadler ist im Hochgebirge, wo er horstet, von Seite des hegenden Jägers ein besonderes Augenmerk zu richten.

Im Frühjahre und im ersten Sommer jagt auch der braune Geier (*Gyp. fulvus*) sehr gerne nach jungen Gamsen. Derselbe wird als Horstvogel besonders in den julischen Alpen, weniger häufig in den Hochgebirgen von Tirol angetroffen. Von den drei Horsten dieses Geiers, die ich untersuchte, fand ich in jedem mehrere Überbleibsel von Gamskitzen, die nie bloß von einem Kitz herrührten, ein Beweis, dass auch er den wehrlosen Kitzchen eifrig nachstellt und sie seiner stets hungrigen Nachkommenschaft zuträgt.

Auch den Uhu (*Strix bubo*) müssen mir unbedingt als den Gamsen feindlich bezeichnen. Vermag er auch alten Gamsen nicht gefährlich zu werden, so ist er dies umsomehr den Kitzen, so lange dieselben noch so schwach sind, dass sie ihrer Mutter nicht überallhin folgen können. Unhörbaren Fluges streicht er die Hochreviere ab, dort alles als seine Beute erklärend, was er nur zu überwältigen vermag.

In einem Horste auf der im kärntischen Gailthale gelegenen Burgruine Goldenstein fand ich den Schädel eines Gamskitzes, das mindestens schon vier Wochen alt gewesen sein musste. Daneben fand sich der Schädel eines alten Alpenhasen, Beweis genug, wie gerne dieser Räuber in den alpinen Regionen nach Beute herumstöbert.

Den Gamskitzen wird auch der Kolkrabe (*Corvus corax*) gefährlich. Dieser schwarze Geselle

haust nahezu im ganzen Alpengebiete und ist durchaus nicht als frommer Einsiedler zu bezeichnen. In den Bergwiesen unter dem Reisskofel war ich selbst Augenzeuge, als er in unmittelbarer Nähe der Ricke ein Rehkitz mit den wüthendsten Angriffen attackirte. Dass er ein Gemskitz in der Nähe der Gais angegriffen hätte, habe ich zwar niemals selbst beobachtet, wohl aber zu wiederholtenmalen Schädel und andere Knochen von Gemskitzen in den Horsten dieses schwarzen Burschen gefunden.

Ein ganz eigenartiger, meines Wissens noch nie beobachteter Fall wurde vor zwei Jahren constatirt. Am Montcanin wurde eine verendete Gemse aufgefunden, die durchaus kein Zeichen äusserer Verletzung trug, deren Haupt aber so angeschwollen war, dass man glaubte, die Decke müsse alle Augenblicke platzen. Da ich mich nicht ferne davon zur Beobachtung der Felsenschwalbe aufhielt, wurde mir sofort Nachricht gegeben.

Ich fand Kopf und Hals bis auf den Widerist stark aufgeschwollen, und trotzdem die Gemse erst etwa einen Tag verendet sein konnte, fielen die Haare auffallend leicht aus. Am stärksten zeigte sich die Anschwellung vorn am Geäse. Lange war mir dieser Cadaver ein Räthsel, bis ich endlich eine genaue Untersuchung begann. Vorn am Geäse fanden sich zwei nadelfeine Stiche, welche durch die Oberhaut gedrungen waren. Diese kleinen Wunden stimmten ganz genau mit den Verletzungen überein, wie sie die Viper beizubringen pflegt. Die chemische Untersuchung der

den kleinen Verwundungen zunächst liegenden Theile ergaben unzweifelhaft Viperngift. Diese Gemse war dem Bisse einer Viper zum Opfer gefallen. In diesen Revieren hält sich sehr häufig die sehr bissige schwarze Varietät der Viper auf, und schon öfter hatte ich Gelegenheit zu beobachten, dass die Gemen in den hohen Fluchten darüber-setzten, wenn ihnen solch ein giftiges Reptil auf dem Wechsel lag.

Diese Gemse muss, während sie Äsung aufnahm, der Viper zu nahe gekommen und von ihr gebissen worden sein.

Da die Vipern jedoch eine starke Witterung besitzen, ist es mir noch immer räthselhaft, dass die äsende Gemse dieselbe nicht früher wahrnahm. Jedenfalls musste stark bethautes Gras die Witterung des Reptils abgeschwächt haben und es so der eifrig äsenden Gemse unmöglich geworden sein, dieselbe wahrzunehmen.

Ist die Gemse diesen vielen und zum Theile gefährlichen Feinden glücklich entgangen, so wartet alljährlich noch der harte Winter auf sie. In strengen, schneereichen Wintern erliegen ihrer viele dem Verderben, wenn es ihnen nicht mehr möglich wird, durch den hohen Schnee nach den tieferen Lagen auszuwechseln und dort hinreichende Äsung zu finden. Die hungernden, abgematteten Thiere äsen in solchen Fällen, wenn sie noch an einem Punkte zum blossen Erdreich gelangen können, die spärlichen Würzelchen sammt der reinen Erde weg.

Zur Frühlingszeit liegt für sie eine grosse Gefahr in den von allen Hochlagen niederdonnernden

Lawinen, denen sie in vielen Fällen nicht zu entgehen vermögen. Da diese letzteren zwei Punkte bereits schon früher bei der Lebensweise der Gemse näher besprochen wurden, möge hier eine bloße Erwähnung darüber genügen.

Wie traurig übrigens eine Lawine in einem Gemenbestande zu hausen vermag, darüber mögen folgende Zeilen Aufschluss geben, die ich im Spätherbste des Jahres 1882 von einem Freunde aus Graubünden erhielt. Ich lasse dieselben hier wörtlich folgen: „Wie bereits allerorts in den Alpenländern, brachte auch uns der September ganz abnorme Witterung und statt des erwarteten Föhn kalte Tage mit Regen und Schnee. Die gesammten Bündner Alpen blickten wie mitten im Winter in die Thäler herab. Die Berge waren so hoch beschneit, dass besonders in den wilden Lungnetzer Alpen die Lawinen niederdonnerten. Da noch viel Vieh auf den Alpen war, sind hunderte von Stücken durch die Lawinen zu Thale gefördert worden und dort zerquetscht wie Brei angekommen. Mit dem ersten Schnee hatten auch die Gemen ihre Hochstände verlassen und die sogenannten Mittelstände aufgesucht, was ihnen jedoch nicht gut bekam, da eine bedeutende Zahl derselben unter die Lawinen kam. Schafe, Ziegen, Gemen liegen in dem kalten Grabe bunt durcheinander. Da an einigen Stellen Ausgrabungen veranstaltet wurden, kamen viele derselben zutage, ein grosser Theil aber so zerschlagen und zerrissen, dass Fleisch und Wildpret ohne weiters liegen gelassen wurde zum willkommenen Frasse für die Raben und Geier unserer Alpen. Die Gemsjagden sind in einer

ungeheueren Ausdehnung auf lange hinaus als verdorben zu betrachten, da bei dem überhaupt stark decimirten Gemswildstande eine Wiederbelebung dieser Kare und Felsgebirge nicht so schnell erfolgen kann. Auch anderwärts stehen die Gemen nicht so dicht, dass eine Einwanderung erwartet werden könnte. Wir können nun gemüthlich in ein paar Jährchen unsere Bergstutzen ruhen lassen“.

Dem hegenden Jäger liegt die doppelte Aufgabe ob, einerseits seine Gemen vor den zwei- und vierläufigen Räubern sowie vor den beschwingten Feinden nach Möglichkeit zu schützen, andererseits aber sie durch zweckentsprechende Einrichtungen vor Äsungsmangel und Noth zu bewahren. Inwieferne dies ermöglicht wird, welche Vorkehrungen und Massregeln getroffen werden könnten, darüber wird das Kapitel über die Hege des Gemswildes näheren Aufschluss geben.



## VII.

## KRANKHEITEN DER GEMSE.

Im Allgemeinen ist man geneigt, anzunehmen dass die Gemse allen jenen Krankheiten unterliege, welche man bei den naturgeschichtlich zu den Wiederkäuern gerechneten Thieren bisher beobachtet hat. Diese Annahme ist nicht unbedingt richtig. Zwar unterliegt die Gemse mehreren Krankheiten, denen speciell die Zwiifufer unterworfen sind, von allen wird sie zum Glücke doch nicht heimgesucht. Am häufigsten treten bei ihr jene Krankheiten auf, welche besonders unter den Bergziegen epidemisch grassiren und auf verschiedene Weise auf die Gemen übertragen werden, was um so leichter möglich ist, weil sie in manchen Gebirgslagen die gleichen Äsungsplätze besuchen. Nicht selten betreten sie auch die Weidegänge des Alpenrindes und holen sich dort die contagösen Krankheitsstoffe.

Die als entschieden am gefährlichsten zu betrachtende Krankheitserscheinung ist der Milz-

brand, weil jedes von demselben ergriffene Wildstück unbedingt dem Verenden geweiht ist und weil man denselben selten bemerkt, bis nicht ganze Rudel angesteckt sind. Der Milzbrand nimmt beim Gemswilde einen äusserst rapiden Verlauf. Ein Stück, das noch vor einer Stunde munter bei seinem Rudel gespielt hat, lässt plötzlich den Kopf hängen, tritt ganz muth- und energielos neben seinen Kameraden umher und thut sich endlich vom Rudel ab. In der nächsten Dickung oder an einem geschützten Platze thut es sich nieder, wird hoch, ohne weiter zu wechseln, thut sich abermals nieder, liegt aber mit dem fortschreitendem Krankheitsstadium nicht wie im gewöhnlichen Zustande der Ruhe auf den eingebogenen Läufen, sondern auf einer Seite die Läufe von sich streckend. Wird solch ein Stück aus seinem Bette getreten, macht es einige unsichere Fluchten, knickt dabei öfter mit den Vorderläufen ein und muss endlich jeden Gedanken an eine Flucht aufgeben. Die wässerig angstvoll strahlenden Lichter machen einen Eindruck, der jedem Wildfreunde tief ins Herz schneiden muss. Ich war einmal Augenzeuge, dass ein alter Jäger einer solch schwer kranken Gemse den Fangschuss gab, während ihm selbst die hellen Thränen in den grauen Bart perlten. So wenig ich sonst Thränen beim wetterfesten Manne dulden mag, für diese Thräne wurde ihm ohne Vorbehalt vollste Absolution.

Zum Glücke ist diese Krankheit bei den Gemsen äusserst selten. Ist sie einmal ausgebrochen, so steht der Mensch ihr gegenüber so gut wie wehrlos da. Meines Wissens lässt sich da gar

nichts thun, als Tag für Tag unausgesetzt pürschen und jedes halbwegs verdächtige, sich lau und muthlos bewegende Stück der Kugel opfern und den Cadaver sofort tief eingraben und die Stelle mit schwerem Gestein versichern, dass es nicht wieder durch Füchse ausgescharrt werden kann. Die anscheinend ganz gesunden Thiere, besonders der oberen Region, die gewöhnlich noch seuchenfrei ist, müssen so vergrämt werden, dass sie diesen Weidegründen ferne bleiben.

Ganz besonders bemerkenswerth ist, dass diese fürchterliche Krankheit in allen bis jetzt constatirten Fällen von den Hausthieren auf das Gemswild übertragen worden ist, und nicht umgekehrt, wie einige jagdfeindliche „Capacitäten“ anzunehmen beliebten. Noch ist kein Fall erwiesen, dass die Gemse eine Gegend mit dem Milzbrand angesteckt hätte; gegentheilige Fälle aber haben wir zu verzeichnen.

Ganz ebenso verhält es sich mit der Räude. Auch diese Krankheit wird in der Regel von den Ziegen in die Regionen des Gemswildes getragen, was man unzweifelhaft daraus erkennt, dass die Räude bei den Gemsen gewöhnlich erst dann auftritt, wenn sie in den Ziegenherden bereits in Abnahme begriffen ist. Die Räude gehört ebenfalls zu den gefürchteten epidemischen Krankheiten. Sie offenbart sich beim Gemswilde zuerst durch das auffallende Bleichen des Haarkleides. Im weiteren Verlaufe fallen stellenweise alle Haare aus, die Gemse erhält ein struppiges Aussehen, hält sich gewöhnlich traurig zur Seite von den andern und nimmt nie an den Spielen derselben

Theil. Im Verlaufe der Krankheit bilden sich eiterige Geschwülste, die Decke wird rissig, so dass an einzelnen Stellen das rohe Wildpret hervorsieht. Das Stück vermag sich vor Schwäche nicht mehr beim Rudel zu erhalten, sondern steht in diesem vorgerücktem Stadium allein, bis es endlich eingeht.

Bei allen Gemsen tritt die Räude freilich nur selten in so hohem Grade auf, dass die ganze Decke von eitrigen Rissen klafft, aber auch ein geringerer Grad der Krankheit vermag das Stück schon so herunterzubringen, dass es äusserst gering in den Winterstand eintritt und dann eingeht. Es ist als eine grosse Seltenheit zu bezeichnen, wenn eine von der Räude auch nur schwach befallene Gemse einen Winter überdauert.

Die an der Räude eingegangenen Gemsen sind wahre Jammerbilder und verbreiten einen solch widrigen Geruch, dass man gerne das Weite sucht.

Hat die Räude besonders den Oberhals und den Kopf befallen, so schlauchen sich die Krikeln im Verlaufe der Krankheit selbst ab. Ich traf schon Stücke, bei denen beide Krikeln abgefallen waren, in noch lebendem Zustande, während bei anderen erlegten Stücken dieselben so locker sassen, dass sie sich bei schwacher Berührung von den Stirnzapfen ablösten.

Ist die Räude beim Gemswilde constatirt, ist es unbedingt nothwendig, dass alle durch ihre lichtere Färbung verdächtigen Stücke so rasch als möglich zum Abschusse gebracht werden.

Die erlegten Thiere sowie die verendet aufgefundenen sollen unbedingt verscharrt und vor dem Ausgraben durch Füchse verhindert werden.

Das Aufsuchen verendeter Thiere wird erleichtert, wenn man genau das Benehmen der Kolkkraben und der Alpendohlen beobachtet. Diese pflegen mit lautem Geschrei über einen Cadaver zu kreisen und endlich auf demselben einzufallen. Auf diese Weise können sie unschwer aufgefunden und eingegraben werden.

Bemerkt man, dass die Räude erst die tieferstehenden einzelnen Gemen oder kleinen Rudeln erfasst hat und die höher stehenden noch seuchenfrei sind, was beim Beginne der Krankheit fast regelmässig der Fall ist, so kann man einen Seuchencordon dadurch ziehen, dass man möglichst trachtet, alle tief stehenden Gemen abzuschliessen, die oberen aber durch stete Beunruhigung fern zu halten oder die Wechsel, welche den tieferen Geländen zuführen, mit Schafmist vergrämt. Die Gemen haben nämlich nicht nur gegen das Schaf, sondern auch gegen dessen Losung eine solche Antipathie, dass sie solche Gegenden für längere Zeit gänzlich meiden, wo der Dünger aus einer Schafhürde ausgebreitet worden ist.

Mit viel Mühe und Fleiss von Seite des Jagdpersonals kann in vielen Fällen diese Seuche auf ein kleines Gebiet beschränkt werden. Arbeit kostet es freilich viel, aber was thut der echte und rechte Waidmann nicht, um sein Wild vor Schaden zu bewahren!

Geradezu frappirend ist es, dass ein Alpenthier wie die Gemse, das nur der Berge reine

Luft athmet, auch disponirt ist, der langwierigen Krankheit der Tuberkulose anheimzufallen. Bei den in Gefangenschaft gehaltenen Gemsen hat man diese Krankheit schon oft genug beobachtet. Ein grosser Theil jener Gemsen, welche in der Gefangenschaft eingehen, zeigen alle Merkmale einer rasch ausgebildeten Lungentuberkulose, worüber man sich am Ende nicht sonderlich zu wundern braucht, wenn man beobachtet hat, unter welcher naturwidrigen Verhältnissen dieselben oft gehalten und genährt werden. In der Gefangenschaft ist die Lungentuberkulose zumeist das Resultat einer verkehrten Behandlung und entsteht in vielen Fällen aus einem hartnäckigen Lungenkatarrh. Leider bleibt unsere Alpenkönigin auch im Freileben nicht immer davon verschont. — Vor einigen Jahren fand ich im Juli eine eingegangene Gemse. Da sie keine äusseren Verletzungen zeigte, nahm ich eine genaue Untersuchung vor und konnte nichts anderes als Lungentuberkulose constatiren. Ich traute meinen Augen kaum, liess aber in aller Stille den Cadaver einscharren. Zwei Tage später fiel mir eine äusserst geringe Gemse mit struppig abstehenden Nadeln und einem total muth- und energielosen Temperament auf. Ich sendete ihr eine Kugel zu. Bei der Section zog ich einen mir befreundeten Dr. med. bei. Auch er constatirte die gleiche Krankheit.

Das ging sozusagen über meine Begriffe. Ich forschte überall herum und konnte endlich feststellen, dass in dem gleichen Gebiete schon einige Zeit vorher drei Hausziegen an der nämlichen Krankheit zu Grunde gegangen waren.

Aus dem Umstande, dass die Ziegen vor den Gemsen erkrankt und eingegangen waren, glaubte ich folgern zu dürfen, dass hier ein Fall von Übertragung vorliege. Trotzdem ich die Übertragung nicht bis Evidenz erweisen konnte, bleibt für mich nicht der mindeste Zweifel übrig.

Wenn noch vor Jahresfrist die Ärzte in Wien constatiren konnten, dass ein Hühnerhof von seinem tuberkulösen Hüter angesteckt wurde, so dürfte die Ansicht nicht mehr gar so abenteuerlich erscheinen, dass auch eine Gemse von einer Hausziege angesteckt werden könne.

Diese zwei Fälle sind die einzigen, die ich im Freileben constatiren konnte. Dass eine weitere Ansteckung nicht stattgefunden, erklärte ich mir aus dem Umstande, dass diese beiden Gemsen bei dem raschen Verlaufe der Krankheit sich nicht der Höhe, sondern mehr der Tiefe zu zogen, mithin mit den andern Gemsen nicht mehr in Berührung kamen.

Eine weitere, ebenfalls von den Hausthieren übertragbare, sodann epidemisch auftretende Krankheit ist die Klauenseuche. In manchen Kreisen hat man nicht recht an die Thatsache glauben wollen, dass das Gemswild von derselben befallen werden könne, trotzdem aber hat es sich als unbestreitbar herausgestellt, hat sich als trauriges Factum erwiesen.

Auch die Klauenseuche pflegt nicht ein Gemswild zu ihrem Entstehungspunkte zu haben, sondern der contagiöse Stoff wird von dem Geifer und Eiter der kranken Hausthiere, der auf den Weide-

und Lagerplätzen liegen bleibt, weiter verbreitet. Unmittelbar ansteckend für das Gemswild sind in den meisten Fällen die Hausziegen, die in noch geringerem Grade von der Seuche befallen in die Hochlagen hinaufkommen. Von diesen geht dann die Krankheit auf das Gemswild über und nimmt, wenn dem Übel keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, oft erschreckende Dimensionen an.

Die Krankheit nimmt in der Regel nur dann einen tödtlichen Verlauf, wenn zur Klauenseuche gleichzeitig die „Maulseuche“ sich zugesellt und die Gemsen durch die Anschwellungen und Eiterbeulen verhindert werden, die nöthige Äsung aufzunehmen.

Einen Fall von bereits im Stadium der Heilung begriffener Klauenseuche berichtet im Jahre 1883 der in waidmännischen Kreisen aufs vortheilhafteste bekannte Herr Dr. H. von Klenze der Zeitschrift „Waidmanns Heil“. Der genannte Herr schreibt: „Während des heurigen Spätsommers erhielt ich die etwas befremdend klingende Nachricht, dass eine starke Gemse sich schon seit mindestens sechs Wochen an einem Platze aufhalte, der kaum ein paar Büchenschüsse weit von einer ziemlich tiefliegenden Sennhütte liegt. Ich ging einige Tage später mit zwei tüchtigen Jägern zu dieser Hütte. Der Standort des Thieres sollte gegenüber dieser auf einer dünn mit Latschen überwachsenen, überallher leicht zugänglichen Riese sein, und als ich die Situation sah, hätte ich darauf gewettet, dass diese Gemse nur durch Schnapshallucinationen des Hüttenbesizers in dessem Gehirn entstanden

war, sowenig das sonstige Verhalten des braven Mannes mich zu einer solchen Annahme berechtigte. Die Gemse musste jedes Wort hören, das vor der Hütte gesprochen wurde, und den Lärm, das Jauchzen und Schreien beim Ein- und Austreiben des Viehes natürlich noch mehr. Dazu muss ich bemerken, dass in jener Gegend das Gemswild leider selten und auch dem entsprechend scheu ist. Ich habe dort schon öfters beobachtet, dass die Gemen zum Beispiel das Jauchzen der Hirten auch auf halbstundenweit nicht mehr vertragen, sondern sich höher ziehen, was in gut besetzten Gemsrevieren durchaus nicht immer der Fall ist. Von der Hütte aus war der angebliche Standort der Gemse bei unserer Ankunft eben sehr „unsichtig“, da die Sonne blendete, und wir stiegen deshalb etwa fünfzig Meter über der Hütte empor, wo wir bessere Aussicht gewannen. Dort wurde die Perspektive hervorgeholt, und nach wenigen Minuten war die Gemse bereits gefunden. Sie lag im Grase und zeigte während der Beobachtung, die ein paar Stunden dauerte, ein äusserst sonderbares Verhalten. Die starkgebogenen Kriekeln liessen auf einen Gemsbock schliessen, was sich auch als richtig herausstellte. Der Bock lag meist ruhig und stand nie auf. Wenn er das Gras ringsum abgeweidet hatte, erhob er sich auf die Knie der Vorderläufe und rutschte dann, das Hintertheil nachziehend, um einen oder zwei Fuss vor. Einmal wälzte er sich sogar auf dem Rücken von einer Seite zur andern über, um Platz zu wechseln. Wir sahen daraus, dass der Gemsbock auf den Läufen wund war. Der Schlachtenplan war bald entworfen. Auf etwa 200 Schritte vom Bocke

führte ein Graben empor; ich sollte dort am Wechsel stehen bleiben und der eine Jäger oben einen Haken schlagen und mit Halbwind sich anstellen, während der zweite Jäger den Bock mit schlechtem Winde angehen wollte. So wurde es auch ausgeführt. Doch als wir uns auf der Höhe des Bockes befanden, schlug auf einmal der Wind um und wir erwarteten sicher, der Bock würde abspringen. Da jedoch der drüben wartende Jäger ruhig sitzen blieb und durch sein Perspectiv lugte, so gingen wir doch an unsere Stände. Genau um die verabredete Zeit hörte ich nachgeahmtes Hundegebell und nach einer Minute einen Schuss. Athemlos lauschte ich eine Zeit lang, da ertönte ein Pfiff zum Zeichen, dass die Jagd aus sei. Ich stieg nun zu meinem Nachbarschützen hinüber, der gerade mit dem erlegten Bock über eine Schneelahn heraufkam. Wie er mir sagte, war der Bock sehr flüchtig gekommen und spitz stehen geblieben, um hinunterzäußen, wobei ihn die Kugel ereilte und er mit einem Halsschusse im Rauche stürzte. Der Bock erwies sich als ein braver alter Kerl, jedoch im Wildpret sehr heruntergekommen. Er war vollkommen gesund bis auf die Läufe, die alle Merkmale einer in der Heilung begriffenen Klauenseuche zeigten. Die Sohlen hatten unter den Schalen zwei bis drei Centimeter tiefe Löcher und die Schalen waren ein bis anderthalb Centimeter über das gewöhnliche Verhältnis zur Sohle herausgewachsen, ein Zeichen, dass der Bock eben schon lange seine Läufe gar nicht mehr gebraucht hatte. Wie der arme Teufel gelitten haben musste, als er auf den scharfen Steinen sprang, wo er noch unan-

geschossen schon eine nicht geringe Schweissfährte hinterliess, kann man sich denken; aber doch war er so flüchtig gewesen wie ein gesundes Stück. Im Thale angekommen, wurde der verdächtige Bock dem Thierarzte gezeigt, d. h. dem Bauer, der dort in halb oder ganz officieller Eigenschaft diesen Titel führt, der aber von seinem Fach noch nicht das A-B-C los hat. Derselbe constatirte denn auch zu meiner grossen Unterhaltung „Beinfrass“. Ich, der Klauenseuche schon in über hundert Fällen beobachtet hatte, diagnosirte dem Herrn Thierarzte zwar innerlich mit vielleicht besserer Berechtigung einen „Gehirnfrass“, schwieg aber wohlweisslich, da ich fürchtete, wenn dieser Fall richtig erkannt wurde, dass die willkommene Gelegenheit zum Abschusse seitens aller Jagdschinder der ganzen Gegend ergriffen würde und verschweige daher auch die Nennung aller Namen. Dies blieb der einzige Klauenseuchenfall beim Wilde, die Hausthiere selbst derselben Alpe blieben seuchenfrei, und nur in einem wohl zehn Stunden entfernten Thale war die Krankheit vorher schon vorgekommen, woher dieser Bock höchst wahrscheinlich zugewechselt war“.

Ich gebe diesen Bericht absichtlich an erster Stelle, weil der Fall aus neuerer Zeit datirt und weil Herr Dr. v. Klenze unzweifelhaft als eine Autorität ersten Ranges betrachtet werden muss, denn wenigen von Dianens Jüngern wird das Glück zutheil, so mannigfachen Beobachtungen über die alpine Thierfauna obliegen zu können. Ich erinnere als Beleg hiefür nur an seine bis jetzt einzig dastehende Arbeit über das Alpen-

Murmelthier und dessen Freileben in den Hochgebirgen Vorarlbergs.

In verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern sind überdies Nachrichten über epidemisches Umsichgreifen der Klauenseuche an die Öffentlichkeit gelangt. Nicht selten wurden dieselben mit übertriebenen Zuthaten versehen, und das Finale bestand beinahe regelmässig in der Forderung: „Die P. T. Behörden können einer weiteren Verbreitung der Klauenseuche nur dadurch Einhalt thun, dass Massenjagden auf Gemsen veranstaltet werden und dass jedem einzelnen, der Lust und Geschick zur Gemsjagd besitzt, während der Seuchenperiode das unumschränkte Recht eingeräumt werde, nach Belieben auf Gemsen zu jagen und in jeder Beziehung Vorkehrungen zu treffen, die geeignet erscheinen, das Gemswild und damit den Urquell der Klauenseuche auszurotten“.

Diesen Passus habe ich mir seit Jahren aus einem Blatte aufbewahrt, dessen Namen ich hier lieber nicht mehr nennen will, da eine spätere Stellung vor dem Pranger der Öffentlichkeit ja werthlos ist.

Wer diese Forderung, naiv und impertinent zugleich, durchliest, der weiss zur Genüge, dass sie aus Kreisen stammt, in denen sich Jagdfeindlichkeit und vertrautes Bönhasenthum ein Rendezvous gegeben hat.

Ich habe mir Mühe gegeben, Nachrichten über diese Krankheit aus den verschiedensten Ländern zu verschaffen und habe daran eine

erkeckliche Zahl aus der Schweiz, aus Oberbaiern, Vorarlberg, Tirol und Obersteier erhalten. Wie ich aus allen diesen Nachrichten ersehen habe, ist die obcitirte Forderung einmal eine übertriebene, weil selbst eine kranke Gemse in einem verseuchten Gebiete nicht mehr bemerkbar auftritt; dann ist sie eine höchst ungerechte, weil nahezu in allen Fällen nicht das „liebe Vieh“ von den Gemsen, sondern diese nachweisbar von den vorsorglich gepflegten Vierfüßlern angesteckt worden sind. Sollten nun die armen Gemsen in einem Verseuchungsfalle dafür büssen, dass Nachlässigkeit, Unkenntnis und Unvorsichtigkeit mit den Thieren die Klauenseuche in Gottes schöne Alpenwelt hinauf geschleppt worden ist? Das wäre denn doch mehr, als die Geduld des Geduldigsten aller Geduldigen zu ertragen vermag!

Eine solche Forderung auf totale Vernichtung des Gemswildes hat ungefähr die gleiche Berechtigung wie der im Jahre 1883 im Innsbrucker Landtag von einem sehr streitbaren Mitgliede gestellte Antrag, dahin lautend, dass die Jagdherren verhalten werden mögen, ihre vielen Gemsen abzuschiessen, weil dieselben durch Verbeissen der Holzpflanzen und Schälen der Stangenhölzer einen unberechenbaren Schaden in den Forstculturen anrichten, ja sogar noch schädlicher seien als die vielgeschmähten und aus den Culturen gesetzlich verbannten Hausziegen.

Als sich nach diesen Worten einerseits auf allen Gesichtern eine schwer unterdrückte Heiterkeit malte, andererseits das Hin- und Herrutschen auf den Bänken eine grosse Verlegenheit anzeigte,

bemerkte der kühne Redner, dass er einen capitalen Bock geschossen haben müsse und bequeme sich schliesslich zu der Correctur, dass damit nicht die Gemen, sondern vielmehr Rehe und Hirsche verstanden werden mögen, rannte aber damit aus der Scylla in die Charibdis, weil es längst nirgends ein Geheimnis mehr ist, wo und auf welchen Besitzen überhaupt noch Hirsche in Tirol anzutreffen sind, dass das Land seine theilweise Wälderdevastation mehr den italienischen Goldfüchsen als dem Verbeissen und Schälen des Wildes zu danken hat.

Solch tendenziösen Auslassungen gegenüber merkt man die Absicht und wird verstimmt. Die Leser wollen gütigst diesen Seitensprung entschuldigen.

Kehren wir wieder zu der lästigen Seuche zurück.

Ich hatte mehrfach Gelegenheit, dieselbe in der Schweiz, in Vorarlberg und Oberbaiern zu studiren und will die gefundenen Resultate hier kurz niederlegen.

In allen von mir beobachteten Fällen wurden jene Gemen zuerst von der Klauenseuche befallen, welche niedrig standen und entweder mit den Hausthieren in directe Berührung kamen oder die Äsung auf solchen Plätzen aufnahmen, wo die Hausthiere den ansteckenden Stoff verstreut hatten. Wird eine Gemse von der Klauenseuche befallen, so sucht sie sich, wenn möglich, nach einem stillen, verborgenen Gebirgswinkel hinzuschleppen. In die Höhe zu kommen trachtet sie nicht sonderlich,

wahrscheinlich weil ihr das Emporsteigen zu beschwerlich und schmerzhaft ist. Reviere mit hartem, steinigem Boden sucht sie möglichst zu vermeiden und gibt den Matten mit weicher, dichter Rasendecke entschieden den Vorzug. Sie thut sich nieder und äst das Gras rund um sich herum so rein ab, dass überall der nackte Boden zutage tritt. Sie wird, wenn nicht beunruhigt, nicht eher hoch, bis sie der bitterste Hunger zwingt. Dann erhebt sie sich mühsam mit den Vorderläufen auf die Knie, trachtet mit denselben vorwärts zu kommen und schleppt den Hinterkörper ruckweise nach; auf diese Weise kommt sie nur sehr langsam vorwärts. Hat sie wieder ein Plätzchen mit frischer Äsung gefunden, thut sie sich nieder und vermeidet es sorgfältig, mit ihren Schalen an einem harten Gegenstand anzustossen. In den Sohlen bilden sich Löcher von ein bis drei Centimeter Tiefe, je nachdem die Seuche in niedrigerem oder höherem Grade auftritt. Die Schalen wachsen sehr lange aus, weil sie nur im äussersten Nothfalle gebraucht werden. Der ganze Verlauf der Krankheit ist genau so wie bei den Hausziegen, geht aber etwas rascher vor sich, wenn die Gemse nicht beunruhigt und durch öfteres Auftreten das Übel verschlimmert wird. Kommt ein Mensch einer kranken Gemse nahe, so erhebt sie sich und wird flüchtig. Eiter und Schweiss kennzeichnen die Fährte. Man kann sich denken, was so ein armes Stück leiden muss, wenn es auf seinen kranken Läufen in hellster Verzweiflung dahinsaust. Weiter als es nothwendig ist, wechselt sie freilich nicht. Sobald sie sich sicher glaubt, thut sie sich sofort wieder nieder. Es ist immerhin noch ein schwieriges

Stück Arbeit, solch eine kranke Gemse zu fangen, doch habe ich es mit Erfolg versucht. Sie geberden sich dabei ganz unbändig und entwickeln eine erstaunliche Kraft. Wissen sie aber einmal, dass ihre Kraftanstregungen nutzlos sind und dass ihnen nichts geschieht, so ergeben sie sich geduldig in ihr Schicksal. Die vier eingefangenen Gemen, die in der Alphütte versuchsweise einer thierärztlichen Behandlung unterzogen wurden, geberdeten sich die ersten drei- bis viermale wie rasend, liessen sich dann aber später ihre Wunden ruhig und gerne reinigen und waren in ihrem ganzen Gebahren dankbarere Patienten als die Hausziegen. Die Heilung gieng bedeutend rascher als bei den Ziegen vor sich.

Wenn die Verheilung soweit vorgeschritten ist, dass sie keinen sonderlichen Schmerz mehr fühlen, versuchen sie sich erst auf die Vorderläufe zu erheben und verbleiben oft längere Zeit in dieser halb hockenden Stellung. Erst wenn die Sohlen etwas abgehärtet sind, erheben sie sich auf die Hinterläufe und beginnen langsam ihre Gehversuche zu machen, was in der Regel herzlich schlecht geht, da ihnen die lang ausgewachsenen Schalen sehr hinderlich sind. Da diese frisch zugewachsenen Verlängerungen aber nicht sehr hart sind, so nützen sie sich sehr rasch bis auf das normale Mass ab. Bis dieses geschehen ist, haben die Thiere auch ihre volle Beweglichkeit erlangt.

Den zu Heilungsversuchen gefangen gehaltenen Gemen wurde nach vollständiger Heilung die goldene Freiheit wieder geschenkt. Anfangs traten

sie wie zaghaft vor die Hütte, wurden dann aber bald munter und strebten immer mehr der Höhe zu. Am vierten Tage waren sie schon in dem oberen Felsgewirre verschwunden und liessen sich nicht mehr blicken. Nach zwölf Tagen gelang es mir, dieselben in einem von Felsen umgebenen Thale aufzufinden und mich ihm ihre Nähe zu schleichen. Als sie mich plötzlich eräugten, begannen sie zu pfeifen und wurden flüchtig wie jede andere Gemse. Sie schienen die Zeit, welche sie in menschlicher Nähe verlebt, schon ganz vergessen zu haben und waren wieder vollkommen wild.

Dass sich in einem Reviere, wo mehrere Rudel ein verseuchtes Gebiet bewohnen, an ein eigentliches Heilverfahren nicht denken lässt, liegt auf der Hand. Der sorgende Jäger muss sich darauf beschränken, die Seuche unter dem Gemswilde möglichst zu localisiren. In solchen Gebieten, wo sich hinter den verseuchten Alpentriften hohe, weit ausgedehnte Gebirge hinziehen, die vom Vieh nicht beweidet werden, ist dies verhältnismässig leicht. Diejenigen Wechsel, welche in den Seuchenrajon führen, werden mit Schafdünger vergrämt, worauf die Gemen so lange dieses Gebiet meiden, bis unter den atmosphärischen Einflüssen der Dünger seine Wittrung ganz verloren hat. Erst dann suchen sie langsam wieder ihre altbekannten Plätze und Triften auf.

Auf diese Weise hat ein Jagdherr seine Gemen vollständig vor der Verseuchung bewahrt. Als er hörte, dass in mehreren Almen die Klauen-seuche ausgebrochen sei, liess er mit Dachshunden und Treibern das ganze Revier, wo eine Gemse

vermuthet werden konnte, sorgfältig von unten hinauf durchtreiben. Dadurch wurden sämtliche Gemen in die Hochstände gebracht. Hierauf wurden sämtliche Wechsel und solche Stellen, welche möglicherweise hätten angenommen werden können, mit Schafdünger bestreut, was ungefähr alle vierzehn Tage wiederholt wurde. So waren die Gemen aus den von den Hausthieren beweideten Plätzen von Anfang August bis in den Spätherbst abgeschlossen und blieben dabei vollkommen von der Seuche verschont.

Sind einzelne Gemen schon von der Klauen-seuche befallen, ist es am besten, dieselben auf der Pürsche abzuschossen und die übrigen durch stete Beunruhigung in die Höhe zu treiben. Will man Hunde hiebei in Verwendung ziehen, so ist am angezeigtesten der Dachshund, weil er langsam jagt und die Gemen in den Hochständen nicht sehr weit verfolgt.

Kann man Schafdünger zur Vergrämung der abwärts führenden Wechsel nur schwer oder gar nicht erlangen, so erreicht man den Zweck des Abschliessens, wenn man die bestimmten Terraine durch einige Zeit hindurch täglich beunruhigt. Später genügt es, wenn der Jäger mit einem Hunde alle drei bis vier Tage die Wechsel abpatrouillirt.

Auch vor Steinöl und Carbolsäure haben die Gemen einen höllischen Respect und merken sich die damit verwitterten Plätze durch längere Zeit hindurch. Besonders wäre die Carbolsäure hiezu vorzüglich geeignet, leider aber hat sie die Eigenschaft, dass sie viel zu rasch verdunstet, wodurch eine oftmalige Wiederholung nöthig wird.

Werden die Wechsel von zwei zu zwei Tagen mit ziemlich stark verdünnter Carbolsäure besprengt, so ist übrigens der Kostenpunkt ein nicht gerade bedeutender.

Solche Vorsichtsmassregeln können gemeiniglich nur da Platz greifen, wo ein Jagdherr über Reviere von bedeutender Ausdehnung verfügt, mithin nicht so leicht befürchten muss, dass seine sämtlichen Gemen in die Jagdbezirke seiner Nachbarn auswechseln.

Dass die Reviere durch die stete Beunruhigung und Abschliessung von beliebten Äsungsplätzen stark leiden, kann nicht geleugnet werden, aber es heisst eben in solchen Fällen unter zwei Übeln das kleinere wählen. Besser ist es immerhin, ein einzelnes Revier auf ein Jahr zu vergrämen, als viele von den Gemen zu Grunde gehen zu lassen. Im folgenden Jahre werden die Gemen langsam wieder ihre früheren Stände einnehmen und man hat entschieden nicht so viel verloren, als wenn ein Theil des Wildbestandes durch Krankheit eingegangen wäre. Wirkt auch die Seuche nicht immer unbedingt tödtlich, manches Stück verendet doch. Alle von der Krankheit aufs äusserste heruntergekommenen Thiere treten schlecht in den Winterstand und bei einem strengen Winter gehen dann viele infolge dessen ein, woraus dem Jagdherrn ein grösserer Schaden erwachsen kann, als ihn die Vorbeugemassregeln gekostet hätten. Da zu dem für dieses Jahr noch sehr viele Gaisen gelte bleiben, ist auch dieser Factor nicht gering anzuschlagen.

Aus dem Vorliegenden erhellt sich zur Genüge, dass es in einem Verseuchungsfalle nicht unbedingt

nothwendig ist, sämmtliche Gemen abzuschliessen, ebenso dass es eine unbedingt nicht gerechtfertigte Forderung ist, in einem solchen Falle die Gemenreviere den Schiessprügeln der Wilddiebe und Alpenhirten und dergleichen Gelichter zu überantworten. Selbst in Krankheitsfällen bedürfen wir dieser zweifelhaften Mit- und Beihilfe nicht; wir können unter allen Umständen ohne sie fertig werden.

Ausser diesen von den Hausthieren übertragenen Seuchen leiden die Gemen noch an Leberegeln. Befällt sie diese Krankheit nur schwach, so ist sie höchstens der normalen Körperentwicklung hinderlich, tritt sie dagegen in hohem Grade auf, so gehen die Wildstücke daran zugrunde. Diese Krankheit tritt nicht epidemisch auf und lässt sich auch nichts dagegen thun. Höchstens kann man ein Stück, wenn man durch längere Beobachtung dasselbe als schwer krank ansprechen muss, zum Abschusse bringen, um es so rascher von seinem Leiden zu erlösen.

Weiter werden die Gemen in vereinzelt Fällen vom Bandwurm geplagt. Die von einem Bandwurm befallenen Thiere erkennt man daran, dass sie meist muthlos und traurig sind, sich gerne abseits von den Rudeln aufhalten, am Körper meist stark herunter gekommen und durch eine lichtere Färbung vor allem auffallen. Auch im Herbst verfärben solche Stücke nicht, sind daher aus ihren dunkleren Kameraden nach dem Verfärben leicht herauszufinden. Das beste ist, solche Thiere auf der Pürsche abzuschliessen, da ohnehin ein Eingehen während des folgenden Winters voraussetzen ist.

Ab und zu findet man auch ein Stück im Reviere, das so heruntergekommen ist, dass es einem Schatten gleich seine Wechsel dahin zieht, sich von dem Rudel abthut, am liebsten die von der Sonne beschienenen Stellen aufsucht und dort buckelig, niedergeschlagen und gesenkten Hauptes steht. Solche Thiere leiden an der sogenannten Darrsucht. Strenge genommen fallen jedoch unter diesen Namen zwei ganz verschiedene Krankheiten, von denen die eine den Sitz in der Lunge, die andere im Rückenmark hat. Erstere ist eine dem Zerrfieber sehr ähnliche Krankheit, während die letztere eine Entartung oder Vertrocknung des Rückenmarkes darstellt. Richtig wäre nur die letztere Krankheitserscheinung mit dem Namen Darrsucht zu belegen. Meiner unmassgeblichen Ansicht nach entsteht dieselbe, wenn durch niederrollende Steine oder auch durch Prellschüsse das Rückenmark in irgend einer Weise leidet. Bei drei untersuchten Thieren zeigte sich bei zweien eine Verletzung am Widerrist, sehr wahrscheinlich von abrollenden Steinen verursacht, während bei der dritten Gemse sich ein äusserlich schon verheilter Streifschuss auf dem letzten Halswirbel constatiren liess. Der untersuchende Thierarzt behauptete, dass bei allen drei Stücken die äusseren Verletzungen die Entstehungsursache der Darrsucht gewesen seien.

Die an der Darrsucht erkrankten Thiere schleppen sich monatelang elend umher, gehen aber dann unbedingt ein. Es ist quasi für den Jäger eine Pflicht der Menschlichkeit, solche Thiere durch einen guten Schuss von ihrem

Leiden zu erlösen. Das Anpürschen an solche Stücke ist verhältnismässig leicht, da sie bei weitem nicht mehr die Aufmerksamkeit des anderen Wildes an den Tag legen und oft halbe Stunden lang wie geistesabwesend ins Blaue hineinstarren.

Eine andere, auch bei mehreren Hausthieren eigenthümliche, aber nicht epidemische Krankheitserscheinung ist die sogenannte Drehkrankheit. Diese äussert sich darin, dass eine Gemse, die man auf den ersten Blick für vollkommen gesund hält, plötzlich ihre normale Bewegungsweise verändert, langsam, wie traumverloren umhertritt, wohl auch den Kopf stark seitwärts dreht und kreisförmige Bewegungen ausführt, dann ganz stille steht und endlich wieder mit ihren Genossen oder allein weiterwechselt, als wäre nichts geschehen. Bei erlegten Thieren zeigen sich im Gehirne die sogenannte Blasen- oder Drehwürmer, deren Unruhe wahrscheinlich die eigenthümlichen Bewegungen der Gemse veranlassen.

Fälle von Drehkrankheit bei Gamsen sind schon zahlreiche beobachtet worden. Ich beschränke mich darauf, nur wenige aus neuester Zeit anzuführen.

Unterm 25. April 1883 wird aus Söll in Tirol dem „Boten für Tirol und Vorarlberg“ folgendes berichtet:

„Für Jäger und Jagdfreunde dürfte nachfolgende kleine Episode aus dem Thierleben nicht ganz ohne Interesse sein. In unmittelbarer Nähe des Hofes, auf den Feldern des hiesigen Jagdpächters Mathias Bichler trieb sich gestern vom frühen Morgen an ein hübscher ausgewachsener

Gemsbock herum, welcher bald die possierlichsten Sprünge machte, bald aber wieder traurig und in sich gekehrt einherging und trotzdem ihn die Hausleute wiederholt zur Flucht bewegen wollten, sich nicht verscheuchen liess. Bichler, wohl wissend, dass die Schusszeit für derlei Thiere erst mit Mitte Juli beginnt, beobachtete lange das Treiben dieses sonderbaren Wildes und kam schliesslich als erfahrener Jäger zu der Meinung, dass das Thier angeschossen worden sein dürfte und sich deshalb in das Thal geflüchtet habe und verzweiflungsvoll nach Rettung suche. Bichler holte dann seinen Stutzen, und ein gut gezielter Schuss machte dem Leben des Thieres ein Ende. Die vorgenommene Untersuchung ergab, dass der Bock nicht angeschossen war, wohl aber fand sich im Gehirn eine mit Würmern gefüllte Blase vor, welche dem Thiere jedenfalls grosse Schmerzen verursachten und dessen Tod über kurz oder lang herbeigeführt haben würden.“

Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser Bock an einer hochgradigen Drehkrankheit litt.

Die unter der Redaction des Herrn Victor Grossbauer, Edler von Waldstätt, stehende Hugo'sche Jagdzeitung schreibt unter der Aufschrift „Zur Drehkrankheit der Gemse“ folgende sehr beachtenswerthe Zeilen:

„Es ist nur wenige Jahrzehnte her, dass man die Bandwürmer, Blasenwürmer und Finnen noch als verschiedene Species der Plattwürmer aufgefasst, mindestens über deren Beziehung zu einander gänzlich im Unklaren war. Erst die mühsamen Untersuchungen der Zoologen Küchen-

meister, Vogt und anderer haben erwiesen, dass Finnen und Blasenwürmer nur Entwicklungsstufen eines erst als Bandwurm geschlechtsreifen Thieres sind, das seine wiederholten Metamorphosen abwechselnd in pflanzen- und fleischfressenden Thieren vollendet. Der typische Entwicklungsgang ist dabei der, dass die abgestossenen reifen und mit Haken-Embryonen versehenen Bandwurmglieder von einem pflanzenfressenden Thiere mit der vegetabilischen Nahrung aufgenommen, sich zu Finnen, oder je nach der Bandwurmgattung auch zu Blasenwürmern entwickeln, welche bereits die wesentlichen Merkmale von Bandwürmern besitzen, aber nicht in ihrem Wohnthiere sondern erst im Verdauungstrakte eines anderen fleischfressenden Thieres, welches ihr Wohnthier und sie mitverzehrt, zu geschlechtsreifen Kettenwürmern entwickeln. In der Regel sind die Entwicklungen der Bandwurmeier an ganz bestimmte Thiere gebunden. So müssen die Eier des Katzenbandwurmes in den Magen der Maus, die Eier der Hundebandwürmer in den Magen des Kaninchens oder Hasen gelangen, um sich dort zu Haken-Embryonen umzubilden. Als solche durchbohren sie die Magenwände und wandern in die verschiedensten Organe, am häufigsten in die Leber, Zunge oder besondere Partien des Muskelfleisches aus. Einzelne Gattungen erwählen sich regelmässig das Gehirn zu weiterer Entwicklung, z. B. der als Quese (Coenurus) bekannte Blasenwurm der Schafe.

Die erbsengrossen, aussen geäderten und mit Flüssigkeit erfüllten Bläschen verursachen durch den Druck und Reiz, welchen sie auf die umgebenden Partien ausüben, jene **Entzündungen**

und Entartungen des Gehirnes, welche sich in der Drehkrankheit äussern und mit dem sicheren Tode der Schafe endigen.

Es ist wahrscheinlich, dass auch andere Wiederkäuer von Blasenwürmern befallen werden, und ist uns erinnerlich, dass die seinerzeit gehegte Steinbockcolonie in den Gebirgen um Hallein bei Salzburg daran zu leiden hatte.

Dass auch Gemsen Blasenwürmern Unterstand geben, wurde wiederholt beobachtet und geben wir mit Rücksicht auf den im Hefte Nr. 5 des laufenden Jahrganges gebrachten Artikel: „Excursionen der Gemsen“ einer Zuschrift Raum, welche ein Freund unseres Blattes vor Kurzem aus Gmunden sandte. Dieselbe lautet:

„Am 27. Mai 1883 wurde in unmittelbarer Nähe von Gmunden, auf den Kornfeldern des Bauerngutes Moossberg, ein an der sogenannten Drehkrankheit leidender Gemsbock erlegt. Derselbe, ein vierjähriger Bock, wurde schon längere Zeit hindurch als krank erkannt und beobachtet und seit acht Tagen hatte der Jäger Kastner täglich gesehen, wie das kranke Thier vom Traunstein her, dicht am Ufer des Traunsees, auf den Wiesen immer mehr der belebten Umgebung Gmundens sich näherte und wiederholt das Wasser annahm, von den Bewohnern des Seeufers jedoch stets wieder dem Walde zugejagt wurde. Der Bock kam endlich am 26. Mai d. J. Mittag in die Felder obgenannten Bauerngutes, von wo er sich nicht mehr vertreiben liess und wo an dem darauffolgenden Vormittage seinem kümmerlichen Dasein ein Ende gemacht wurde.

Die Untersuchung des erlegten Gamsbockes bestätigte denn auch die Vermuthung des Krankseins vollständig, indem das Gehirn zum grossen Theil schon zu Wasser geworden, die Lunge ganz vertrocknet und über und über mit kleinen Geschwüren bedeckt und der ganze Bock zum Skelett abgemagert war.

Es steht dieser Fall, dass an der Drehkrankheit leidende Gamsen zur Sommerszeit zu Thale kommen, auch hier nicht vereinzelt da. Im Jahre 1878 nämlich wurde ein ebenfalls kranker Gamsbock in der Nähe von Gschwandt erlegt und im vorigen Jahre im Juli ein anscheinend auch krankes Stück Gamswild längere Zeit im Felde in der Nähe von Engelhof beobachtet, leider aber nicht erlegt.“

Dass eine Gemse verhältnismässig sehr lange an der Drehkrankheit leiden kann, unterliegt keinem Zweifel. Im Verlaufe der Weiterentwicklung der Drehwürmer kommen die Gamsen am Leibe sehr herab und gehen endlich ein, wenn sich nicht früher ein Jäger findet, der dem kranken Thiere einen Gnadenschuss gibt.

Dieser Krankheit steht der Jäger ganz machtlos gegenüber. Er kann weder etwas für deren Heilung thun, noch kann er es verhindern, dass einzelne Wildstücke davon befallen werden. Schütze St. Hubertus unser Wild vor dieser und jeder anderen, besonders vor seuchenartiger Krankheit!

Noch bleibt zu diesem Kapitel ein weiterer Punkt zu erwähnen, nämlich das oft vorkommende Eingehen der Gamsen, wenn dieselben den harten Winter schon überstanden und die erste grüne Äsung erlangt haben. Viele Jäger können sich

das gar nicht erklären, noch weniger wissen sie dem Übel vorzubeugen, obwohl das in den meisten Fällen nicht schwer ist.

Wie wir bereits in einem früheren Kapitel gesehen haben, geht es den Gemen zu strenger Winterzeit oft sehr knapp. Im Sommer äsen sie die verschiedenen duftigen Alpenkräuter und sind um diese Zeit sehr wählerisch, da ihnen ja des Guten in Hülle und Fülle geboten ist. Gegen den Herbst hin geht es damit immer schmaler und mit Eintritt des Spätherbstes müssen sie schon mit den abgewelkten Gräsern vorlieb nehmen. Dazwischen nehmen sie Triebe und Knospen der Tannen, der Alpenerlen, des Wachholders, der verschiedenen Weidenarten und der Rhododendronbüsche an. Im harten Winter bilden die an abgewehten Felsen hervorragenden dünnen Grasbüschel, die Moosarten, die oft weite Terraine überziehenden Flechten des isländischen Moores (*Cetraria islandica*) und dann die graugrünen Strähne der von den Waldbäumen niederhängenden Bartflechte (*Usnea barbata*) die hauptsächlichste Äsung. Diese reichen nachgerade noch aus, um das nackte Leben zu erhalten. Sehr herabgekommen treten die Gemen dem Frühjahre entgegen. Finden sie nun die ersten hervorspriessenden Grasspitzen, so fallen sie gierig darüber her. Diese ungewohnte Äsung wirkt für die Gemen ganz besonders dann verderblich, wenn der Übergang ein plötzlicher ist und die Noth vorher gross war. Sie beginnen an hochgradiger Diarrhöe zu leiden und verenden nicht selten an den Folgen derselben. Ganz besonders sind es zwei Pflanzen, welche einen hervorragend schädlichen Einfluss auf die ausgehungerten Gemen

ausüben. Es ist dies die zuerst an den Quellen und Grabenrändern zum Vorschein kommende Sumpf-Brunnenkresse (*Nasturtium palustre*) und der schwarze und weisse Germer (*Veratrum nigrum* und *Veratrum album*). Letztere Pflanzen werden von den Gemen nur im Frühjahre und so lange die jungen Triebe sehr vollaftig sind, angenommen.

Dass man diese Pflanzen nicht aus einem Reviere ganz entfernen kann, liegt auf der Hand; die schädigenden Folgen müssen paralisirt werden durch wie unabsichtlich da und dort liegen gelassene, unter Fichten und Felsen angebrachte Bündel oder kleine Puppen von Alpenheu und Salzlecken. Haben die Gemen über Winter nicht sonderlich Noth gelitten und wissen sie noch wo unter einem Felsvorsprunge oder einer Wettertanne eine Heupuppe, so besuchen sie dieselbe noch gerne und nehmen die ersten Grasspitzen nicht mit der sonstigen Gier und Hast auf. Dadurch gewöhnt sich der Organismus nach und nach wieder an die reichlichere und grüne Äsung, zu deren Verdauung ganz besonders die Salzlecken wesentlich beitragen. Stehen nebst einigen Heupuppen, die bis zum Frühling ausreichen, noch einige Salzlecken, so kann man ziemlich sicher sein, dass im Frühjahre die Diarrhöe dem Wilde gar keinen oder doch nur ganz unwesentlichen Schaden zufügt.

Der Jäger, der sein Wild liebt, wird auf diesen Punkt ein ganz besonderes Augenmerk richten. Die Jagden im Herbste werden ihm reichlich die hierauf verwendete Mühe lohnen.



## DAS LEBEN IM GEZÄHMTEM ZUSTANDE.

Schon der bekannte schweizerische Naturforscher Friedrich von Tschudi hat die Frage angeregt, ob es nicht möglich wäre, die Gemsen in gezähmtem Zustande zu halten und aus ihr ein wegen ihrer Genügsamkeit leicht zu haltendes Nutzthier zu cultiviren. Er schreibt hierüber in seinem „Thierleben der Alpenwelt“: „Traulich und friedlich zum eigenen geselligen Leben und harmlos gegen alle Geschöpfe, würden sie sich den Herden des Alpenviehes zugesellen und könnten gezähmt und cultivirt werden, wenn nicht das stets feindliche Auftreten des Menschen ihnen eine fast unbezwingliche Scheu gegen ihn eingeflösst hätte. Man hat oft gefragt, ob nicht eine sorgfältige und angemessene Cultur die Gemse zu einem nützlichen Hausthier machen würde, wobei sich von selbst verstände, dass dies eigentlich nur im Winter wäre, im Sommer aber ähnlich den Ziegenherden im Gebirge gehalten würde. So gut wie der Steinbock früher in kleinen Gesellschaften in den Thälern sich durch viele Generationen erhielt und

fortpflanzte, könnten dies auch die Gemen thun, die sich mit dem spärlichsten und geringsten Futter im Gebirge begnügen, während eine reichlichere Pflege wohl ihre Milchergiebigkeit und ihren Fleischertrag erhöhen dürfte.“

Mit diesem frommen, öconomischen Wunsche dürfte es noch lange seine guten Wege haben. Es möchte zwar einen ganz netten Anblick gewähren, wenn der „Gemsenhirte“ (wie komisch müsste das Wort praktisch sich ausnehmen) mit einigen hundert Stück Krikelwild im Frühjahre in die Berge ziehen und im Herbst wieder damit zurückkehren und sagen könnte: „Sieh, es fehlt kein theures Haupt“. Und wie lustig müsste es auf den Märkten erst hergehen, wenn man da um Gemen wie um Erbsen handeln könnte!

Vom öconomisch-praktischen Standpunkte aus mag diese Culturgemse der Zukunft ein ganz artiges Problem sein; ich für meine Person muss jedoch gestehen, dass ich mich damit nie befreunden könnte und noch drüben, wenn ich schon in den jenseitigen Jagdgründen mich befände, bei St. Hubertus über eine solche Degradation eines so edlen Wildgeschlechtes lauten Protest erheben würde. Weder der Naturfreund noch der Jäger würde sich mit einer Gemse befreunden, die nebst den gewissen Odeurs die unverkennbaren Merkmale des Stalles an sich tragen würde, obwohl er sicherlich auch bald Gelegenheit hätte, in einer von einem speculativen Kopfe erfundenen Curanstalt für Gemenmolke, Linderung für seinen etwas hartnäckig gewordenen „Blasebalg“ oder irgend ein anderes Leiden zu suchen.

Bisher ist die Natur der Gemse solchen Versuchen noch hartnäckig widerstanden, und ich denke, dass ein Anblick einer Herde von Culturgemsen unsere Lichter nicht belästigen wird. Lieber wollen wir die freie königliche Gemse wie bisher in den unzugänglichsten Felskaren aufsuchen und an diesen anstrengenden Touren unser Sinnen und Trachten von dem beengenden Staube des Alltagslebens reinigen, das Herz frei und froh erhalten und unsere Muskeln stärken, auf dass wir als echte Freunde des Waidwerks dereinst noch in den jenseitigen Jagdgründen St. Huberti unsere Aufwartung machen können und nicht Gefahr laufen, von unserem Jagdpatron als „Wildverschandler“ mit dem Waidblatt bedroht zu werden.

Das ganze Naturell der freilebenden Gemse sträubt sich gegen jede Bevormundung, gegen jede Zählung. Hat sie das königliche Freileben gekostet, so wird sie sich in der Gefangenschaft nie und nimmer wohl befinden und lieber draussen im pfeifenden Nordsturme und in der Flocken wildem Wirbeltanze stehen, als in einem behaglich durchwärmten Stalle wiederkäuend zu liegen. Wenn sie sich in einzelnen Fällen durch die Länge der Zeit auch scheinbar an den Menschen gewöhnen, seinen Anblick ohne Schrecken ertragen, lieben werden sie ihren Kerkermeister nie, ihm nie für die gebotenen Bequemlichkeiten dankbar sein, wie allenfalls ein Hund oder ein anderes vertrautes Thier. So bald sich ihnen eine Gelegenheit bietet, ihrem engen Kerker zu entrinnen, so bald werden sie in eiligen Fluchten der herrlichen Alpenwelt zueilen und dort eher zugrunde gehen, als dass sie zu ihrem Pfleger zurückkehren würden, was

ihnen bei ihrem ausgeprägten, vortrefflichen Orts-  
sinne gewiss ein Leichtes wäre. Die Gemse, welche  
einmal die göttliche Freiheit der Berge gekostet,  
wird sich höchstens die Gesellschaft und Pflege  
des ihr verhassten Menschen gefallen lassen, aber  
eigentlich zahm wird sie nicht mehr.

Eigentlich und wirklich zähmbar ist die Gemse  
nur dann, wenn sie ganz jung in die Gewalt des  
Menschen kommt und vom Freileben noch gar  
nichts weiss. In diesem Falle schliesst sie sich  
innig an ihren Pfleger an, ist ihm zugethan, ergötzt  
ihn durch ihr munteres Wesen und folgt ihm auf  
Schritt und Tritt. Sie fühlt sich ihm gegenüber  
nicht fremd, weil er schon gleichsam ihre Wiege  
bewachte, ihre ersten Lebensstage durch mühevoll  
Pflege fristete.

Viele Alpenbewohner sind mit einer wahren  
Leidenschaft darauf erpicht, die jungen Gemen  
zu fangen. Unter diesen steht obenan der in den  
Alpen zur Charakterfigur gewordene Gaisbube  
oder Ziegenhirte. Vor so einem im Klettern und  
Steigen gewandten Knirps ist auf der lieben  
Gotteswelt eigentlich gar nichts sicher. Er erklettert  
die höchsten, glattesten Bäume, um den Eich-  
hörnchen seine Descendenz oder dem Vogel seine  
Jungen zu rauben. Er weiss mit einer hochfeinen  
Spürnase das Wochenbett der Madame Reineke  
auszumachen, ihr die gelben wolligen Dingerchen  
herauszupaschen. Auer-, Birk- und Schneehühner  
fallen seinen Fängen anheim, und befindet sich in  
seinem Rayon noch eine hochbeschlagene Rehgais,  
er wird sicher gar bald ihr Wochenbett ausge-  
schnüffelt haben. Während seine Ziegen in den  
ersten Maitagen noch in der oberen montanen

Region grasen, ist er gewiss schon oben in den Revieren, wo die Gemsgais zu setzen pflegt. Bemerkt er, dass das Kitzchen noch schwach auf den Läufen ist, im Hui ist er hinterher und setzt seine Jagd so lange fort, bis er entweder die absoluteste Unmöglichkeit zum Gelingen seines Planes einsieht oder das Ziel erreicht hat. Voll Freude und unter den zärtlichsten Liebkosungen trägt er das Kitzchen in seine Hütte, wo es leider in den meisten Fällen eingeht, weil der kleine Barbar ihm nicht die richtige Pflege angedeihen lassen kann. Auch Holzknechte und Holzsammlerinnen benützen die Gelegenheit, ein Wildkitz zu fangen, wie und wo sich ihnen nur die Möglichkeit dazu darbietet. Hie und da findet sich ein so ehrlicher Mensch darunter, der seinen Fang dem Jäger bringt, wohlweislich sich damit entschuldigend, dass das Kitz mutterlos im Walde aufgefunden worden sei und elendig hätte umkommen müssen. Ganz besonders aber sind es die Wilderer, welche den Kitzen nachstellen. Diese wissen ihrer auch dann noch habhaft zu werden, wenn die Thierchen schon stark genug zu erfolgreicher Flucht sind. Sie trachten einfach die Gemsgais abzuschossen und lassen dieselbe am Platze liegen. Das Kitzchen stiebt erst wohl wie der Wind von dannen, kommt aber bald wieder leise meckernd zurück, streicht um die verendete Mutter herum, sucht das Gesäuge auf und thut sich endlich bitter klagend neben derselben nieder. Ein Stein möchte sich bei diesen Jammertönen und bei diesem Anblicke erweichen, die Harpye der Wälder aber bleibt unerbittlich. Bald wird das Kitzchen erhascht und wandert sammt der gemordeten Mutter zu irgend einem

Hehler, deren es zum Schaden der Wildbestände leider noch allenthalben viele gibt. Von dort geht es auf Schleichwegen weiter und wird bei einem Liebhaber verkauft, der nicht viel fragt, wie und wo der Verkäufer sein Gemskitz erworben habe.

Wenn auch viele solcher Kitze unter der ersten unverständigen Behandlung eingehen, so gelingt es doch hie und da, eines derselben am Leben zu erhalten.

Vor einigen Jahren brachte mir das Weib eines armen Gebirgsbewohners ein Gemskitz, das schon mehrere Tage alt war und auf ganz originelle Weise erhalten blieb. Das Weib fand beim Holz-sammeln das Kitz, als dasselbe höchstens einen Tag alt war. Sie fand es früh morgens und machte es sorgfältig in ihr Tuch ein, damit es ihr nicht mehr entwischen könne und zugleich nicht frieren müsse. Während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, hörte sie das Kitzchen immer jämmerlicher klagen. Was nun machen? Freilassen wollte sie es nicht und nach Hause gehen wollte sie ebenfalls nicht früher, als bis sie mit ihrer Arbeit fertig war. Da sie gerade zur selben Zeit ein Kind säugte, öffnete sie rasch entschlossen den Busen und legte das Kitzchen an denselben. Dasselbe trank und wurde dann wieder leidlich zufrieden. Bevor sie den Heimweg antrat, gab sie ihm nochmals die vollen Brüste, und so brachte sie den aussergewöhnlichen Säugling ganz wohlbehalten in ihrer Wohnung an. Dasselbst säugte sie das Kitz neben ihrem eigenen Kinde noch vier Tage. Da ihr diese beiden aber trotz ihrer üppigen Fülle denn doch gar zu stark zusetzten, brachte sie das muntere Kitzchen mir, obwohl sie sich schwer davon trennte. Noch einmal reichte sie ihm zum Abschiede die Brust.

Ich versuchte das Kitzchen bei einer Hausziege anzubringen, was mir, da dieselbe ein gutartiges Thier war, ohne sonderliche Mühe gelang. Dabei gedieh das Kitz ganz vortrefflich, so dass ich im Herbste kein einziges unter den freilebenden Kitzen fand, das stärker gewesen wäre.

Immer gelingt es indes nicht, die Gemskitzchen so leicht fortzubringen, da nicht jede Hausziege sich in der Rolle einer Adoptivmutter gefällt. Hat man hiefür keine passende Ziege, so ist die Aufzucht dieser Thierchen mit vieler Mühe verbunden. Am besten ist es dann, man nimmt frisch gemolkene Ziegenmilch, gibt dieselbe in ein Glas mit einem Gummischlauche, wie man solche zur künstlichen Ernährung der Kinder in Verwendung hat. Die Saugflasche umwickelt man sorgfältig mit einem erwärmten Tuche, damit die Milch während des Trinkens ja nicht erkaltet. Kalte Milch ist in den meisten Fällen sehr schädlich, wie auch diejenige nicht sonderlich taugt, die über einem Feuer erwärmt worden ist. Ganz besonders gilt dies für die ersten zehn bis vierzehn Tage. Kuhmilch ist den jungen Kitzen ebenfalls weniger zuträglich, und ist der Ziegenmilch entschieden der Vorzug zu geben. Ist man gezwungen, Kuhmilch zu verwenden, so empfiehlt es sich, dieselbe mit etwas erwärmten Zuckerwasser zu mischen und sie so zu verabreichen.

Das Lager des Kitzchens soll nicht allzuwarm sein, aber doch so, dass es gegen Verkühlungen geschützt ist. Ich verwendete dazu immer einen flachen Korb, dessen Boden mit zartem Gebirgshewe gepolstert war. Sie gewöhnen sich leicht an ein solches Lager und suchen dasselbe bald selber

auf, wenn sie schon länger in ihrem Behälter untergebracht sind. Man lasse sich aber ja nicht einfallen, die Kitze in einer Kiste unterbringen zu wollen, weil denselben ungehinderte Bewegung ein absolutes Bedürfnis ist, wenn sie sich wohl fühlen und gesund bleiben sollen. Am besten ist eine geräumige Kammer, in der besonders den Tag über ein oder mehrere Fenster offen stehen sollen, um der freien Luft den ungehinderten Zutritt zu gestatten. Luft und Licht sind zwei nothwendige Elemente zum Leben und Gedeihen. Einige Stunden des Tages sollten sie sich ganz ungehindert im Freien bewegen und sich ordentlich austoben können. Hiezu ist ein eingefriedeter Grasgarten ganz gut geeignet, doch muss derselbe vor dem Eindringen fremder Hunde sorgfältig verwahrt werden, weil solch ungebetene Gäste das Kitzchen unnothwendig herumpeitschen oder gar reißen würden.

Bei solchem Aufenthalte im Freien, besonders wenn es neben einer ruhigen Hausziege geschehen kann, beginnen die Kitzchen auch bald die zarten Gräser abzuspitzeln und gewöhnen sich so langsam an die gewöhnliche Äsung. Anfangs sind besonders zarte, aber unbedingt trocken gewachsene, ja nicht üppige und vollaftige Kräuter zweckdienlich. Kleine Apfelschnitten, sowie solche von Erdäpfeln nehmen sie ebenfalls recht gerne und ohne Schaden an. Von Zeit zu Zeit eine kleine Gabe Salz wirkt für die Verdauung sehr zuträglich und verhindert es, dass sie an Mauern zu lecken beginnen und so kalkige Theile in den Magen bringen, was ihnen durchaus nicht zuträglich ist. Reicht man ihnen Brot oder dergleichen trockenes Futter, wenn sie schon hin-

reichend erstarkt sind, so muss man dafür sorgen, dass sie auch den entstehenden Durst mit frischem Wasser löschen können, falls ihnen nicht mehr Milch gereicht wird. Die Milch trinken sie immer sehr gerne, und empfiehlt es sich, ihnen dieselbe vor drei Monaten nicht zu entziehen. Will man sie derselben abgewöhnen, so giesst man erst einige Tropfen Wasser zu derselben und successive immer mehr, bis sie nicht mehr begehrt wird. Kann man die Kitzchen dagegen an einer Hausziege aufziehen, so lasse man dieselben so lange bei der Adoptivmutter, bis dieselbe das Saugen nicht mehr duldet. Es ist dies zwar nicht unbedingt nothwendig, aber die Kitzchen gedeihen viel besser und bleiben im Wachsthume nicht zurück.

Bei sorgfältiger Pflege haben die jungen Gemsen durch Krankheiten nicht sonderlich zu leiden und werden gegen den Menschen sehr vertraulich. Auch gegen die Hunde im Hause werden sie bald sehr vertraut, spielen mit denselben, necken sie auf alle Weise und eilen flüchtig vor denselben her. Mit den Schafen können sie sich jedoch auch im gezähmten Zustande nie recht befreunden, sondern leben immer mehr in Feindschaft mit ihnen. Wahrscheinlich ist es die eigenthümliche Witt'ung dieser Thiere, welche der Gemsnatur durchaus zuwider ist.

Die meisten Krankheiten der gefangen gehaltenen Gemsen rühren von der naturwidrigen Fütterung her, besonders stellen sich bei zu vollsaftigem, wasserreichem Futter Durchfall, sowie Darm- und Lungenkatarrhe ein, welche letztere sehr leicht in Lungentuberkulose übergehen und

ein sicheres Eingehen zur Folge haben. Als Gegenmittel für Darmkatarrhe reicht man am besten Zweige und Früchte der weissen Mistel (*Viscum album*). Bei naturgemässer, der ganzen Gemsnatur angepassten Wartung wird die Gemse vor diesen Krankheiten in den meisten Fällen unschwer zu bewahren sein.

Ist so ein Gemskitz schon mehr herangewachsen, so sperre man es ja nie in einen dumpfigen Stall, wo Luft und Licht nicht hinreichend Zutritt haben. Am besten weist man ihnen zur Wohnstätte einen geräumigen Schupfen an, von dem aus sie ungehindert ins Freie gelangen können, denn ungehinderte Bewegung im Freien sollte niemals fehlen. Die von mir aufgezogenen Gemskitze erfreuten sich stets, sobald sie hinreichend erstarkt waren, der unbeschränktesten Freiheit, und nie ist es mir vorgekommen, dass eines derselben nicht mehr zurückgekehrt wäre. Sie gingen ganz ungenirt im Dorfe herum, begleiteten mich oft weite Strecken ins Feld hinaus, selbst dann, wenn ich meinen Weg zu Pferde machte. In diesem Falle hatten sie ein besonderes Vergnügen daran, dem Pferde den Hafer zu stehlen und neckisch vor demselben herzuwechseln. Kam ihnen bei ihren Excursionen ein fremder Hund auf die Fährte, so stellten sie sich gegen denselben oder eilten flüchtig dem Hause zu, setzten dort auf die Gartenmauer und äugten dann sichtlich belustigt auf den kläffenden Köter hinab, bis sich dieser knurrend entfernte.

Die Gemskitze sind äusserst possirliche, amüsante Thiere, die ihrem Pfleger durch ihr munteres

Wesen, ihre schlaun Streiche und närrischen Capriolen vieles Vergnügen bereiten. Die gezähmten Gemsgaisen sind in der Regel noch zuthunlicher als die Böcke und bleiben fast ohne Ausnahme sehr fromm, während die Böcke mehr muthwillig und zuletzt nicht selten recht bösartig werden. Ich hatte einen vierjährigen Bock, der ausser mir jeden andern Menschen annahm, die Hunde auf der Gasse forkelte, die ihm begegnenden Ziegen mit Krikelstössen tractirte und alle nur denkbaren Bosheiten trieb, so dass ich, des ewigen Klagens müde, mich entschliessen musste, ihn in einem hocheingefriedeten Raume unterzubringen, was Hänschen, so hiess der Bock, gewaltig übel nahm. Still und verschlossen stand er oft lange Zeit in einem Winkel, das ihm gebotene Futter verschmähend. Der arme Gefangene dauerte mich so, dass ich ihn einem Bekannten schenkte, der denselben in einem grossen Parke mit einer Gemsgais zugleich aussetzte. Dort lebte Hänschen mit seiner Genossin ganz friedlich bis zur Brunftzeit, dann aber musste er wieder eingesperrt werden, weil er das Gaischen zu sehr maltraitirte durch seine bodenlose Begehrlichkeit. Im Frühjahre darauf setzte die Gais ein Kitz. Da dasselbe ein Böcklein war, wurde der schlimme Hans zu einer Kugel pardonirt.

Obwohl nicht alle gezähmten Gemsböcke so böse werden, gibt man doch den Gemsgaisen den Vorzug, weil es diesen nur in seltenen Fällen in den Sinn kommt, so auszuarten.

Einen andern Gemsbock hatte ein Besitzer in der Ortschaft Mauthen, der immer fromm blieb.

Er spazierte täglich im ganzen Marktflecken auf und ab, neckte auf allen Seiten die ihn verfolgenden Hunde und begab sich in alle Häuser, um daselbst etwas zu knupern und zu stehlen. Die Tischladen zog er mit den Zähnen heraus, knusperte an dem gefundenen Brote oder stahl den Frauen Salat und andere Gemüsepflanzen aus der Küche, wenn er unbemerkt dahin gelangen konnte. Konnte er eine Schüssel Milch erhaschen, so war er überaus zufrieden. Seine Lieblingsäsung war immer der Mais. Wo er in einem Hause auf den Dachboden gelangen konnte, wo meistens der Mais aufgehängt wird, da war er gewiss bald dabei und hielt eine reichliche Razzia. Die Leute schimpften wohl zeitweilig über den genäschigen Bock, aber im Grunde war ihm wieder Jedermann gut und verzieh ihm seine losen Streiche und Annexionsgelüste.

Früh und Abends streifte er gerne in den nahen Bergen herum oder machte Besuche in den Nachbardörfern. Einmal gerieth er in Kötschach ins Gasthaus zur Post. Dortselbst eilte er ohne weiteres auf den Dachboden, um sich den Mais schmecken zu lassen. Der besorgte „Vater Lanzer“ schloss aber die Bodenthüre hinter dem Bocke ab, um das Verlaufen zu verhindern und sendete dem Eigenthümer einen Boten, dass er seinen Gemsbock abholen käme. Der gute Herr Postmeister hatte aber mit den Finten des Bockes nicht gerechnet. Als der Fussbote bei dem Eigenthümer ankam, sah er zu seinem grossen Erstaunen, dass in demselben Momente der Gemsbock auf einen Mauerabsatz des Hauses sprang und im Innern verschwand. Als die Thüre hinter ihm geschlossen

wurde, hatte ihn das offenbar nicht angenehm berührt. Ohne langes Besinnen sprang er trotz der beträchtlichen Höhe durch das Dachfenster an der Südseite herunter in den Garten, übersetzte den Gartenzaun und kam so früher zu Hause an als der Bote, der seinetwegen ausgesendet worden war.

Einige Jahre später verreiste der Eigenthümer auf mehrere Tage. Der Bock wurde in eine Kammer indessen eingesperrt und mit Äsung hinreichend versehen. Da ihm aber in der Zwischenzeit nie Wasser gereicht wurde, ging er vor Durst ein, ehe sein Eigenthümer wieder eintraf.

Alle Gemsen zeigen, wenn sie gezähmt im Hause gehalten werden, sehr viel List und Schlaueit bei ihren Diebereien, oft sogar eine wohlüberlegte Berechnung. Will man sie dagegen zu Kunststücken abrichten, zeigen sie sich meistens sehr halsstarrig und zum Lernen durchaus nicht aufgelegt. Was die Gemse selbst thun will, das hat sie bald los; was ihr aber nicht zusagt, dazu wird man sie schwerlich bewegen können. Es gehört eine tüchtige Portion Geduld und noch mehr Thierquälereisinn dazu, sie zu einigen einfachen Kunststücken, wie man sie ab und zu in den herumziehenden Buden sieht, abzurichten. Es fehlt der Gemse durchaus nicht an Talent zum Lernen, aber ein fast unbeugsamer Wille sträubt sich dagegen, sich in allem und jedem den Menschen zu unterwerfen. Wohl gelingt es, den Körper zahm und gefügig zu machen, wenn man es aber versucht, ihren Willen ins Joch zu schlagen, da setzt sie einen sehr beachtenswerthen Widerstand

entgegen. Dieser Wille ist das einzige, was der gezähmten Gemse von dem freien Sinne ihrer im Freien lebenden Stammesgenossen noch übrig geblieben ist. Hierin noch manifestirt sich ihre stolze unabhängige Wildnatur, und dieses letzte Erbtheil lässt sie sich nur schwer rauben.

So zum Beispiel bequeme sich eine Gemse sehr leicht und schnell dazu, mir jeden Morgen eine geschlossene Zuckerdose zum Frühstückstische zu bringen, weil sie den Zucker leidenschaftlich liebte und jedesmal etwas davon erhielt. Dagegen war sie absolut nicht dazu zu bewegen, die Dose wieder zurückzutragen, so sehr ich mir auch damit Mühe gab. Das eine wäre doch ganz gleich schwer oder leicht gewesen, wie das andere. Beim Hertragen der Zuckerdose erblickte die Gemse ihren Vorthiel, und das bestimmte ihr Handeln, beim Zurücktragen dagegen bemerkte sie für sich höchstens einen Nachtheil und verweigerte entschieden den Gehorsam. Sie hatte durchaus keine Anlage für eine Bedientennatur, sondern handelte nur dann, wenn sie wusste, dass ihrer Anstrengung auch der Lohn entsprach oder dass es ihr aus irgend einem Grunde zusagte, etwas zu thun. Ihren Willen liess sie nicht unter die Autorität eines Menschen beugen.

Wenn der Gemse im gezähmten Zustande alles das geboten wird, was sie im Freien hat, genügend zusagende Äsung und unbeschränkte Bewegung, dann gedeiht sie ganz gut und bleibt gegen ihre Verwandten in den Alpen im Wachs-thume kaum merklich zurück. Wird ihr jedoch das Eine oder das Andere verkümmert, so bleibt

sie sehr zurück und ist nicht lange am Leben zu erhalten. Besonders zur Winterszeit begeht man gerne den groben Fehler, dass man seine Gemse zu sorgsam vor der kalten Winterluft schützen will. So lange ich dies that, verlor ich gewöhnlich meine Pfleglinge. Endlich aber begann ich damit, sie im Winter ebenso zu halten, wie sie es im Sommer und den Herbst über gewohnt waren und dann war es gut. Ich gab ihnen höchstens die Möglichkeit, an einem Plätzchen Schutz vor den schneidigsten Nordwinden zu suchen, was aber nicht besonders oft benützt wurde. Gewöhnlich thaten sie sich am liebsten an einem freien Platze des geräumigen Gartens nieder, wo der Wind ungehindert sein Spiel treiben konnte, und die Flocken am dichtesten tanzten. Wurde ihnen dieses Spiel dann doch zu arg, so thaten sie sich gewöhnlich unmittelbar unter dem Eingange ihrem Quartiere nieder und äugten gemüthlich wiederkäuend in den Wintersturm hinein. Das wirre Getriebe schien sie besonders anzuziehen und ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

Wie die Äsung der Natur der Gemen genau angepasst werden muss, so soll es auch mit dem Orte ihres Aufenthaltes geschehen; auch er soll so viel als thunlich den Gemen ihren sonstigen natürlichen Aufenthalt ersetzen, ihre Bewegung so wenig als möglich beeinträchtigen. Dies gilt so wohl von den von Jugend an aufgezogenen, als von den in vorgerückterer Entwicklung in Gefangenschaft gerathenen Gemen.

Wie ein solcher Aufenthaltsort für Gemen, sei es nun eine, seien es deren mehrere, beschaffen

sein soll, wenn sich dieselben bei fortschreitender körperlicher Entwicklung wohl befinden sollen, beschreibt der als Forscher, wie als Pfleger von Alpenthieren und Vögeln gleich vortheilhaft bekannte Dr. med. A. Girtanner in St. Gallen in so zutreffender Weise, dass ich es mir nicht versagen kann, die eigenen Worte dieses Gewährsmannes hier anzuführen.

In seiner mir gütigst übersendeten Schrift: „Die Pflege der Gemse in der Gefangenschaft“ schreibt der hochgeschätzte Forscher:

„Vielleicht nicht weniger wichtig als die Ernährung ist die Beschaffenheit des der Gemse angewiesenen Aufenthaltsortes. — Wer glaubt, wie ich beobachtete und bis zu dem erwarteten, unfehlbar schlimmen Resultate mehrfach verfolgen konnte, Gemen in einer kleinen, mit dichtem, schwerem Graswuchs überall bestandenen Wiese, die im gleichen Sommer mehr nass als trocken ist, auf die Dauer halten zu können, der irrt sich. Doppelt schlimm wird die Sache, wenn, im Falle die Thiere neben aller sonstigen Nässe noch trinken wollen, nur schlechtes Wasser zur Verfügung steht, und wenn ihnen nach langem, unvermeidlichem Stehen im nassen Grase, mit nassem Gras und Kohl im Magen zur Erwärmung und Abtrocknung nichts übrig bleibt, als mit nassen Läufen und nasser Decke in dem schon nassen Stall zu stehen oder zu liegen. Der Tod schreitet dann gleich von allen Seiten her auf die arme Creatur zu und erlöst sie mitleidig von allem Übel der Menschen. Nicht immer ist der Gemspark so fehlerhaft eingerichtet, aber das eine oder andere Glied in der

Kette der gestellten Bedingungen zu einer gesunden Existenz fehlt doch fast überall. Anlehnend an das Freileben der Gemse würde ich ein Gemsegeländer ungefähr so einrichten: Ein je nach dem einzustellenden Bestande kleineres oder grösseres, trockenliegendes, sonniges, wo möglich von Natur aus hügeliges und mit wildwachsenden Arten unserer Bergbäume (Laub- und Nadelholz) an einzelnen Stellen (dort aber ziemlich dicht) bepflanztes Stück Land wäre entweder mit einem 2 $\frac{1}{2}$  bis 3 Meter hohen Zaun aus stehenden Latten oder Pallisaden oder mit einer ebenso hohen Mauer einzufriedigen und an einer trockenen, hellen, aber der Sonnenhitze nicht ausgesetzten Stelle mit einem Blockhäuschen nach Art unserer Alpenställe, die offene, schmale Seite südöstlich gekehrt, vom Erdboden durch eine erhöhte, etwas abfallende Bohlenlage (und dem Boden nicht direct aufliegend) getrennt, behufs Erreichung möglicher Trockenheit zu versehen. Die Hütte muss transportabel sein, damit sie, sobald sich der Boden unter derselben von dem durchlaufenden Urin u. s. w. getränkt zeigt, an eine andere Stelle versetzt werden kann. Der Boden der Hütte ist mit Laub als Streue zu belegen und dieses fleissig zu erneuern. Eine Thüre würde ich einsetzen, um nöthigenfalls durch eine Fangeinrichtung die Gemen darin fangen zu können, aber nicht um sie zum Schutze der Gemen zu schliessen, da sie, wenn sonst trocken stehend, dieser Hilfe nicht bedürfen. — Sollte der Platz mit Gras bestanden sein, so würde ich dieses vorsichtshalber vertilgen, auch schon deshalb, weil die Gemse keine wiesenanbetende Kuh, sondern ein Geschöpf der Region zwerghaften Sträucher-

wuchses und trockenen Waldbodens ist und ihm darum die meterlangen, grünen, wasserschweren Graskräuter richtig auch schlecht genug bekommen, und würde nur einzelne Stellen so belassen. Im Übrigen wäre der Boden mit Strauchwerk zu besetzen, die Hauptfläche aber mit grobem, das atmosphärische Wasser schnell durchlassenden und selbst wieder schnell trocknendem Geröll, stellenweise mit Sand zu beschottern, aus Felsblöcken etwas Natur hineinzupflanzen und in Ermangelung solcher, aus alten Steinplatten und Steinwerk erhöhte Punkte für die springlustigen Thiere zu bilden und einzelne abgesägte Baumstrünke in den Boden einzurammen. Würde dann noch ein geschützter Futterplatz und ein steinerner Trog für die Salzmischung und ein ebensolcher als Wasserhälter gewählt, so hätte ich für meine Gemen, sofern dieselben einander selbst nicht schädigen, das beste Zutrauen zu dieser neuen Heimat. Kann ein felsiges, abfallendes Terrain anstatt ebenen Culturlandes dazu benutzt werden, so ist dies natürlich weit vorzuziehen, ist im Allgemeinen aber dort, wo Gemen gefangen gehalten werden, nicht vorhanden, und auch bei einer, im Übrigen nach Möglichkeit das Freileben berücksichtigenden Einrichtung nicht nothwendig; umso weniger, als ja auch die Gemse nach dem Ausmarsch aus dem Paradies ein Bewohner nur des Hügellandes und nicht des Gebirges gewesen sein soll; doch fehlen hiefür alle glaubwürdigen Urkunden.

Trockenes Futter nach obiger Vorschrift mit etwas Salz, trockener Stand im Freien und ein Schutzraum, wie beschrieben, Umzäuerung mit

verticalen Stangen, deren untere Querverbindung sehr tief und deren obere so hoch liegt, dass sich die Gemse, auch wenn ihr trotz alledem das Leben gänzlich verleidet wäre, nicht aufzuhängen vermöchte, wie dies im Drahtgitter so gerne geschieht; Vermeidung aller Beunruhigung durch rohe Menschen und Thiere bei freundlicher, ruhiger Behandlung durch den Pfleger und ein der Natur möglichst ähnlicher Aufenthaltsort, wenn auch gar nicht sehr ausgedehnt, — diese Bedingungen erfüllt, werden für die dauerhafte Haltung der Gemse sicher genügen“.

Wenn man das berücksichtigt, was die Gemse zu ihrem Wohlbefinden verlangt, und es dann mit dem vergleicht, was man ihr darbieten zu können glaubt, darf es uns gar nicht mehr wundern, wenn wir unter den gefangen gehaltenen Gamsen oft Exemplare erblicken, welche uns ein wahrhaft abschreckendes Bild dieses in der Freiheit so herrlichen Thieres repräsentiren. Die naturwidrige Haltung rächt sich bitter, und die Gemse selbst wird in ihrem herabgekommenen Zustande der beredteste Ankläger gegen ihren — Kerkermeister. Das Halten von Gamsen im gefangenen Zustande lohnt sich nur dann, und sollte auch nur dann erlaubt werden, wenn man in der Lage ist, ihnen wenigstens der Hauptsache nach das zu bieten, was sie in ihrem Freileben als unumgänglich nothwendig verlangen. Wer den armen Gefangenen dies nicht zu geben in der Lage ist, dem sollte einfach ex offio seine „Pflege“ und seine „Beobachtung“ der Gamsen verboten und eingestellt werden.

Auch im gezähmten Zustande schreiten die Gemsen zur Fortpflanzung, besonders dann, wenn ihnen ein hinreichender Spielraum zur freien Bewegung geboten ist. Im engen Raume kommt dies seltener vor und werden oft die Kitzchen schlecht ausgetragen und in kaum lebensfähigen Zustande gesetzt. Die hochbeschlagene Gemsgais bedarf unter allen Umständen einer fast ungehinderten Bewegung. Die träge Ruhe in einem engen Verschlage hat in den meisten Fällen zur Folge, dass die Kitzchen entweder todt gesetzt werden oder nach kurzer Zeit verenden, also durchaus nicht lebensfähig sind. Ebenso ist es rathsam, den Bock einige Tage nach der Brunft von der Gais abzusondern. Sollte sie von den ersten Beschlägen wider Erwarten gelte geblieben sein, so wird sie noch ein zweitesmal mit unverkennbaren Zeichen nach dem Bocke verlangen, und kann er in diesem Falle wieder auf einige Zeit zugelassen werden, worauf in den meisten Fällen ein fruchtbarer Beschlag erfolgen wird.

Werden Gemsböcke vereinzelt gehalten, so ist es für dieselben zuträglich, wenn sie ab und zu unter eine Ziegenherde gelassen werden und daselbst bei einer brunftigen Hausziege den Beschlag ausüben können. Sie werden zwar für einige Tage unruhiger, aber für die Folge kühlen sie sich bedeutend ab. Sobald ein zahmer Gemsbock vier Jahre oder darüber alt geworden ist, soll man ihn an ein oder zwei Hausziegen sein Muthchen kühlen lassen, worauf er wieder ein Jahr zur Ruhe kommen wird. Der Begattungstrieb ist bei den Gemsen ein so mächtiger, das es im Interesse

ihrer Erhaltung geboten erscheint, denselben wenigstens zum Theil befriedigen zu lassen.

Eigenthümlich ist hierbei der Umstand, dass einzelne Böcke die Hausziegen zur Paarung nicht annehmen, sondern dieselben nur forkeln und quälen. Es kommt sogar vor, dass ein Gemsbock in einem Jahre die Hausziegen sich recht gerne gefallen lässt, während er sie in einem anderen Jahre consequent zurückweist. Für den Pfleger liegt hierin ein Wink, dem Gemsbocke durch die Zugesellung von Hausziegen nicht aufdringlich zu werden, sondern erst einem ungestüm geäußerten Verlangen desselben Rechnung zu tragen.

Eigenthümlich ist bei den zahmen Gemsen der Umstand, dass sie die Eigenheit, früh und abends am eifrigsten in Bewegung zu sein, vollständig beibehalten. Sobald der Tag langsam zu grauen beginnt, geben sie nicht mehr Ruhe, sondern verlangen ungestüm ins Freie. Ebenso ist es am Abend, wenn sich die Sonne zum Niedergange anschickt. Die freie Bewegung zu diesen Tageszeiten sollte wenn möglich nicht verhindert werden, da dies ihrem ganzen Naturell und dem beweglichen Wesen widerstreitet.

Da es den Rahmen dieses Buches weit überschreiten würde, über das Leben der Gemse im gezähmten Zustande weitere eingehende Schilderungen zu entwerfen, so glaube ich dieses Kapitel mit den wenigen eingeflochtenen Winken schliesen zu können und das umso mehr, weil sich über dieses Thema nicht ein Kapitel, sondern ein Buch schreiben liesse. Uns interessirt hier vorwiegend die Gemse in ihrem Freileben.

## IX.

## DIE GEMSE IM KLEIDE DER SAGE.

In Sage und Legende spielte der Hirsch von jeher bei den Völkern aller Zeiten eine hervorragende Rolle. Er wurde so hoch geachtet, dass es sogar die alte Mythe nicht verschmähte, ihn als Vertreter des Sonnengottes fungiren zu lassen. Die neuere zweck- und zielbewusste Legende theilt ihm die Rolle eines Bekehrers zu, lässt ihn mit einem strahlenden Kreuz zwischen den Geweihen erscheinen und dadurch einen Hubertus und mehrere andere unfrome Jägersleute in lammfromme Büsser umwandeln. Überhaupt waren die Jäger früher bei den Frommen nicht sonderlich gut angeschrieben, woher es auch kommen mag, dass sich Meister Satanas in unzähligen Sagen in das Gewand des Jägers hüllt, wenn er eine arme Seele berücken will. Besonders sind es die armen frommen Weiblein, denen dieser Pseudo-Jäger ganz unverhältnismässig viel zu schaffen macht.

Aber nicht blos der stolze Hirsch und der hirschgerechte Waidmann sind vielfach ein Gegen-

stand der Sage geworden, sondern dieselbe hat sich auch der königlichen Gemse bemächtigt, hat sie mit einem poetischen Schimmer umgeben, der wiederum so manchen Dichter begeisterte, das „Gratthier“ in prunkenden Versen zu verherrlichen. Von einem farbenschimmernden Nimbus umgeben, steht die Gemse auf hoher Felsenzinne. Sie zu überlisten, zu erlegen, gilt dem Alpensohne gewissermassen als eine Heldenthat, grösser als weiland jene des strahlenden Hektor vor Ilioms Mauern. Der Alpensohn dichtet, singt und trachtet nur nach ihr. Kein Wunder auch, denn schon Grossmütterchen weiss dem kleinen Enkel so sinnberückend zu erzählen von den Gemen mit den goldenen „Hörnlein“, von den ungeheuren Schätzen, die man durch sie entdecken kann und auch wieder von so grausigen Abenteuern, dass es dem kleinen Knirps ordentlich kalt über den Rücken gruselt, wenn er sie beim flackernden Scheine des Kienspanes erzählen hört. Kriecht er dann eine Stunde später unter seine Decke, die er furchtsam bis weit über die Ohren zieht, so arbeitet seine erregte Phantasie mächtig weiter, malt ihm goldene Welten voll flüchtender Gemen. Der Traum führt das Begonnene in leuchtenden Zauberbildern soweit aus, dass der Knabe nichts Schöneres, nichts Anziehenderes mehr kennt als den Vorsatz, dereinst ein Gemenjäger zu werden, und als solcher viel beneidet und angestaunt zu sein. Mancher führt später diesen Vorsatz aus zu — seinem eigenen Verderben.

In Kärnten und Steiermark sind die Sagen über Gemen und Gemenjäger sehr verbreitet und treten uns umso glühender, farbenprächtiger

entgegen, je näher die Localität, deren Boden sie entsprungen, den eigentlichen Gemsrevieren liegen. Im Flachlande nehmen sie sich aus wie ein trockener Abklatsch, aber im Gebirge sind sie mit allen Reizen ausgeschmückt, welche die Phantasie des Alpenbewohners nur erfinden und ersinnen kann.

Da liegt zum Beispiel tief drinnen im Gebirge ein verborgenes Eden voll unnennbarer Herrlichkeit und in deren Mitte wechselt stolz und majestätisch eine blendend weisse Gemse, deren Krikeln im reinsten Golde glänzen und die schönen Lichter wie Diamanten strahlen. Alle hundert Jahre wird diese Gemse einmal sichtbar, aber nur der junge Jäger, der ein Sonntagskind ist und noch im Kleide der Unschuld wandelt, kann in dieses Eden gelangen durch eine Wunderblume, die aus der Fährte der Gemse spriesst. Mit diesem Talisman erreicht er des Edens Pforten, die bei der ersten Berührung weit sich öffnen und Einlass dem Auserwählten gewähren. Weiss er dann noch Antwort zu geben auf eine Frage, welche die silberschimmernde Gemse ihm vorlegt, dann erhebt sich auf allen Seiten eine himmlische Musik, die Gemse verwandelt sich in eine blendende Jungfrau, die kein anderes Gewand trägt als das reiche Haar, das in goldenen Wellen über den ganzen Körper sich ergiesst und so discreten Blicken Halt gebietet. Der glückliche Jäger kann dann gleich schnurstracks ohne Eheconsens und bürgermeisterliche Bewilligung mit vollen Segeln in den Hafen der Ehe einfahren und unsäglich glücklich sein.

Findet aber der von den Herrlichkeiten Geblendete die richtige Antwort auf die Frage

nicht, dann entströmen helle Thränen den Lichtern der Gemse, unter einem erschütternden Donnerschlage fliegt der arme Teufel zu des Edens Pforten hinaus, und statt der glänzenden Hochzeit kann er sich auf nackter Felsenrippe jenen Körpertheil reiben, der von dem unsanften Anpralle ein blaues Vergissmeinnicht erhalten hat. Die arme verzauberte Jungfrau aber muss wieder hundert Jahre in Gestalt einer weissen Gemse ihres unschuldigen Freiers warten.

Wie man sieht, springt der Volksmund mit den Jägern etwas glimpflicher um als manche andere Legende, denn er muthet der grünen Gilde wenigstens noch die Möglichkeit zu, dass sich in ihr noch alle hundert Jahre ein Mann im Unschuldskleide finde, während die andern Erzählungen mit Teufelholen und dergleichen unbeliebten Dingen äusserst freigebig herumwerfen und am liebsten gleich die ganze Jägerbranche auf der russigen Kohlschaufel des Fluches brühwarm in den erzglühenden Rachen des Höllenfürsten hineinfuern möchten.

Voranstehend erzählte Sage erscheint zwar in den verschiedenartigsten Variationen, bildet aber doch so ziemlich den Grundtypus der meisten Sagen über die Gemse. In allen erscheint die herrliche Jungfrau, die bereit steht, sich bedingungslos dem sie erlösenden Jäger an den Hals zu werfen.

Nur eine weitere ganz abweichende oberkärntische Sage weiss von einem einst gefürchteten Wilderer zu erzählen, dem kein Weg zu steil, kein Fels zu glatt, keine Passage zu gefährlich war.

Einst jagte er hoch droben am Rande der Gletscherwelt. Lange verfolgte er eine Gemse, die all seines Muthes und seiner Jagdkünste spotten zu wollen schien. Mit fast übermenschlicher Kraft erklimm er einen Felskegel, erblickte dann nicht weit von sich das so heiss ersehnte, so mühsam verfolgte Wild. In dem Augenblicke dröhnte auch schon sein Schuss durch das Felsgewirre, ein Donner dröhnte unter ihm, der Fels öffnete sich, und der verwegene Wilderer wurde von einer weit klaffenden, tiefen Schlucht aufgenommen.

Nach langer Zeit erwachte er aus seiner tiefen Ohnmacht. Er sah sich in einer geräumigen Höhle, vor sich eine wahre Reckengestalt mit gewaltigem weissen Barte. Der Geist des Gebirges donnerte den Erschreckten an: „Wer bist du, dass du es wagst, meine Thiere zu verfolgen? Weisst du, dass ich dich für deinen Frevel zermalmen sollte?!“

Der Wilderer verlegte sich aufs Bitten und Versprechen alles Guten.

„Nun, einmal, aber nie wieder!“ rief der greise Recke. Damit führte er ihn durch einen langen krystallinen Gang, der in einen weiten Bergsee mündete. Hier erfasste er den Wilderer und schleuderte ihn an das jenseitige Ufer, dass ihm von dem Anpralle alle Rippen krachten. Der Bursche merkte sich die Lection; weder er noch Kinder und Kindes-Kinder sind je mehr wildern gegangen.

Auch diese Sage circulirt in gar verschiedenen Variationen, aber der Grundgedanke bleibt immer

derselbe. Überall ist es die Rache des Geistes der Berge, die schliesslich den frevelnden Wilderer mehr oder weniger schwer trifft.

Ganz anders gestaltet sich der Sagenkreis in Tirol. Auch hier circuliren über die Gemse Sagen in reicher Zahl, von denen sehr viele sich auch um den gleichen charakteristischen Grundgedanken drehen, der jedoch von dem vorigen sehr verschieden ist.

Als Probe sei hier eine Sage aus dem Passeyerthale dem Volksmunde nacherzählt:

Der Kofler Martl war ein in ganz Passeyer bekannter leidenschaftlicher Gensenjäger. Eines Abends jagte er noch auf Genssen, als bereits die Töne des „Angelus Dominum“ längst über den Thälern verhallt waren. Die eintretende Dunkelheit zwang den Martl zum Rückwege. Auf einmal erblickte er nicht sehr ferne einen Lichtschimmer. In der Meinung, dass daselbst die Hirten ein Feuer angezündet hätten, eilte er auf dasselbe zu, war aber nicht weniger erstaunt, statt der erwarteten Hirten zwei wunderschöne Jungfrauen bei einer alten Frau anzutreffen. Dieses Trifolium sass vor einem grossen kupfernen Kessel, in welchem eine Genssenkeule schmorte und gar verlockend in des Jägers Nase duftete. Er fand eine sehr freundliche Aufnahme, erhielt sogar eine Einladung zu dem Schmause, was sich der Martl nicht dreimal sagen liess. Hungrig wie er war, hieb er tapfer in das köstliche Wildpret, worauf er von den drei Damen ermahnt wurde, ja kein Knöchelchen loszubrechen, weil das sonst eine Gemse bitter büssen müsste. Der Jäger bearbeitete seinen Wildbraten wohl sehr

vorsichtig, trotzdem aber schlüpfte ihm in der Hitze des Gefechtes ein kleines Knöchelchen durch den Schlund. Er würgte dasselbe verstohlen hinunter, war mäuschenstille dazu und legte die übrigen abgenagten Theile in den Kessel zurück und nahm dankend von den Frauen Abschied. Die Nacht verbrachte er im Walde. Als er am anderen Morgen weiterpürschte, erblickte er eine so „zaundürre“ Gemse, die keine Kugel werth war und auf dem linken Hinterlaufe stark hinkte.

Von der Zeit an zwickte das Knöchelchen den Kofler oft so gewaltig im Bauche, dass er sich weder zu rathen noch zu helfen wusste. Kein Arzt konnte ihm davon helfen.

Nach drei Jahren pürschte er wieder an der gleichen Stelle und sah die hinkende Gemse, die aber inzwischen sehr feist geworden war. Er erlegte dieselbe und fand, dass ihr am linken Hinterlaufe genau jenes Knöchelchen fehlte, welchem er seit drei Jahren sein Bauchzwicken verdankte, das nun ganz aufhörte.

Dem Martl wurde nun klar, dass jene drei Frauen eigentlich Hexen gewesen seien, welche von dem Wildpret der Gemen zehrten und nachher die Thiere wieder lebendig ins Revier wechseln liessen.

Diese Sage findet sich in ganz Tirol, jedoch mit solchen Variationen, dass nur mehr der Grundgedanke zu erkennen ist.

Ein anderer Nimrod jagte einst in den Bergen von Elmenau. Lange und weit verfolgte er eine Gemse, bis er sie endlich auf Schussdistanz

brachte. Wie er so genau visirte und eben abdrücken wollte, verwandelte sich die Gemse plötzlich in ein überaus hässliches, altes Weib, das jedenfalls kein verlockendes Schussobject bot. Die Alte war eine Hexe, welche sich das Vergnügen gemacht hatte, den Jäger tüchtig im Reviere herumzufoppen.

An einem Sonntage pürschte ein Wilderer hoch im Gebirge. Als es drunten im nächsten Dorfe zur Wandlung läutete, kam ihm eine Gemse schussgerecht. Statt zu beten, drückte er seine Büchse ab. Die Gemse verwandelte sich in eine stinkende Wolke, aus welcher der Teufel heraustrat und den gottlosen Schützen in das Reich von Feuer und Flammen entführte.

Auch von den Freikugeln wissen die Tiroler sehr viel zu erzählen mit dem selbstverständlichen Finale, dass der Schütze, welcher nach einem Kruzifixe geschossen, dadurch die Freikugeln erhalten und sich derselben bedient hat, schliesslich ganz ordnungsmässig vom Teufel geholt wird. Auch solcher Sagen findet man eine Menge mit mannigfachsten Varianten. Jäger und Wilderer werden da als so ziemlich adäquate Begriffe in einem Kessel zusammengeworfen und mit beiden gleich solide verfahren. Der Grundzug dieser Sagen ist überall ein so unverkennbarer, dass es durchaus überflüssig wäre, zu dessen Beleuchtung noch mehr Worte zu verlieren.

Aus einem hübsch nahe verwandten Register pfeifen auch die Sagen aus dem Lande Vorarlberg. Auch dort weiss man sich von Gemen und Jägern gar vieles zu erzählen, und besonders droben in

den hohen Alpenthälern, wo die Bewohner den Winter über beim warmen Ofen sitzen und sich gegenseitig möglichst stark anzurauchen trachten.

Da ist es vor allem der „schwarze Kasper“, der fleissig herhalten muss, wenn es die guten Leuten darauf abgesehen haben, sich gegenseitig die „Grausbirn“ aufsteigen zu lassen.

Dieser „schwarze Kasper“ war so ein Früchtel, das man eigentlich einen liederlichen Kerl nennt. Er hörte lieber das Klappern der Biergläser und das Rollen des Würfels, als das Läuten der Kirchenglocken, blätterte lieber in einem Spiel Karten, als in einem Gebetbuche und zog es vor, statt andächtig im Dorfkirchlein zu knien, frei in den Bergen des schönen Bregenzerwaldes herumzuschweifen und den Gemsen nachzujagen. Eine hübsche Bregenzerwälder - Schmelg (Schmelg = Mädchen) soll er auch heisser verehrt haben, als das wunderthätigste Heiligenbild. Bei dem losen flotten Leben ging allmählig sein Häuschen, drunten in Mellau soll es gestanden haben, wenn die Sage wahr berichtet, flöten, und er sah sich gezwungen, seinen Unterhalt mit der Büchse zu verdienen. Da es ihm dabei herzlich schlecht erging, verschrieb er seine Seele dem Teufel und erhielt dafür von ihm Freikugeln, mit denen er bloß loszupuffen brauchte, worauf jedesmal eine Gemse fiel. Alle traf er so schön aufs Blatt, dass man durch hundert Gensdecken, die man aufeinanderlegte, ganz genau durchsehen konnte, als wären sie auf einem Stosse durchschossen worden.

Von dieser Zeit an lebte der Kasper ganz flott, zechte fleissig im Wirthshause, spielte und

fluchte dabei, dass jedem Christenmenschen die Haare in die Höhe stiegen und zog nebstbei fleissig mit lockerem Weibsvolke herum. Das dauerte manch ein Jährlein hin. Der böse Jägersmann hatte bereits 999 Gemsen erlegt, andern Jägern gegenüber auch den Jux gemacht, sie während des Zielens über die linke Schulter blicken zu lassen, wobei diese den Satan in leibhafter Gestalt mit langem Schwanze und fürchterlichen Hörnern ersahen, wie derselbe die Gemse an einer Kette festhielt. Als der Kaspar jedoch die tausendste Gemse erlegen wollte, versagte ihm der Schuss und der Teufel trat mit dem mit Blut geschriebenen Documente hervor. Kaspar begann mit ihm zu raufen, zog aber dabei den Kürzeren und wurde gleich mit Haut und Federn in die allerunterste Hölle gezogen. Kein Mensch hätte gewusst, was aus dem bösen Jägersmann geworden, wenn nicht entsetzliches höllisches Gerüchlein und das Schreien des Kaspars, als er mit dem Teufel über den Kirchthurm wegflog, unzweifelhaft dessen Schicksal verkündet hätte.

Nun, das muss man sagen, dass die Leute dem viel geplagten, armen Teufel sein Handwerk sauer genug machen und ihn um eine Schurkenseele sich ganz ordnungsmässig abstrapaziren lassen.

Eine andere Sage meldet folgendes: „Ein junger Bursche ergab sich dem „Handwerk des Bösen“, nämlich der Jägerei. Dabei vergass er das Beten ganz und gar und sang lieber mit losem Weibervolk unchristliche Lieder. So trieb ers viele Jahre lang. An einem Ostersonntage ging er abermals auf die Jagd und schoss auf

eine Gemse. Diese verwandelte sich nach dem Schusse in eine stinkende Wolke. Der Bursche mochte die höllische Witt'rung kennen und machte noch schnell einen guten Gedanken. Darauf durfte ihn der Teufel nicht mehr mitnehmen, aber er sank vor Schreck todt zu Boden. Da er in Sünden gestorben war, konnte ihn der liebe Herrgott des einzigen guten Gedankens wegen doch nicht gleich zu sich nehmen, sondern verurtheilte ihn dazu, bis zum jüngsten Tage in den Bergen zu jagen. Da aber besonders an Sonn- und Feiertagen die Schiesserei so arg war, dass sich die Bauern im Thale fürchteten, waren sie mit dem Gottesurtheile durchaus nicht einverstanden und beklagten sich bei einem frommen Pfarrer. Dieser bannte das Järgerspenst in den allerhintersten Alpenwinkel, wohin selten der Fuss eines Menschen dringt und dort muss er nun im wildesten Gefelse jagen und schiessen, bis ihn der jüngste Tag davon erlöst.

Aus diesen wenigen Proben kann man ersehen, wie grundverschieden sich der Volksgeist seine Sagenstoffe präparirt und in welch wunderlichen Formen oft die Denk- und Anschauungsweise in die Erscheinung tritt.

Die anmuthigste aller Sagen, welche über die Gemse circuliren und die zugleich in ihrem dunkeln Gewande einen gesunden Kern birgt, ist die Sage vom Zlatorog. Rudolf Baumbach hat dieselbe in unübertrefflicher Weise zum Gegenstand einer Dichtung erkoren und sie dadurch unsterblich gemacht. Der bedeutende Umfang der Dichtung erlaubt es leider nicht, sie hier ganz aufzunehmen. Um jedoch diese edle Perle als Glanzpunkt in

diesen kleinen Sagenzyclus einreihen zu können, möge hier zum Schlusse dieses Kapitels ein Auszug hieraus von dem kärntischen Dichter Ernst Rauscher einen Platz finden.

Der genannte Dichter schreibt:

„Es kann nicht unsere Absicht sein, zum Lobe dieser wunderlieblichen, prächtigen Dichtung, die bei ihrem ersten Erscheinen mit einstimmigem Beifall begrüsst wurde, noch etwas Neues sagen zu wollen. Abgesehen davon, dass dies sehr schwer wäre, ist hier zu einer solchen kritischen Würdigung ja auch gar nicht der Ort. Wenn wir gleichwohl in dieser dem Jagdwesen gewidmeten Schrift etwas aus dieser Dichtung aufnehmen, so geschieht es, weil dasselbe so viele, die Jagd und das Jägerleben poetisch verklärende Stellen enthält — und sie gehören zu den glänzendsten des ganzen Gedichtes — dass es ganz geeignet erscheint, eben das Interesse des Waidmanns in hohem Grade zu erregen. Ist es doch ein Jäger, der die Hauptrolle in dieser sagenhaften Geschichte spielt!

Wir machen gleich Anfangs seine Bekanntschaft in einer herrlichen, der Natur bis auf die kleinsten, feinsten Züge abgelauschten Schilderung:

Durch das Dämmerlicht des Tannenwaldes,  
 Wo um grün bemooste Felsentrümmer  
 Sich die braunen Wurzelschlangen ringeln,  
 Wo des Alpenlattichs saft'ge Büsche  
 Lustig spriessen und der blaue Sturmhut,  
 Schreitet leichten Tritts ein junger Bursche.  
 Trüg' er auch den Stutzen nicht am Riemen,  
 Nicht das Messer mit dem Griff von Hirschhorn,  
 Nicht am Hut die krumme Spielhahnfeder,  
 Jeder sähe doch beim ersten Anblick,  
 Dass der braune Bursch ein zünft'ger Waidmann.

Seht, wie fest und sicher er den Fuss setzt  
 Jetzt auf Steingeröll und jetzt auf Felsen,  
 Wie er bald gestützt auf seinen Bergstock  
 Überspringt im Bogenschwung die Runse,  
 Bald am schwanken Erlenstrauche schwebend  
 Nieder gleitet von der steilen Felswand.  
 Unter seinem Tritte weicht der Stein nicht,  
 Kracht der halb verborg'ne, morsche Ast nicht,  
 Knistert nicht das welke, dürre Baumblatt.  
 So nur wandelt im Gebirg das list'ge  
 Alpenwild und — der es überlistet;  
 Nur die Gemse und der Gamsenjäger.

Immer höher klimmt der Bursche — noch  
 ein Schwung und er hat die Schneide erklimmen.  
 Wie staunt er, als er da statt der Felsen einen  
 saftig grünen, mit tausend Blüten besäten Garten  
 erblickt! Er bückt sich nieder, um sich einen  
 Strauss zum Hutschmuck zu pflücken —

Sieh, da regt sich's unter ihm im Strauchwerk,  
 Und aus dichten Alpenrosenhecken  
 Langsam, nicht des Feindes Nähe ahnend,  
 Schreitet äsend vor ein Gamsrudel.

Ist's ein Blendwerk? Will vielleicht ein böser  
 Geist, der Škrat, den jungen Waidmann äffen?  
 Sind es wirklich Gamsen, die da weiden?  
 Weiss wie neuer Schnee ist ihre Farbe,  
 Und der Leitbock, der das Rudel anführt,  
 Trägt auf seinem Haupte gold'ne Hörnlein.

Nieder hinter eine Alpenweide  
 Duckt der Jäger sich und hebt den Stutzen.  
 Wie aus weissem Marmorstein ein Bildnis  
 Steht der Gamsbock auf erhab'nem Felsstück,  
 Äugt mit scharfen Blick zum Feind herüber,  
 Und der gold'ne Schmuck auf seinem Haupte  
 Leuchtet herrlich in der Morgensonne.

Zweimal hebt der Schütze das Todesrohr  
 und lässt es zitternd wieder sinken. Jetzt, da er

zum drittenmale anlegt, schallt ein Ruf aus den Felsenwänden:

„Wahr' dich Zlatorog! Entfleucht ihr Gemen!“

Ein dichter Nebel legt sich um das Haupt des bestürzten Waidmanns, und wie derselbe weicht und die Sonne wieder lacht, sind die weissen Gemen verschwunden, der Jüngling schlägt ein Kreuz, wirft den Stutzen um die Schulter und schickt sich zum Gehen an. Da hört er von neuem eine sanfte Stimme aus den Felsen herüber-tönen, die ihn willkommen heisst, ihn auffordert, fröhlich hier oben zu jagen, aber ihn ermahnt, der Herde und des goldgehörnten Gemsbockes zu schonen, weil er sonst sein junges Leben lassen müsste. Hochverwundert verspricht der Bursche den Warnerworten zu folgen und die weissen Herde zu schonen. Dann wendet er sich und geht. Bald ist er hinter Felsenzacken verschwunden.

Sieh, da gleisst und blinkt es aus den Büschen,  
 Und der weisse, goldgehörnte Gemsbock  
 Führt sein Rudel wieder auf die Lichtung.  
 In der Ferne kracht ein Schuss, und grollend  
 Geben Antwort rings die Felsenwände.  
 Doch die Gemen äsen ruhig weiter,  
 Ruhig auch der goldgehörnte Leitbock,  
 Denn er weiss, es wachen mächt'ge Wesen  
 Sorglich über ihrem grünen Garten,  
 Sorglich über ihrer weissen Herde.

Wir treffen den kühnen Jäger aus dem Thal der Trenta abends wieder in der Hütte des alten Schafhüters Jaka auf der Komma-Alm. Und nicht mit leerer Hand ist der Gast gekommen: einen starken Gemsbock hat er als Beute mitgebracht, und

Des Jägers Augen glänzen siegesfreudig,  
 Denn noch ein ander Wild kam ihm zum Schuss,  
 Ein Wild, das mit des Fuchses List vereint  
 Des Wolfes Gier, der wilden Katze Spannkraft.  
 Auf einem Aste lag's bereit zum Sprung,  
 Verborgen unter'm Laub, die Lichter aber  
 Zwei Kohlen gleich verriethen es dem Jäger.  
 Da flog in's Hirn, just zwischen beide Lichter  
 Die heisse Kugel des behenden Schützen,  
 Und todt am Boden lag der wilde Bergluchs.

Die braunen Hirten lagern in der Runde um den Kessel, darin das Gescheide brodelte, während die schöne Sennerin, die braungezöpfte Špela, heute müssig auf der Bank sitzt und den Reden der Männer lauscht. In ihren schwarzen Augen sehen wir die ersten Funken der heftigen, wilden Leidenschaft aufglimmen, die sie zu dem fremden, jungen Jäger fasst. Ob ihres Schweigens von dem alten Jaka getadelt und aufgefordert, eines ihrer Lieder zum Besten zu geben, lässt sie sich — zumal auch der Jäger die gleiche Bitte an sie richtet — nach einigem Weigern herbei und singt das Lied von der „rothen Triglavrose“. Als sie dasselbe geendet, möchte der junge Waidmann noch mehr erfahren vom Paradies der guten, weissen Frauen, vom Zlatorog und von der Triglavrose. Da fällt der alte Jaka der Maid, die zu reden beginnen will, ins Wort und erzählt mit wicht'ger Miene:

„Jeder kennt die weissen Frau'n, die guten Rojenice,  
 Die in den Bergen wohnen und zuweilen  
 Die Schritte lenken nach der Menschen Hütten  
 Und Glück und Segen spenden. Selten sieht  
 Ein Mensch das Angesicht der weissen Frauen,  
 Noch selt'ner aber darf sein Auge schauen  
 Den ewig grünen Garten, d'rein sie hausen.“

Ein Gemenrudel, weiss wie frischer Schnee,  
 Geführt von einem Bock mit gold'nen Krikeln,  
 Dem Zlatorog, behütet das Gelände,  
 Und wenn ein Mensch sich naht, dann rollen Steine  
 Die Gemen von der Wand, und Blitze zucken  
 Aus ihres Führers Goldgehörn, dass eilig  
 Der angstgeschreckte Mann zurück sich wendet.  
 Gefeit ist durch der weissen Frauen Zauber  
 Der Zlatorog, und wird er angeschossen,  
 Erlüht aus seines Schweisses heissen Tropfen  
 Das Zauberkraut, die rothe Triglavrose.  
 Von diesem Kraute äst der wunde Gemsbock,  
 Und augenblicklich ist er heil wie früher.  
 Drum wird es einem Waidmann nimmer glücken,  
 Zu fällen den gefeiten Zlatorog.  
 Gelängs ihm aber doch, dann freilich wäre  
 Sein Lohn ein grosser, denn die Zauberhöhle  
 Im Berge Bogatin erschliesst das gold'ne  
 Gehörn des Bockes. Siebenhundert Wagen  
 Vermöchten nicht die Schätze fortzubringen,  
 Die tief im Bogatin verborgen liegen.  
 Das ist die Mähr vom Gemsbock Zlatorog  
 Und von der wunderkräft'gen Triglavrose“.

Diese Erzählung gibt dem Trentajäger viel  
 zu denken und auch auf die übrigen Zuhörer  
 macht sie grossen Eindruck. Als das Feuer  
 erloschen war und jeder wohlgemuth sein Lager  
 aufgesucht hatte, träumten die Männer von goldenen  
 Schätzen, von weisen Gemen und der Triglavrose.

Die schöne Špela aber sah im Traum  
 Nichts anderes als einen jungen Jäger

— — — — — — — — —

Im Wirthshaus an der Soča-Brücke geht es  
 heute gar hoch her. Frau Katra, die reiche,  
 stattliche Wirthin, tummelt sich geschäftig zwischen  
 den schmausenden, zechenden Gästen, und an  
 ihrer Seite „wie neben dem Vollmond der Morgen-

stern“, ihr blühendes Töchterlein, die schöne, blonde Jerica. Da tritt mit der alten Barba, der Schaffnerin, noch ein Gast zur Thüre herein: ein schlanker Bursch im Jagdwand. Ihm folgen die Sennen der Komma, deren einer einen Gemsbock, ein anderer einen todten Luchs trägt. Erwartend schauen die Gäste und die beiden Frauen auf den Ankömmling, der stumm vor Jerica steht — und augenblicklich zwingt die Liebe die zwei jungen Herzen zu einander. Auch Frau Katra wird sogleich für den schmucken Jäger eingenommen. Sie denkt, wie schön ihr das Rauhwerk im Winter auf dem Kirchgang stehen werde, und führt den Spender in ein Gemach zu einem schweren Eisenkasten voll blinkender Silberstücke, auf dass er sich daraus so viel zum Lohne nehme, als er mit einer Hand zu heben imstande. Der starke Bursche hebt mit der Rechten den ganzen Kasten in die Höhe; doch bietet er der erschrockenen Wirthin die Hand zum Vergleich; er will ihr die Silbertruhe lassen, dafern sie ihm vergönnte, den Reih'n mit ihrem flachshaarigen Töchterlein zu beginnen, was ihm gern bewilligt wird.

Indess das liebende Paar nun in Wonne und Seligkeit schwelgt, sitzt die braune Špela allein am wilden Wildbach, von schweren Gedanken gemartert. Doch bald findet sie Gelegenheit, den Gefühlen des Neides und der Eifersucht gegen die verhasste Nebenbuhlerin Ausdruck zu geben. Denn als der Frühling allerhand fahrend Volk aus Wälschland ins Thal der Soča bringt und der alte Jaka die Mähre erzählt von einem goldsuchenden Venetianer, dem es gelang, vom goldenen Gehörn Zlatorogs einen kleinen Splitter zu erobern,

der ihm zur Wünschelrute ward, mittelst der er die Pforte zur Zauberhöhle fand und Säcke mit gelbem Golde füllte — da wendet sich die braune Špela mit hämischem Lachen zur blonden Jerica und höhnt, dass es dem Trentajäger bis jetzt noch nicht gelungen, vom Goldgehörn des Gemsbockes Zlatorog einen Splitter in den Bergen zu finden und dass er, der klugen Rojenice liebes Schooskind, seiner Liebsten statt gold'ner Kettlein und statt Perlenschnüren nur Blumen und immer wieder Blumen zum Angebinde bringe. So höhnt sie und enteilt; aber in Jericas Herzen sitzt der Stachel.

Und wieder geht es hoch her in der Soča-Herberge; die reichen Venetianer Kaufleute sind als Gäste da, es wird getrunken, musiziert und getanzt. Ein schöner, schlanker Fant macht der Tochter des Hauses den Hof, und sie reicht ihm lächelnd eine Blüte Edelweiss und lässt sich gefallen, dass er ihr ein Ringlein an den Finger steckt und ein Kettlein um den Hals knüpft. Plötzlich tritt der Trentajäger trotzig dem Paar entgegen und herrscht Jerica mit finstern Blick an, dem Krämer seinen Schmuck zurückzugeben. Das Mädchen erwidert stolz, dass sie sich von einem fremden Manne nicht meistern lasse. Von beiden Seiten fallen bittere Worte, und als Jerica, gereizt von dem höhnischen Kichern Špelas, sich vollends hinreissen lässt, zu sagen, dass es ihm, der den goldenen Hort im Berge kennt, ein leichtes wäre, mit Perlenschnüren, statt mit Edelweiss, sein Lieb zu zieren und sich lachend von ihm abwendet, da wankt der Jäger hinaus:

„Gelbes Gold, nicht Blumen soll ich bringen,  
Gut, ich will den Schatz im Berg erringen.“

Und ungestüm eilt er den Bergen zu.

Mit Tagesanbruch rafft er sich auf von dem Stein, wo die Dunkelheit ihn gestern zu rasten zwang, fasst sein Jagdgeräth und schreitet aufwärts. Hinter ihm tönt eine Stimme, die ihn beschwört, umzukehren und nicht ins Verderben zu rennen: es ist Špela, die ihm die ganze Nacht durch den Wald und durch die Felsenklippen nachgegangen. Doch er achtet ihrer nicht.

Scheuen Trittes, mit gespannter Büchse,  
 Bleich das Antlitz, doch das Auge glühend,  
 Schleicht der Trentajäger durch die Büsche,  
 Duckt sich hinter einer Alpenweide,  
 Lauernd wie der schwarzgefleckte Bergluchs.  
 Sieh, da regt sich's unter ihm im Strauchwerk,  
 Und aus dichten Alpenrosenhecken  
 Schreiten langsam vor die weissen Gemsen,  
 Zlatorog voran, der goldgehörnte.  
 Wie aus weissem Marmelstein ein Bildnis  
 Steht der Gemsbock auf erhab'nem Felsstück,  
 Vorwurfsvoll zum Feind herüberäugend,  
 Und der Jäger hebt das Todesrohr.

Ach! kein warnender Ruf lässt sich diesmal hören.

Krachend fällt der Schuss, es bricht im Feuer  
 Zlatorog zusammen, und zerstoben  
 Ist im Augenblick das Gemsenrudel.  
 Zu der Stelle, wo der Bock gestürzt ist,  
 Eilt der Jäger mit gewalt'gen Sätzen.  
 Aber sieh', da hebt der wunde Gemsbock  
 Sich noch einmal, und indess der Jäger  
 Hastig wieder seine Büchse lädt,  
 Deckt sich im Gestein der schwergetroff'ne.  
 Nach dem Schweiss am Boden späht der Waidmann,  
 Aber statt der heissen rothen Tropfen  
 Steht er vor sich purpurfarb'ne Blumen,  
 Wie er keine zuvor geseh'n.

Auf die Blume, glühend wie Karfunkel,  
 Starrt sein Auge, und er flüstert schauernd:  
 „Triglavrosen! Wehe, Triglavrosen!“

Doch schüttelt ab die Furcht, die blasse  
 Und er folgt des wunden Gemsbocks Spuren.  
 Leicht zu finden sind sie, denn die blut'gen  
 Triglavrosen zeichnen seine Fährte.  
 Höher, immer höher führt die rothe  
 Blumenspur und keuchend folgt der Jäger.

Jetzt betritt sein Fuss ein schmales Grasband,  
 Rechts die Wand, die blaue Luft zur Linken,  
 Unter ihm die purpurfarb'ne Tiefe.  
 Da auf einmal hemmt den Weg ihm drohend  
 Zlatorog, vom Zauberkraut genesen.  
 Blitze zucken um den gold'nen Hauptschmuck,  
 Und geblendet steht der Trentajäger.  
 Kreisend drehen sich um ihn die Felsen,  
 Kreisend alle schneegekrönten Gipfel.  
 „Jerica!“ ertönt's von seinem Munde,  
 „Jerica!“ erschallt es tausendstimmig  
 Aus den Felsen — und dann wird es stille.  
 Stolz und langsam zieht der goldgehörnte  
 Zlatorog bergab. Der Weg ist frei.

So hat sich denn das Verhängnis erfüllt.  
 Umsonst ringt sich Jerica weinend die Hände wund  
 nach ihrem Trauten. Eines Tages trägt die  
 schäumende Soča einen todten Mann mit zer-  
 schmetterter Stirne heran. Špela springt ihm von  
 der Brücke nach und findet ihren Tod in den Wellen.

Und als es wieder Frühling ward,

Da brachten in das Thal verstörte Hirten  
 Die Schreckenskunde, das die grünen Almen  
 Des Triglav allesamt verschwunden seien.  
 Und Wahrheit war's. Wo eh'mals fette Wiesen,  
 Besät mit Sennerhütten, stundenweit  
 Sich streckten, lag ein Meer von Felsentrümmern.

Das hat der Gemsbock Zlatorog gethan;  
Mit seinen Hörnern hat er aufgewühlt  
Die fette Scholle, als die Rojenice  
Gekränkt von dannen zogen und mit ihnen  
Die Hüter ihres grünen Zaubergartens.  
Wohin sie gingen, niemand hat's erfahren.“



II. THEIL

JAGD DER GEMSE.





## I.

## DER GEMSJÄGER UND SEINE AUSRÜSTUNG.

Mancher Novize des edlen Waidwerks glaubt, wenn er im Treiben einen Bock erlegt, einem zufällig vorbeischnürenden Fuchse eine Ladung richtig hinaufpracticirt, vielleicht auch einen geflügelten Räuber vom Horste geschossen hat, er sei nun vollendeter Jäger und dürfe kecklich in die Alpen schreiten, um sich da am ersten Tage das Prädikat eines Gemsenjägers zu holen. Wenn dem so wäre, dann wäre der Titel eines Gemsenjägers gar leicht errungen, und derselbe würde bedeutend in seinem Werthe sinken, weil deren Träger an allen Ecken und Enden sich en masse finden liessen.

Über den echten und rechten Gemsenjäger gibt man sich gar mannigfaltigen Täuschungen hin, und mancher junge, für das schöne Waidwerk des Hochgebirges begeisterte Mann empfindet es zu spät, was es heisst, ein gerechter Gemsenjäger zu sein. Ich kenne aus meinen zahlreichen Streifzügen im Hochgebirge der sogenannten Gemsenjäger eine Menge, würde man sie aber mit der

Wurfschaufel streng waidmännischer Kritik sondern, dürfte ein ziemlicher Percentsatz davon als leere Spreu in die Luft fliegen. Was aber übrig bleibt, das ist ein gesunder, markiger Kern, das sind Männer, auf welche unsere österreichische Waidmannswelt mit gerechtem Stolze blicken kann. Wir haben in unseren weiten Gauen derer eine ganz ansehnliche Zahl, denen wir mit Fug und Recht den Titel eines echten und gerechten Gamsenjähgers ertheilen dürfen. Um dieses Ehrenprädikat zu erlangen, braucht es wahrlich so viel, dass ich gerne vor jedem, der es mit Recht trägt, in vollstem Ernste den Hut ziehe. Gebührt jedem Stande seine Ehre, so darf man sie dem braven Jägerstande am allerwenigsten streitig machen.

Die Gamsenjagd erfordert einen ganzen Mann im vollsten Sinne des Wortes. Wer Gamsenjäger werden will, der bedarf hiezu einer hochgradigen physischen und psychischen Eignung, beides Eigenschaften, die sich der Mensch beim besten Willen nicht immer unbedingt selbst geben kann, sondern von der gütigen Natur erhalten muss. Durch Übung und eisernen Willen kann ein junger Mann vieles erreichen, aber alles kann er seiner Natur nicht abtrotzen.

Vor allem gehört hiezu eine gestählte Gesundheit, die sich von den aufreibenden Gängen nicht erschüttern lässt und allen Stürmen des Hochgebirges, Frost, Kälte und durchwachten Nächten kühnlich Trotz zu bieten vermag. Ob im Sonnenbrande, ob im markdurchschütternden Nordwinde, im Flockentanz und Schneegestöber, sie muss sich bewähren wie Stahl und Eisen.

Dazu gehört auch noch ein guter Theil physische Kraft, denn nicht immer wird die Arbeit leicht gemacht, und besonders für den Berufsjäger ist sie ein Factor, mit dem in erster Reihe der Wilderer zum Nutzen unseres Wildes rechnet. Verfügt der Jäger über kühnen Muth, über physische Kraft und körperliche Gewandtheit, dann bedenken sich die Wilderer gewiss zehnmal, ehe sie einmal in das Revier eines solchen Jägers wildernd eindringen. Ein technischer Ausdruck lautet: „Mit dem Teufel ist nichts anzufangen!“ und damit schlagen sie sich seitwärts in die Büsche. Da ein Unglück bekanntlich besser verhüten als heilen ist, so ist ein solcher Respect, der sich schon anf die äussere Erscheinung gründet, oft von unschätzbarem Werthe.

Ferner muss die felsenfeste Gesundheit und ein durch nichts irritirbares Nervensystem den Jäger befähigen, alles nur Denkbare zu ertragen, wenn es sich darum handelt, im gegebenen Momente einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Welchen Beschwernissen und Fährlichkeiten der Jäger oft ausgesetzt ist, daran mag man sich einen Begriff machen, wenn man eine Episode aus dem Leben eines Jägers liest, die ich nachstehend anfüge. Die Zeilen stammen aus der Feder eines der ersten Gamsenjäger Oberkärntens und ist ihre Wahrheit vollkommen verbürgt. Der Gewährsmann schreibt über eine durchgemachte Episode folgendes:

„Bei meinen Streifereien in den Hochalpen hatte ich Gelegenheit, das Gemswild zu beobachten und es erwachte in mir der unbezwingbare Wunsch, einmal eine Gemse zu erlegen. Voraussetzen jedoch

muss ich, dass ich damals noch sehr jung war, auch nicht im mindesten eine Ahnung davon hatte, dass die Jagd einst mein eigentlicher Lebensberuf werden sollte. Es kam mir halt gar so schön vor, das flüchtige Wild der Alpen zu erlegen. Ich bat deshalb den Gemsjäger Paul Schader, mich einmal mitzunehmen. Schader war noch ein Jäger alten Schlages, leidenschaftlich, ausdauernd, in allen Beschwerden der Jagd in den Hochalpen erfahren und mit allen Finten und Kniffen vertraut, welche die Ausübung des Waidwerks in den wilden Felsgewirren erfordert. Er sagte zu, und bestimmte gleichzeitig den morgigen Tag zu einer Gemsjagd.

Wer war glücklicher als ich! Sorglich wurde der alte Gebirgsstutzen zusammengerichtet, ein Seidel Schnaps und ein umfangreiches Stück Brot in die Waidtasche gepackt, denn damals wusste ich noch nichts von den Flaschenweinen, Würsten, Schinken und hundert anderen Sachen, wie sie sich heute die „Gemsjäger“ von den Trägern nachschleppen lassen. Mit dem wenigen Proviant hielt ich mich für hinreichend versorgt, denn die Jagd sollte ja nur einen Tag dauern.

Früh morgens brachen wir auf. Es war ein beschwerlicher Marsch, aber die Hoffnung auf Gemen stählte meine Glieder. Ausser mir hatte Schader noch einen jungen Mann mitgenommen. Im Gemsreviere angekommen, instruierte uns der Jäger, gab uns genau an, welche Steige wir einschlagen sollten, um Gemen zu Gesicht zu bekommen und bezeichnete dann eine weit entfernt sich erhebende Höhe als Punkt zum Zusammentreffen. Also, gleich am ersten Tage sollte ich pürschen,

ganz allein! Schader rechnete wahrscheinlich: zum Vertreiben bist du gut, aus den Fehlern lernt man, und ich weiss schon den Posten, wo die Gemsen wechseln, wenn du dieselben abhebst.

Im Vollgeföhle meines jungen Jägerthums pürschte ich das mir zugewiesene Terrain ab. Anfangs ging es ganz gut, aber allmählig verbrauchte der Jagdeifer, umso mehr, als ich trotz des aufmerksamsten Spähens keine einzige Gemse zu sehen bekam. Abends 4 Uhr traf ich mit den beiden andern auf der Höhe zusammen. Auch ihnen war Diana nicht hold gewesen. „Nichts gesehen“, lautete die entmuthigende Parole.

Schader, als alter Jäger, machte sich freilich nichts daraus. „Wir bleiben einfach bis morgen hier, dann wird sich schon was zeigen“, meinte er lakonisch. Wir zogen zu diesem Orakelspruche freilich schiefe Gesichter. Das Steigen in dem Schnee hatte uns ermüdet, das Brot war bis auf die letzte Krumme aufgegessen, nur ein paar Tropfen Branntwein klunkerten noch in der Flasche. Kleinlaut beichteten wir unsere Esslust, bekamen aber die trockene Antwort: „Ach, was, seid's junge Leute; was wird da ein wenig Hunger machen?“

Damit warf er seine Büchse über und trollte gemächlich einer kleinen Hütte zu. Ob wohl oder übel mussten wir folgen. Die Hütte bot höchstens einige Quadratmeter Raum, war auf allen Seiten voll Ritzen und Spalten, dass man bequem überall Auslug halten konnte, und zu allem Überflusse war der Boden derselben mit etwa 20 Centimeter Schnee bedeckt. Das sollte unsere Nachtherberge

sein! Unsere Gesichter mussten wenigstens meterlang geworden sein, denn Schader meinte: „So bequem wie zu Hause hinter dem Ofen wirds just nicht werden. Wenn ihr Gamsen jagen wollt, müsst ihr euch aber noch auf Schlimmeres gefasst machen. Räumt den Schnee aus!“

Wir fegten und scharften, bis uns die Finger roth und blau wurden. Nachher hiess er uns einige Steine suchen und Holz. Das war glücklich besorgt. In wenig Minuten flackerte ein lustiges Feuer und unsere Mägen knurrten den Takt dazu. — „Nun zum Nachtmahl!“

In der Hütte war als einziges Geräth, eine Schüssel von Cirbenholz. In derselben schmolz Schader etwas Schnee, bröckelte dann von dem mitgenommenen Schotten (Molke) hinein, machte im Feuer Steine heiss und erhitzte mittelst derselben den Quark in der Cirbenschüssel. Unsere Mägen acceptirten mit grossem Beifall dieses Gericht.

An ein Schlafen war nicht zu denken. Wir unterhielten das Feuer und sangen uns gegenseitig lustige Lieder vor. Zu allen Ecken und Enden piff ein messerscharfer Wind herein, uns den Discant vorsingend. Endlos lang erschien die Nacht. Am andern Morgen kochte uns Schader wieder eine Schottensuppe, dann gings wieder mit frischem Muthe hinauf in die verschneiten Berge. In dem Graben, durch den ich emporkletterte, spürte ich frisch einen Rudel Gamsen und überall im Schnee die Zeichen der Brunftzeit. Auf einmal gewahrte ich auch, etwa 50 Schritte vor mir einen starken Bock. Das Jagdfieber begann mich zu

schütteln. Um sicherer zielen zu können, legte ich mich nieder. Dem Bocke aber mochte das lange Warten zu langweilig werden, denn er empfahl sich, noch von Zeit zu Zeit nach mir zurückäugend. Ich stand wie ein übergossener Pudel. „Der Höllenkerl!“

Niedergeschlagen traf ich bei den andern wieder ein. Keiner von ihnen hatte etwas erlegt. — „Noch einmal da bleiben!“

Verfluchte Parole! Den ganzen Tag nichts gegessen und noch einmal in der Schundhütte übernachten! Das ging über den Spass. Als Nachtmahl bekamen wir diesmal ein Stückchen Brot, ungefähr wie eine Semmel. Diese Nacht verging uns das Singen. Neben dem Feuer sitzend klapperten uns die Zähne. Um das Feuer unterhalten zu können, mussten wir schon die Bretter des Daches hernehmen. In der Frühe braute Schader in der Cirbenschüssel etwas schwarzen Kaffee zusammen, gab jedem ein Stückchen Brot, dann gings fort.

Ich hatte etwa eine Stunde fortgepürscht, als ich das Dröhnen eines Schusses vernahm. Ein heller Jauchzer folgte. „Also getroffen,“ dachte ich mir. Als ich mich umsah, bemerkte ich, wie ein Rudel Gamsen die Lehne einherwechselte. Ich blieb auf meinem Felsvorsprunge, legte den Stutzen auf einem Steine auf. Näher und näher kamen sie. Ein Bock blieb verhoffend stehen. Mein Schuss knallte, der Bock stürzte, wurde hoch, stürzte wieder und verendete.

Nun war Hunger, Durst, Frost, Mattigkeit und alles vergessen. Jauchzend lud ich den Bock

auf, um ihn zur Hütte zu tragen. Schader wartete daselbst schon. Auch er hatte einen kapitalen Bock erlegt. Die Böcke wurden aufgebrochen, noch die letzten Brotkrümchen verzehrt und der Heimweg angetreten. Längst schon schlotterten mir die Knie, als ich zu allem Guten noch in einer Schneewehe einbrach und bis nahezu übers Knie ins Wasser sank. Heraus war ich bald, aber ganz nass und bald auch steif gefroren.

Im elendsten Zustande langte ich nachts um 12 Uhr zu Hause an. Lieb Mütterlein that ihr Bestes, mich zu stärken und vor den üblen Folgen zu bewahren. Nur theilweise gelang es. Durch 14 Tage musste ich das Zimmer hüten, machte die besten Vorsätze, mein Leben lang keine Gemse mehr zu schiessen; kaum war aber ein Jahr ins Land gegangen, waren die guten Vorsätze verduftet und ich hitziger als vorher hinter den Gemen her. Heute zähle ich nahezu 400 Gemen, die ich erlegt. Was ein Haken werden will, das krümmt sich bei Zeiten, mag man noch so oft Versuche machen, es zu strecken.“

Hieraus kann man einen Theil jener Entbehrungen entnehmen, denen sich ein Jäger im Hochgebirge unterziehen muss, wenn er einen Erfolg erringen will. Um dies ertragen zu können, dazu gehört in erster Reihe ein energischer Wille und eine gestählte Körperconstitution.

Um die oft nothwendig erscheinenden Strecken zurücklegen zu können, gehört ferner unbedingte Schwindelfreiheit. Wer diese nicht besitzt, für den ist nicht blos manche Passage unmöglich, sondern er setzt sich der Gefahr des Abstürzens

aus schon an Stellen, welche man im Hochgebirge nicht einmal als gefährlich erachtet. Und wie oft ist der Gamsenjäger genöthigt, eine Felsrahme von nur geringer Breite zu passiren, unbekümmert darum, dass unter seinem Fusse ein Abgrund von mehreren hundert Metern Tiefe gähnt. An solch kritischen Stellen bedarf er nebst der unbedingten Schwindelfreiheit eine grosse Geistesgegenwart, die ihm den richtigen Moment erfassen lässt, wenn es irgendwo schief gehen sollte. Oft hält ein Stein nicht, rutscht ein Rasenstück aus, ein Felsblock kollert in die Tiefe und dergleichen Eventualitäten mehr. Besitzt da der Jäger nicht Geistesgegenwart genug, so ist es um sein Leben geschehen.

Es soll damit nicht gesagt sein, dass der Gamsenjäger beständig in solchen Gefahren schwebe. Das hiesse entschieden zu schwarz malen, aber noch jeder, der mehrere Jahre hindurch der Gamsenjagd im Hochgebirge oblag, hat schon seine kritischen Augenblicke gehabt, ist in solche und ähnliche Lagen gekommen. Der Jäger soll und muss aber schon im voraus wissen, dass er den Momenten der Gefahr gewachsen ist, wenn sie an ihn herantreten sollten. Ganz ausbleiben werden sie schwerlich für einen, der mit Erfolg jagen will.

Mit den bereits genannten unbedingt notwendigen Eigenschaften muss der Jäger auch noch ein scharfes Auge, feines Gehör und eine durch treues Gedächtnis unterstützte Orientirungsgabe verbinden. Ohne sie wird ihm das verwegenste Herumsteigen wenig nutzen; er wird überall zu

spät kommen. Er wird zwar ein scharfes Glas führen, mit dieser Unterstützung reicht er aber nicht aus, weil er dasselbe nicht beständig auf der Nase haben kann.

Mancher wird zwar glauben, dass das alles für den Berufsjäger nothwendige und schöne Sachen seien, die aber denjenigen, der das edle Waidwerk nur zu seinem Vergnügen ausübt, eigentlich nichts angehen. Zu was hat man dann den Jäger? — Diese Ansicht ist in gewissen Kreisen weit verbreitet, trotzdem kann ich sie aber nicht theilen. Der Berufsjäger ist für den zum Vergnügen jagenden Waidmann immer eine recht gute Beihilfe, aber er kann in vielen Fällen diese Eigenschaften nicht ersetzen. Es ist gefehlt, wenn man sich unbedingt auf seinen Jäger verlassen muss, nur allein von dessen Dispositionen abhängig ist. Man muss auch selbständig handeln können, sich in alle die verschiedenen Lagen zu finden wissen. Wenn man sich bloß auf einen bequemen Stand niedersetzt, sich die Gemen vors Rohr treiben lässt, so ist dies ein Sport, der den Namen Gemenjagd kaum verdient. So etwas ist weder eine Kunst noch ein Genuss. Wer die eigentlichen Freuden des Waidwerks im Hochgebirge kosten, den ganzen unbeschreiblichen Reiz empfinden will, der muss sich seine Gemen daselbst allein aufsuchen, muss sich an dieselben heranpürschen, muss ihre Lebensgewohnheiten studieren und seine Handlungsweise denselben anpassen. Gelingt es ihm dann, auch nur eine einzige Gemse zu erlegen, so wird sie ihm mehr werth sein, als wenn er in einer Stunde zehn andere Stücke erlegt hätte, die ihm ein Treiber vors

Rohr gebracht. Nicht der Moment des Niederknallens ist es, was das eigentliche Jagdvergnügen ausmacht, sondern das Erspähen, das Überlisten des Wildes und der damit verbundene Naturgenuss. Je schwerer eine Beute errungen ist, desto mehr wird man sie schätzen. Nur der kann mit echtem vollem Mannesstolze auf eine erlegte Gemse blicken, der ihr stundenweit den gefahrvollen Passagen entlang gefolgt, der List durch List überwunden und schliesslich nach einer langen Reihe aufregender Momente seine Kugel sicher angebracht hat. In einem solchen Falle ist ein Gemsbart es werth, dass er stolz auf den Hut gesteckt werde und von demselben niederwalle als ein Zeichen männlicher Kraft, Ausdauer und Klugheit.

Einem solchen Waidmanne nur winkt wahres Vergnügen, der eben selbst ein ganzer Jäger ist und nicht auf die Beihilfe eines andern zu rechnen braucht. Auch hier gilt der Spruch: „Selbst ist der Mann“.

Einen Erfolg kann man bei einer Gemspürsche nur bei einer unbedingten Revierkundigkeit erwarten. Man muss jeden Äsungsplatz, jeden Wechsel, jeden Einstand kennen, muss die Lebensgewohnheiten des Wildes zu jeder Stunde des Tages beobachten und keine Fährte, kein geknickter Halm, kein abgebrochenes Reis darf übersehen werden. Mit verschiedenen Zeichen schreibt das Wild seine Runen im Reviere nieder, deutlich lesbar und lehrreich für den, der in dem Buche der gesammten Natur deutlich lesen gelernt hat. Kein Erd- und Himmelzeichen ist so geringfügig, dass es nicht dem denkenden Jäger einen werthvollen Aufschluss zu geben vermöchte, irgend eine Wirkung oder deren Ursache entschleierte.

Aus einem einfachen Zeichen ergeben sich oft die verschiedenartigsten Combinationen, die für die Ausübung der Jagd von bedeutender Wichtigkeit sind. Scharfes Beobachten und richtiges Denken und Schliessen müssen die steten Begleiter des Jägers sein. Nicht blos der Körper allein hat die Arbeit zu verrichten, auch der Geist muss mit-helfen, muss den Löwenantheil an der Tagesarbeit tragen. Dann nur bringt die Jagd den gewünschten Erfolg, bietet uns das gesuchte Vergnügen und wirkt mit tausend Reizen auf uns ein, uns so recht in einen unentrinnbaren Zauber einspinnend. Nur auf diese Weite erwächst jene Leidenschaft, die uns alle Anstrengungen, Mühen und Ent-behrungen gering achten, uns Wind und Wetter spotten lässt. Die Gamsenjagd im Hochgebirge ist die unbezwingbarste, aber die edelste Leidenschaft, die des freien Mannes kühne Brust mit unauslöschlichem Feuer durchlodern kann.

Von dem Berufsjäger muss man in diesen Hochrevieren noch eine rastlosere Thätigkeit und unermüdlichere Wachsamkeit verlangen als von dem Jäger im Tieflande, weil der letztere seine Reviere ungleich leichter zu übersehen vermag. Will der Jäger im Hochgebirge seine Pflicht ganz erfüllen, dann ist es ein strenger, ein aufreibender Dienst. Die Fälle stehen gar nicht vereinzelt da, in denen er sich nicht einmal bei Nacht Ruhe gönnen kann, sondern draussen in wilder Felsen-schlucht unter einem vorspringenden Felsen sitzt. Oft spürt er die Wilderer in seinem Gebiete, aber die weite Ausdehnung und hundert Terrain-schwierigkeiten machen es ihm unmöglich, die kecken Bursche am Kragen zu fassen. Wenn die-

selben dann ihre Beute unter dem Schutze der Nacht ins Thal fördern wollen, da erst ergibt sich die Gelegenheit zu einem erfolgreichen Ansatze, wobei freilich oft eine Nacht geopfert werden muss.

Besitzt so ein Jäger nebst Schneidigkeit und Wachsamkeit die nöthige Ausdauer, so können die eigentlichen Wildererbanden neben ihm nicht mehr existiren, sie müssen ihrem verderblichen Gewerbe entsagen. Es ist für einen Jäger viel, einen begangenen Frevel der verdienten Strafe entgegenzuführen, weit mehr aber ist es noch, durch stete Wachsamkeit den Frevel zu verhindern, ihn einfach unmöglich zu machen.

Dazu ist wieder eine sehr genaue Personalkenntnis erforderlich. Der Jäger muss jedes halbwegs verdächtige Individuum durch und durch kennen, dessen weitere Verbindungen wissen, mit dessen Beschäftigung, kurz mit den ganzen Verhältnissen vertraut sein. Vor allem darf er auf ihre Spur nicht gering achten. Ein Abdruck im weichen Lehm oder im frischen Schnee macht es möglich, sich das Bild genau einzuprägen, die Stellung der Nägel zu einander zu beobachten und ein ganz genaues Mass zu nehmen. Solche Sachen erscheinen auf den ersten Blick kleinlich, können aber unter Umständen sehr wichtige Beweismittel werden.

Oft ist es für den Jäger keine kleine Aufgabe, im Anfange die Identität einer Fussspur festzustellen, weil die Kerle oft in den gewöhnlichen Stiefeln sich entfernen und dann im Gebirge die in einem wohlverblendeten Felsloche aufbewahrten Bergschuhe anziehen. Diese Finte

haben sehr viele Wilderer und manch ein Jäger wird dadurch getäuscht.

Ein mir bekannter Jäger beobachtete durch Jahre hindurch ein ganz probates Verfahren. Er suchte herauszubringen, wo dieses oder jenes Individuum seine Schuhe arbeiten lasse, was besonders auf dem Lande, wo nicht sehr viele Schuhmacher zu sein pflegen, in den meisten Fällen sehr leicht ist. Mit den Schuhmachern selbst stellte er sich auf möglichst guten Fuss und beobachtete genau die Art und Weise des Beschlages, war er sehr vertraut, so veranlasste er den Meister, irgend einen Nagel unregelmässig einzuschlagen und so den Schuh genau zu kennzeichnen. Über solche Merkmale führte er ein ganz genaues Verzeichnis. So zum Beispiel hiess es in demselben:

Keuschler M. Absatz-Nagelzeichen in  
der Mitte

Holz knecht J. Absatz-Nagelzeichen

Bauern knecht O. Absatzzeichen

Keuschler S. Absatz-Nagelzeichen

Knecht M. Absatz-Nagelzeichen

Bauernsohn W. Absatz-Nagelzeichen

Holz knecht U. Absatz-Nagelzeichen

So ging sein Register in allen möglichen Combinationen vorwärts. Traf er irgendwo eine solche Spur, wusste er augenblicklich mit wem er es zu thun hatte und konnte seine Dispositionen dem entsprechend treffen.

Als er sein Revier übernahm, hatte er es mit einer beträchtlichen Anzahl von Wilddieben zu thun, wusste aber in kurzer Zeit die genauesten Spurenkennzeichen aus allen Dörfern der Umgebung zusammenzubringen. Dabei war er wie das böse Gewissen hinter den Kerlen her und spritzte sie auf allen Seiten zum Reviere hinaus, bevor sie Zeit fanden, einen Frevel zu verüben. Wurde doch ein solcher begangen, wusste er gleich, wo er eine erfolgreiche Hausdurchsuchung veranlassen konnte. Die Spitzbuben konnten absolut nicht mehr aufkommen und nach zwei Jahren war sein Gebiet so sicher, als hätte er auf allen Seiten seine argusäugigen Wächter aufgestellt.

Dieser Fall zeigt klar, was ein Revierjäger kann, wenn er nicht ein Handwerker, sondern ein ganzer Jäger ist.

Für die Jagd ist überhaupt nichts verderblicher, als der Handwerkergeist unter dem ausübenden Personale. Jeder Jäger soll von einem edlen Berufsfeuer durchdrungen sein, denselben hochhalten und auch nach aussen hin würdig zu repräsentiren wissen. Der Jäger ist kein Handwerker, kein Knecht. Sein Beruf steht hoch über ihnen, ist ein edler und schöner. Aus einer langen Vergangenheit ragt dieser Stand rein und unbefleckt in die Gegenwart herein und steht achtungsgebietend vor der heutigen Gesellschaft da. Er

ist ein Stand, der zum Glücke noch nicht ange-fressen ist vom Roste des bodenlosen Egoismus, ein Stand, für den man sich begeistern kann. Jener junge Mann, der es nicht zustande bringt, sondern rein des lieben Brotes wegen des Tages bittere Lasten einer klirrenden Kette gleich trägt, der soll ihm ferne bleiben; er kann in diesem Falle ein Wald- und Bergläufer werden, ein Jäger aber entschieden nie.

Jeder Jagdherr sollte streng darauf sehen, dass alter Waidmannsbrauch und strenge Jäger-sitte nicht aus den Reihen seiner Jäger weiche. Diese Attribute sind es, welche den Stand hoch halten, welche bei seinen Gliedern jenen esprit de corps grossziehen, welcher sie vor Versumpfung und Verbauerung schützt. Der Corpsgeist ist für die grüne Gilde von unendlich hohem Werthe und sollte seine eifrigste Pflege nie und nimmer vernachlässigt werden. Er ist es, welcher jenen opferfreudigen Gemeinsinn, das feste Zusammenhalten in Freude und Gefahr erzeugt, wie wir es bei den Jägergilden der Vergangenheit bewundern. Der Corpsgeist ist die frische, immergrüne Zierde des Standes, ist ein heiliges Vermächtnis der Vor-fahren, das in Ehren gehalten werden soll.

Die culturellen Bestrebungen der Gegenwart werfen der Jagd manchen hemmenden Stein in den Weg. Es wäre unrecht und engherzig, alle diese Bestrebungen verdammen zu wollen; sie haben den Zeitumständen entsprechend oft ihre Berechtigung und müssen anerkannt werden, so sehr sich auch die Conflictte zwischen der Jagd und ihnen mehren. Häufig werden sie dadurch

hervorgerufen, dass der Jäger zu wenig berücksichtigt, dass er mit einer glänzenden Vergangenheit in eine Gegenwart hineinragt, deren Triebfedern grundverschieden von denen früherer Jahrhunderte sind. Man soll und darf von ihm nicht verlangen, dass er seinen waidmännischen Geist dem nivellirenden Treiben der Gegenwart opfere, aber man darf von ihm verlangen, dass er denselben im gegebenen Falle der Gegenwart anpasse, so weit dies im Interesse der Jagd gelegen scheint. Einerseits nichts zu vergeben, andererseits sich der Geistesströmung so anzupassen, dass man nicht wie eine unbequem hervorragende Ecke weggeschlagen wird, ist zwar eine schwere, aber durchaus keine unmögliche Aufgabe. Zu ihrer befriedigenden Lösung gehört ein hohes Mass von Klugheit, von Zeit- und Menschenkenntnis. Mit diesen lassen sich viele Conflictte vermeiden, lassen eine diametrale Strömung wenigstens in eine solche verwandeln, die nicht unbedingt schädigend wirken muss. Der Grundsatz der Billigkeit muss überall mit in Rechnung gezogen werden. Dem klugen, findigen Jäger wird es in den allermeisten Fällen gelingen, die Interessen des Waidwerks mit jenen der Cultur in Einklang zu bringen, oder zum mindesten es vermeiden können, dass sie ausgesprochen feindlich sich befenden. Aus einer unbedingten Feindschaft wird weder das Eine noch das Andere je einen dauernden Vorthail ziehen können.

Auch nach dieser Seite hin erfordert es zu einem Jäger einen klugen, denkenden, einen ganzen Mann.

Wenn auch der Jäger in den Hochrevieren unbedingt weniger mit den culturellen Interessen

in Widerstreit geräth als jener des Tieflandes oder der bebauten Bergregion, so ist dies doch nicht ausgeschlossen, und er muss eifrig darauf bedacht sein, den Frieden da, wo er noch herrscht, auch herrschend zu erhalten, weil auch ein Conflict bei weitem leichter vermieden, als geschlichtet werden kann.

Wahrhaft goldene Worte, die in Lapidarstil ein jedes Jägerheim zieren sollten, hat Raoul Ritter von Dombrowski in seinem „Lehr- und Handbuch für Berufsjäger“ niedergelegt. Mögen sie auch hier einen Platz finden:

„Der Dienst und Beruf ist ein mühe- und sorgenvoller, er wird aber auch ein erfolgreicher sein, wenn der Jäger den Kampf gegen Alles, was sich feindlich gegenüber stellt, unter der Devise: „Schauen, Denken und Nachdenken“ pflichttreu und unverdrossen aufnimmt.

Und doch — trotz Mühe, Beschwerde und Gefahr, trotz Sturm und Wetter — wer achtet all dessen mit echtem, treuem Jägerherzen, — wer liebt ihn nicht, seinen männlich schönen Beruf, — sein grünes Heim, das ragende Hochgebirg, den herrlichen Wald, die Flur und Au?

Der schöne edle Beruf des Waidwerks fordert Männer für seinen Dienst mit wetterfesten Gliedern, mit pflichttreuem Sinn, mit tapferem Herzen!“

Was für den Jäger im Allgemeinen gilt, gilt in erhöhtem Masse von dem Gamsenjäger.

---

Nachdem im Vorstehenden die physische und psychische Eignung des Jägers besprochen wurde,

erübrigt uns noch, etwas über die Ausrüstung des Jägers zu sagen. An ihr liegt viel, im Hochgebirge sogar sehr viel; an ihr hängt oft nicht bloß das Gelingen, sondern in vielen Fällen das theuerste, das Leben.

Die Kleidung soll aus solidem, festem, möglichst wasserdichten Stoffe und so gefertigt sein, dass sie bequem anliegt, nirgends zwingt und vor allem der freien Bewegung in keinerlei Weise hindernd entgegensteht. Die Kleidung muss so dicht sein, dass sie stets dem Körper die nöthige Wärme erhält und ihn vor Verköhlung schützt. Ein sogenanntes leichtes Gewand ist unbedingt verwerflich, sogar für den Sommer, denn in den Hochalpen sind die Winde selbst in dieser Jahreszeit nicht immer leise fächelnde Zephyre, können vielmehr besonders in der Morgenfrühe ganz empfindlich blasen. Ist die Kleidung aus reinen Wollstoffe, nicht aber wie viele den angepriesenen Jagdloden mit Rinderhaar und dergleichen Zeug gemischt, so braucht der Stoff nicht allzuschwer zu sein, wird er ausreichen, hinlänglichen Schutz gegen scharfe Winde gewähren und das Eindringen des Regens abhalten. Lässt ein Stoff den Regen leichter durch, so ist dies nicht bloß sehr unbequem, sondern das durchnässte Gewand legt sich so an die Glieder an, dass die freie Beweglichkeit derselben gehindert wird, was bei schweren Touren, Passagen über schwierige und gefährliche Stellen unter Umständen von den schwer empfindlichsten Nachtheilen begleitet sein kann.

Solch ein Loden, der die denkbar längste Zeit dem Eindringen des Regens widersteht, wird

heutzutage leider nicht mehr in jeder Fabrik bereitet, weil die Concurrenz und das Bestreben, so billig als möglich zu verkaufen, manchen Erzeuger veranlassen, unter die Schafwolle Rinderhaare und dergleichen werthlose Stoffe zu mischen. Dass solche Loden weder den nöthigen Schutz vor Winden gewähren, noch das Wasser vor dem Eindringen abzuhalten vermögen, ist bekannt. Zum Glücke aber gibt es immer noch solide Firmen, welche solche Stoffe erzeugen, wie sie der Jäger im Hochgebirge braucht. Mehrere diesbezüglich renommirte Firmen sind allgemein bekannt. Für meine Person liefert mir Herr Mathias Lenzhofer, Lodenfabrikant in Laas bei Kötschach in Kärnten stets eine solche Waare, dass sie meine Zufriedenheit immer gefunden hat.

Ebenso aner kennenswerth ist die Firma des Herrn Wieting in Innsbruck.

Bezüglich der Farbe soll alles Schreiende oder Auffällige gänzlich vermieden werden. Am geeignetsten ist ein mittleres Steingrau, weil man in demselben an besten in den Steinkaren sitzen kann, ohne von dem Wilde leicht wahrgenommen zu werden. Auch gegen das Grün der Alpenmatten sticht es nicht so weit bemerkbar ab, und die Gemen, wenn sie keinen Wind haben, thun so einem ruhig dasitzenden Jäger hie und da die Ehre an, ihn für einen unschuldigen Steinblock zu halten.

Manche Jäger tragen aus Gründen der Dauerhaftigkeit Hosen aus Gemenleder. Dieselben sind leicht, biegsam, dabei doch dicht, wären aber entschieden praktischer, wenn dieselben in einem

dunkleren Grau statt in dem allgemein gebräuchlichen Schwarz gearbeitet würden. Dasselbe böte besonders den Vortheil, dass die Hose nicht so rasch und auffallend die abgeschundenen Stellen präsentiren würde.

Bei den Jägern, welche seinerzeit die Steinbockreviere des waidmännischen Königs Victor Emanuel in Savoyen bewachten, und die sich vom Kopf bis zum Fusse in Steingrau kleideten, fand ich solch „Gamslederne“ von prächtig grauer Farbe, die ihre Träger ganz prächtig kleideten und bei weitem nicht so auffallend die bekannten abgeschundenen Flecke zeigten.

Der Hut soll leicht und wasserdicht sein und eine nicht zu kleine Krämpe tragen, weil dieselbe sonst gar keinen Schutz vor den Sonnenstrahlen gewährt und bei regnerischem Wetter das Wasser in das Genick hinabträufeln lässt, mithin nach jeder Seite hin unpraktisch ist. Um das Aufreiben der Stirne durch die gewöhnlichen Schweissleder zu verhüten und das lästige Brennen zu verhindern, kann man dafür Einsätze à la System Jäger verwenden. Dieselben saugen den Schweiss auf, sitzen sehr leicht und brennen selbst bei der ärgsten Sonnenhitze nicht. Dabei thun solche nicht gut, welche gerne eine ganze Menagerie von „Jagdtrophäen“, die meistens in irgend einer Modehandlung „erlegt“ worden sind, an ihrem Hute tragen. So ein nickender Birkhahnstoss steht gewiss am Hute eines Jägers recht fesch, aber praktisch ist er nicht, weil das Weiss in demselben zu leicht und auf grössere Entfernung eine jede Bewegung des Kopfes verräth.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit ist der Fussbekleidung zu widmen. Ein gewöhnlicher Stiefel taugt absolut nichts, weil die Schäfte desselben in vielen Fällen mehr als hinderlich sind. Man wähle lieber einen nicht gar zu hoch an die Wade reichenden sogenannten Bundschuh oder Schnürstiefel. Derselbe soll dem Fusse sehr genau angepasst, weder zu gross noch zu enge sein, weil sonst der Tritt der nothwendigen, festen Sicherheit entbehrt und Reibungen, Blasen und andere unangenehme Eventualitäten im Gefolge haben. Der Oberschuh soll aus einem festen aber weichen Leder gearbeitet sein, dass durch entsprechende Schmiere vor dem Sprödewerden sorgfältig zu schützen ist. Die Hauptsache jedoch sind die Sohlen. Den entschiedensten Vorzug verdienen die sogenannten Natursohlen, weil sie steif und sehr fest sind, so dass man sich im Nothfalle nur auf den Spitzen stehend noch leicht erhalten kann. Die Benagelung soll aus starken Nägeln mit seitwärts gebogenen Kappen bestehen, so dass sie einen förmlichen Eisenrand um die Sohle bilden. Ein fertig gemachter und richtig benagelter Schuh sollte ganz ähnlich den Schalen eines Gemslaufes sein. Eine solche Schale liefert unbedingt das beste Modell für einen Bergschuh. Absätze soll ein solcher Schuh gar keine oder höchstens sehr niedrige tragen, weil dieselben für weite Bergtouren nicht bloß sehr unpraktisch sind, sondern unter Umständen sogar gefährlich werden können. Mit einem glatten mit steifen Sohlen und richtiger Benagelung versehenen Schuh kann der Fuss auch auf kleinen Stellen sich fest einsetzen, gewährt einen sicheren Stand und rutscht selbst im Gefelle nicht so leicht

aus. In einzelnen Gegenden findet man, dass die Jäger die Absätze sowie die Schuhspitzen mit stark gehärteten Eisen beschlagen. Ich halte dies jedoch nicht für besonders angezeigt, weil sich diese Eisen mit der Zeit abschleifen, sehr glatt werden und mithin zu einem festen, sicheren Eingreifen nicht mehr taugen. Die Nägel bieten ungleich günstigere Berührungs- und Haftflächen als so ein glattes Eisen. Wo oft an einem Rutscher von einer Zolles Breite ein Leben hängt, da heisst es vorsichtig sein und nur das anerkannt Beste wählen. Das Gebirge kennt keine Mode speculativer Fussbekleidungskünstler, sondern duldet nur Praktisches und Erprobtes. Bequemlichkeit, fester, sicherer Tritt, scharfes Eingreifen in die Unebenheiten des Felsgesteines, das sind die unbedingt nothwendigen Eigenschaften eines Schuhs, der zur Gamsjagd in Verwendung genommen werden soll.

Seit einiger Zeit haben auch einzelne Jäger damit begonnen, die Schuhe mit den gewöhnlichen Sohlen mit den Hanfsohlen zu vertauschen. Es lässt sich nicht leugnen, dass dieselben mannigfache Vortheile bieten, ganz besonders dort, wo es sich nicht um wirklich gewagte Kletterpartien handelt.

Über diese Hanfsohlen berichtet ein Jäger den „Mittheilungen des niederösterreichischen Jagdschutz-Vereines“ wie folgt:

„Im letzten Herbst veranlasste mich ein Zufall, meine Jagdschuhe statt mit den üblichen Nägeln (Schärnken), nur mit einer Hanfsohle versehen zu lassen. Ich gestehe, dass ich mit einiger Bangigkeit in's Gebirge auf einen röhrenden Hirsch damit ging und zur Vorsicht ein zweites, gut genageltes Paar

Bundschuhe mitnahm. Auch die Jäger schauten meine hanfbesohlenen Schuhe etwas mitleidig an. Sie bewährten sich aber ganz über alle Erwartung vortrefflich. Auf glatten Steinen, auf steilem, nassem Grasboden, auf Tannennadeln haftet der so besohlte Schuh ungleich besser als der genagelte. Der Tritt ist elastisch, und da man mit dem ganzen Fusse breit und nicht nur mit den scharfen Kanten der Nägel auftritt, so ist die Gefahr ein ungesehenes Ästchen zu knacken, eine weit geringere. Man geht also auf diesen Hanfsohlen weit sicherer, und was für die Pürschgänge wohl von ganz besonderem Werthe ist, auch weit ruhiger und leiser. — Die Abnützung der Hanfsohle war nach achttägigem Aufenthalt auf der Alm eine kaum merkbare (?) und die Genagelten blieben gänzlich unbenützt. Als ich vom Gebirge wieder Abschied nahm, betrachteten auch die sonst so conservativen Jäger meine neu-modischen Sohlen mit begehrllichem Blick, so dass ich mir vornahm, ihnen für die nächste Hirschbrunft welche mitzubringen. Ich halte mich nun auch nach eigenen Erfahrungen für berechtigt, diese Art Sohlen allen Jagdfreunden bestens zu empfehlen“.

Von einer grossen Bedeutung für die Sicherheit des Jägers sind sodann die Fusseisen. Kaum ein Gemsjäger wird sie ganz entbehren können. Sie sollen nicht gar zu schwer und nicht aus sprödem Eisen geschmiedet sein. Die Stollen erfordern ein sehr gutes Material und eine scharfe Spitze, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollen. Eisen, welche nur die Fussbeuge bedecken, taugen nichts. Sie müssen nach rückwärts bis nahe dem Mittelpunkte der Ferse und vorwärts bis zu den Fuss-

ballen reichen. Ein unbedingtes Erfordernis ist, dass sie ganz knapp und fest am Schuh sitzen.

Sie dürfen nicht im mindesten schlottern oder sich hin- und herbewegen. Ein schlecht sitzendes Eisen ist unbedingt gefährlicher als gar keines. Man verlässt sich doch wenigstens theilweise darauf und ist dann im kritischen Momente verloren.

Wenn man für seinen Fuss ein richtiges Eisen haben will, so nimmt man am besten einen gut passenden Bergschuh und lässt sich das Eisen genau nach demselben machen. Nur so wird es sicher, gut und fest sitzen. Da aber selbstverständlich ein ordentliches Fusseisen einen Schuh überdauert, so übergibt man das nächstemal dem Schuhmacher die Eisen und lässt ihn die Schuhe genau hieran anpassend fertigen. Wer in die Lage kommt, Fusseisen zu Hilfe nehmen zu müssen, der trachte gut anpassende zu haben, sonst trägt er leicht ihn ihnen nur einen Geleitsbrief fürs Jenseits. Es ist unbedingt gefährlicher mit einem unpassenden Eisen zu steigen als ohne ein solches, das wolle sich jeder, der ins Hochgebirge kommt, doppelt gesagt sein lassen. Ich für meine Person greife überhaupt erst dann zu einem Fusseisen, wenn das Weiterkommen ohne ein solches durchaus unmöglich ist.

Zur Ausrüstung eines Gemsjägers gehört ferner ein guter, verlässlicher Bergstock. Am liebsten ist mir ein solcher von den schlank aufgeschossenen Zweigen des Haselnusstrauches, weil ein solcher leicht, dabei etwas elastisch und von vorzüglicher Zähigkeit ist. Unten an demselben wird eine nicht zu spröde Stahlspitze, die hinreichend stark ist,

angebracht. Ein fester Eisenring umschliesst unten den Bergstock; manche Jäger und Touristen befestigen oben am Bergstocke ein Gemskrikel. Zu was dies eigentlich dienlich sein soll, will mir nicht recht einleuchten. Ich habe gefunden, dass so ein hakiges Krikel oben am Bergstocke eine äusserst unpraktische und lästige Zugabe ist, würde daher das Anbringen eines solchen nie anrathen.

Bequemer als die bei den Jägern sonst übliche Waidtasche ist ein Rucksack, auch Schnersack oder Schnerfer genannt. Der Riemen einer Waidtasche belästigt die Brust in nicht geringem Masse und wird durch das Hin- und Herrutschen oft sehr unbequem. Überdies bleibt man im dichten Latschengebüsche sehr leicht hängen. Ein Schnersack dagegen belästigt die Brust nicht im mindesten, sitzt bequem und fest auf dem Rücken und ist beim Klettern und Steigen in keiner Weise hinderlich. Auch lassen sich Fusseisen und Schneereifen am bequemsten an demselben befestigen.

Die Schneereifen bestehen gewöhnlich aus einem kreisförmig gebogenen Haselreifen, dessen ganzer Innenraum mit einem filetartigen, aus starken Schnüren gefertigten Netze gemacht ist. Sie gehören zur Winterrüstung. Dadurch, dass die Schneereifen unter den Bergschuh gebunden werden, gewinnt der Fuss eine viel grössere Auftrittsfläche, sinkt mithin nicht so tief in den weichen Schnee ein. Dabei muss man sich jedoch eine ganz besondere Gangart angewöhnen. Die nicht unbedeutende Peripherie des Reifen macht es unmöglich, den Fuss wie gewöhnlich gerade vorzusetzen. Man muss während des Vorwärtsschreitens zugleich einen

Kreis nach aussen mit dem Fusse beschreiben, also gleichsam mit jedem Fusse nach links und rechts „mähen“, wie der Ausdruck des Gebirgsbewohners für diese sonderbare Gangart lautet. Anfangs ist das wohl unbequem, aber man gewöhnt sich bald und leicht an diesen breitspurigen Gang.

Für den Winter und für die Regenzeiten des Herbstes leistet ein Lodenmantel treffliche Dienste. Für gewöhnlich findet man dieselben nach dem Schnittmuster eines gewöhnlichen Überrockes à la Menschikow etc. gearbeitet. Diese Jagdmäntel sitzen recht schön, aber für den strengen Dienst im Hochgebirge entsprechen sie nicht. Mir sagt weit mehr zu jene Form, wie sie die schweizerischen Alpenjäger und Alpenhirten in Vorarlberg allgemein tragen und unter dem Namen „Kutzen“ bekannt sind. Ein solcher Mantel besteht aus einem einfachen Stück wasserdichten Loden, der in der Mitte einen Ausschnitt hat, durch welchen man mit dem Kopfe hindurchschließen kann. Die Enden hängen dann vorn und rückwärts nieder und können um die Mitte mit einer Schnur zusammengehalten werden. Dadurch ist nicht bloß der Körper vollkommen geschützt, sondern es kann auch die Waffe unter demselben verborgen werden und braucht nicht beständig dem strömenden Regen ausgesetzt zu sein. Die freie Bewegung ist durch einen solchen Schutzmantel nicht gehemmt.

Da der Jäger ausser seinem Hirschfänger gewöhnlich auch einen Genickfänger trägt, so soll die Construction der Hirschfängerscheide eine solche sein, dass das Nickmesser gleichzeitig in derselben untergebracht werden kann und nicht einen weiteren

Raum beansprucht. Trägt der Jäger als Gewehr einen Hinterlader, so kann gleichfalls der Patronenbehälter an dem Riemen des Hirschfängers angebracht werden. Dies ist unbedingt zu empfehlen, weil man dann die Munition immer bequem zur Hand hat, dieselbe die Beweglichkeit nicht hemmt und eine separate Tasche umzuhängen erspart werden kann.

Ein in allen Fällen, unzertrennlicher Begleiter ist weiters ein gutes Fernrohr, da selbst der beste Jäger nicht den scharfen Blick des Adlers haben kann. Ob jetzt dasselbe Fernrohr, Binocle oder wie immer heisse, das bleibt dem überlassen, der es führt. Jenes Glas ist unbedingt das Beste, das doch noch auf grosse Entfernung scharfe Umrisse zeigt, ein möglichst grosses Sehfeld bietet und am raschesten den zu fixirenden Punkt aufsuchen lässt. Gegenüber den modernen Instrumenten ist aus den letzteren zwei Gründen das alte zusammenschiebbare Fernrohr im entschiedensten Nachtheile und es erscheint daher immer gerathener, nach demjenigen Instrumente zu greifen, das bei gleicher Sehweite und Schärfe der übrigen Vorthelle mehrere bietet. Prüfet und — wählet das Beste!

Die Besprechung der Hauptwaffe, des Schiessgewehres, habe ich mir zum Ende des Kapitels aufbewahrt.

Ein alter Jägerspruch besagt: Ein gutes Gewehr macht den halben Jäger“, womit jedenfalls nur angedeutet werden soll, dass ein Jäger all seine List und Gewandtheit in den meisten Fällen vergebens ins Feld führt, wenn ihn im entscheidenden Momente das Gewehr in irgend einer Weise im

Stiche lässt, sei es durch öfteres Versagen oder durch Unsicherheit im Treffen. Beides ist nahezu gleich fatal. Ein Gewehr muss sicher losgehen, muss aber auch das Projectil genau nach dem bezielten Punkte in einer möglichst rasanten Flugbahn werfen. Entspricht ein Gewehr genau diesen Bedingungen, so liegt hierin die Hauptsache; ob der Einzelne dann im frommen Glauben an das Althergebrachte den Vorderlader wählt, oder ob er dem weit leichter und schneller zu behandelnden Hinterlader den Vorzug gibt, das bleibe dem Geschmacke und der Liebhaberei eines jeden Jägers selbst überlassen. Wenn jeder mit seiner Büchse gut schießt, so hat jeder in seiner Weise sein Ziel erreicht.

Um gut schießen zu können, ist bei einem Gewehre die Cardinalforderung, dass es gut calibrirt sei, das heisst, es muss mit Ausnahme des sogenannten Gefälles vom Patronenlager aus bis zur Mündung bei cylindrischer Bohrung vollkommen gleiche Weite haben und darf nicht die mindesten Abweichungen hievon aufweisen.

Ferner muss das Gewehr gut geschäftet sein. Es muss gut anliegen, einen festen und zugleich raschen Anschlag mit einem Drucke ermöglichen und die Visirung schnell finden lassen. Jeder Jäger sollte sich den Gewehrschaft genau seinen Körperdimensionen entsprechend anfertigen lassen. Wie dies am leichtesten zu ermöglichen sei, darüber schreibt Herr Friedrich Brandeis in seinem vorzüglichen „Waffenschmied“ folgendes:

„Der Redakteur dieses Blattes bemühte sich seit Jahren eine Methode zu ermitteln, wie man

am leichtesten die erforderliche Anschlaglänge und Krümme an dem Körper des Bestellers mit aller Genauigkeit abmessen könnte. Ein direktes Abmessen, wie z. B. ein Schneider oder Schuhmacher sein Mass nimmt, wird allgemein für unmöglich gehalten und doch ist eine andere Möglichkeit, das Richtige zu erfahren, nicht denkbar. Der menschliche Körper ist in seinen Formen und den Dimensionen der Glieder auch bei abnormem Wuchse immer bis zu einem gewissen Grade übereinstimmend. So weiss der Zeichner, dass an dem menschlichen Gesichte die inneren Augenwinkel genau so weit von einander sind, als die Nase unten breit ist; das Ohr ist mit der Nase in Länge und Höhe übereinstimmend; der Mund hat von der Seite gesehen ein gleiches Profil und gleiche Grösse mit dem Auge; die Nasenlänge gilt als Massstab für die sämtlichen Längenmasse des Kopfes, der Arme etc., der Fuss misst genau  $\frac{1}{7}$  der ganzen Menschenhöhe u. s. w. Auf dieser Basis suchte ich, wenn auch lange Zeit vergebens, eine einfache Methode zur Ermittlung der Schaftmasse zu begründen. Nach langen vergeblichen Versuchen gelangte ich zu folgendem Resultat:

Die Anschlaglänge eines Jagdgewehres muss genau der Vorderarmlänge des Schützen entsprechen, daher muss das Mass immer am Vorderarm genommen werden und zwar in folgender Art:

Man ersucht den Besteller an einem Tische Platz zu nehmen und den Arm mit dem Ellbogen an die Tischplatte zu stützen, so dass die Hand nach oben gerichtet ist und misst dann mit einem Centimeterstab die Länge des Vorderarmes von

der Tischplatte bis vor die Wurzel des grossen Fingers. Mit grösserer Sicherheit und viel bequemer erhält man dasselbe Mass, wenn der Besteller den rechten Arm horizontal zur Seite streckt, und man die Länge des Armes vom Halse bis vor die Wurzel des Daumens abmisst; die Hälfte der ganzen Armlänge entspricht genau der auf vorher erwähnte Art ermittelten Länge des Vorderarmes. Z. B. der Arm misst vom Halse bis vor die Daumenwurzel (oder Mitte der Flachhand) 70 Centimeter, so misst der Vorderarm genau die Hälfte — nämlich 35 Centimeter — und das ist die dem Schützen passende Anschlaglänge. Ich ziehe das Abmessen der ganzen Armlänge dem Abmessen des Vorderarmes vor, weil ich mich überzeugt habe, dass bei Letzterem durch unrichtiges Halten des Armes, z. B. durch wenig gebogene Hand, Abweichungen bis zu  $3\frac{1}{4}$  Centimeter verursacht werden können, während bei dem Messen des ganzen Armes nur unbedeutende Abweichungen vorkommen und zudem noch halbirt werden, daher immer ohne Folgen sind. Auch ist zu berücksichtigen, dass in diesem Falle der Besteller nicht inkommodirt wird und nicht einmal seinen Rock auszuziehen, sondern einfach nur den Arm auszustrecken braucht.

Was nun die Krümmung des Schaftes anbelangt, ist ein Massnehmen nie verlässlich, weil nicht blos die Körperbildung, sondern vielmehr noch die Gewohnheit dieselbe bedingt. Wo die Gewohnheit nicht entscheidet, liefert die Natur immer das richtige und zweckmässigste Mass selbst. Die Daumenlänge ist das zu wählende Mass der Kolben-

krümmung an der Kappe; an der Nase gilt als Regel die Hälfte der Krümmung an der Kappe. Diese Methode bietet aber nicht die besten Resultate, es wird daher aus mancherlei Gründen vorläufig empfohlen, die Schaftkrümme nach der Anschlaglänge zu bestimmen und zwar nach der Tabelle für Jagdgewehrform; eine geringe Nachhilfe ist dann immer möglich. Im ganzen halte man sich an die Regel, dass die Schaftkrümme an der Kappe (seltene Abnormitäten ausgenommen) ein Fünftel der Anschlaglänge oder mehr, der Abstand der Nase von der Visirlinie aber nicht weniger als  $\frac{1}{10}$  der Anschlaglänge betragen muss.“

Ein nach dieser Methode gemessener und hergestellter Gewehrschaft wird am sichersten den Anforderungen und individuellen Eigenthümlichkeiten eines Schützen entsprechen.

Sind bei einem Gewehre Läufe und Schaft vollkommen in Ordnung, dann muss auch der Schütze dem Gewehre, seinem treuesten Freunde, Liebling und Beschützer, gegenüber seine Pflicht erfüllen. Er muss dasselbe rein und vollkommen rostfrei halten. Nicht ganz mit Unrecht sagt man: „Weise mir dein Gewehr und ich sage dir, was du für ein Jäger bist“. Lässt man die Rostflecken in den Gewehrläufen haften, so breiten sich dieselben rasch aus, fressen sich tief in die Wandungen des Laufes und es entstehen daselbst die sogenannten Rostgruben, die einen exacten, sicheren Schuss zu einer reinen Unmöglichkeit machen. Überdies wird das Gewehr durch das Rosten in verhältnissmässig kurzer Zeit nicht bloß unsicher, sondern auch total unbrauchbar.

Viele alte Jäger halten noch an dem verderblichen Aberglauben, dass ein blankes Gewehr nicht so rasch tödte, als ein mit einem Rostanfluge incrustirtes. Tausende von Beweisen haben diese alte Fabel hinlänglich widerlegt.

Bei Bestimmung der Ladung muss mit einer munitiösen Genauigkeit zu Werke gegangen werden. Es ist sowohl die Quantität als die Qualität des Pulvers genau zu berücksichtigen, denn nicht jede Pulversorte hat die gleichen Eigenschaften und die gleiche Triebkraft.

Für den Kugelschuss ist die Menge der Pulverladung leicht ermittelt und wird am sichersten durch eigenes Einschiessen gefunden. Umständlicher ist es bei einer Büchse immer das richtige Pulvermass für den Schrotlauf zu finden, weil es da ein sehr grosser Unterschied ist, ob man mit schweren Posten, oder mit Schrot Nr. 00, 0, 1, 2, 3 und so weiter seine Patrone ladet. Bleibt sich auch das Volumen einer Schrotladung bei Hinterladern stets gleich, weil dieses ja durch die Patronenhülse bedingt ist und nicht überschritten werden kann, so ist doch im Gewichte der Schrotladung bei den verschiedenen Nummern ein so ungleiches, dass unbedingt auch bei der Pulverladung diesem Umstande Rechnung getragen werden muss. Will man einen sicheren Schrotschuss erzielen, so darf man sich nicht mit dem von einer Schrotladung gewonnenen Schema begnügen, sondern es ist nothwendig, durch sorgfältiges Einschiessen die Pulvermenge für jede einzelne Schrotnummer zu ermitteln. Das macht zwar Mühe, wer aber sicher schiessen will, der darf sich dieselbe nicht verdriessen lassen.

Auf die von dem Büchsenmacher oder Händler gewöhnlich beigegebene Masshülse soll man sich nicht verlassen, ebensowenig auf ein Schema, das man von einem gleichcalibrigen anderen Gewehre gewonnen hat. Jedes Gewehr ist für sich ein Individuum, dessen Eigenthümlichkeiten und Anforderungen man genau studiren und dem Schlussresultate entsprechend behandeln muss.

Was die Kugel selbst anbelangt, so dürfte für die Gemsjagd bei einem zwanziger Caliber die Vollkugel mit kreisrund abgeplatteter Spitze am meisten zu empfehlen sein. Die Rundkugeln behalten in den seltensten Fällen die Rotation constant bei, weil sie nur einen kleinen Führungsring haben, die Spitzkugeln gellen zu leicht ab, nehmen in Folge dessen ganz unberechenbare Richtungen und im Falle eines Treffers bringen sie so kleine Verwundungen bei, dass das Projectil zu wenig wirken kann. Der kleine Einschuss lässt auch, besonders zur Feistzeit, den Schweiss nur schwach oder gar nicht austreten, und so glaubt man oft ein Stück gefehlt zu haben, während es mit dem tödtenden Blei im Körper oder wenigstens der Wunde, den Felsen zueilt, dort verendet und für den Jäger ungenutzt verloren geht, was immerhin eine fatale Sache ist.

In neuerer Zeit hört und liest man viel von Expansiv- und Explosionskugeln und verspricht sich von denselben alles Heil.

Die Expansivkugel ist ein gewöhnliches Langprojectil, dessen vorderster Theil auf nahezu zwei Drittel seiner ganzen Länge ausgehöhlt und entweder mit Wachs ausgegossen oder mit einer

schwachen Metallplatte wieder verschlossen ist. Da man zu solchen Kugeln ein äusserst weiches Material verwendet, werden sie beim Aufschlage auf einen harten Gegenstand breit gedrückt, verursachen eine bedeutend grössere Wunde und zerreisst im Innern eines Wildes der grösseren Dimension entsprechend mehr Gefässe, richtet also eine weit grössere Verwüstung an als das gewöhnliche Langblei.

Wenn man diese Kugel noch als waidmännisch gelten lassen will, so wird man dagegen der Explosionskugel dieses Prädikat kaum mehr vindiciren können. Die Explosionskugel hat die gleiche Form wie die Expansivkugel, jedoch ist bei dieser die Höhlung mit Pulver gefüllt, welches durch eine Zündnadel und einen eigenen Zündsatz zum explodiren gebracht werden kann. Trifft eine so präparirte Kugel auf einen harten Gegenstand, entzündet die Nadel die Zündmasse, das Pulver explodirt und übt seine Wirkung auf die Theile der Kugel aus. Explodirt so eine Kugel bei einem Wildstücke, so wird der getroffene Theil auf eine geradezu grässliche Weise zerrissen und gewährt einen eckelerregenden Anblick. Dass hiebei ein grosser Theil des Wildprets verloren geht, ist selbstverständlich. Ich schoss einmal zur Probe einen Schneehasen, der arme Kerl wurde aber so buchstäblich zerfetzt, dass ich unbedingt ein Misstrauensvotum geerntet habe würde, hätte ich denselben in die Küche geliefert.

Meiner Ansicht nach kann der Jäger mit seiner gewöhnlichen Kugel ausreichen und ist nicht gezwungen, zu solchen Mordwerkzeugen zu

greifen. Wer ohne solche nichts ausrichtet, der mag getrost zu Hause hinter dem Ofen bleiben. Mit Schlächterarbeit ist dem edlen Waidwerke nicht gedient.

Viel ist auch schon darüber gestritten worden, ob bei den Hinterladern dem Centralfeuer- oder Stiftfeuersystem der Vorzug einzuräumen sei. „Hie Lancastergewehr — hie Lefauchauxgewehr!“ tobte lange der Kampftruf. Jetzt hat sich die Hitze bedeutend abgekühlt, seit die Praxis nachgewiesen hat, dass sich mit jedem der beiden Systeme treffliche Arbeit machen lässt, falls nur die Gewehre richtig, solid und gut gearbeitet sind. Als Dienstgewehr wird ein grosser Theil der Jäger dem Lefauchauxgewehre den Vorzug geben, und zwar aus dem naheliegenden Grunde, weil dasselbe bei verhältnismässig gleicher Solidität billiger zu stehen kommt, und das ist ein Factor, mit dem der Berufsjäger leider nur allzu oft rechnen, sich von ihm bestimmen lassen muss.

Wer mehr Geld auf Schusswaffen auslegen kann, der mag auch hierin wählerischer sein. In neuester Zeit lobt man die prächtig construirten Püschstutzen von Dreyse nach dem Zündnadel-system.

Jeder Waidmann und zünftige Jäger mag hierin seiner Passion und Liebhaberei huldigen so weit er will und so weit er es — kann.

Kein Jäger lasse sich jedoch verleiten, einen billigen Schund für die sauer ersparten Kreuzer einzutauschen. Mit so einer Waffe wird er nie gut fahren und die in einem fort nothwendig

werdenden Reparaturen werden in kurzer Zeit mehr als jene Summe verschlingen, die er im Anfange für eine solide Feuerwaffe hätte ausgeben müssen.

Für den Berufsjäger bedeutet eine Feuerwaffe eben noch mehr als bloß das Mittel, sein Wild zu erlegen, sie bedeutet für ihn zugleich den Schutz des Lebens jenen gesetzlosen Banden gegenüber, die auch im Hochgebirge die Gemsenbestände beunruhigen. Diesem verruchten Treiben soll und muss der Jäger entgegentreten mit allen Mitteln, die ihm das Gesetz gestattet. Hunderte von ihnen sind schon in die unangenehme Lage gekommen, ihr Recht und ihr Leben mit tapferer Faust vertheidigen zu müssen. Wenns im Nothfalle sein muss, so solls! Wir haben unsere braven Jäger nicht, um sie von den fürs Zuchthaus reifen Vagabunden erschossen oder abschlachten zu lassen. Nicht zum Spiele führt der Jäger blanke Waffen aber nicht übereilte Hitze, nicht sinnlose Leidenschaft soll dieselben führen. Gelangen sie zum Gebrauche, so soll Vorsicht, Ruhe und Besonnenheit sie leiten. Es wäre geradezu eine Schande, von der grünen Gilde auch nur verlangen zu wollen, dass sie im Nothfalle feige in die Büsche drücken solle. Das hat sie nie gethan und wird es auch fürder nicht thun, so lange der unverfälschte, echte Geist durch ihre Reihen weht, dabei aber möge keiner auch nur einen Augenblick vergessen, dass er eine Verwundung seines Gegners von rückwärts als eine Überschreitung der ihm zustehenden Nothwehr zu verantworten haben würde. Ein Fliehender hat

nicht mehr die unmittelbare Absicht, dem Leben des Jägers zu schaden, so spricht das Gesetz.

Möge auch fürderhin die Jägerei muthig, tapfer und treu ihren Mann stellen, zum eigenen Schutze die Feuerwaffe tragen, sie aber nur zur rechten Zeit und am rechten Orte in Verwendung ziehen.

Damit: Hie gut Waidwerk allerwegen!



## II.

## DER PÜRSCHGANG IM GEMSREVIERE.

Die genussreichste und zugleich des Mannes, wie des edlen Wildes, würdigste Jagdausübung ist die Pürsche. Es gewährt ein hohes Vergnügen, all die verschiedenen Eventualitäten und Winkelzüge eines geriebenen Bockes zu studieren und dieselben durch klares Denken zu überwinden. So ein Gamsbock ist für den Jäger nicht eine Beute, die nach den lumpigen paar Gulden taxirt wird, sie ist ihm vielmehr ein Zeuge körperlicher Gewandtheit und geistiger Überlegenheit, denn nicht die Hand allein ist es, die das Werk vollführt, es ist vielmehr der Geist, der durch seine klug berechneten Dispositionen den Sieg über den geriebenen Burschen davongetragen hat. Mit Körperkraft und kühnem Muthe allein erlangt man bei der Gamspürsche sein Ziel nicht.

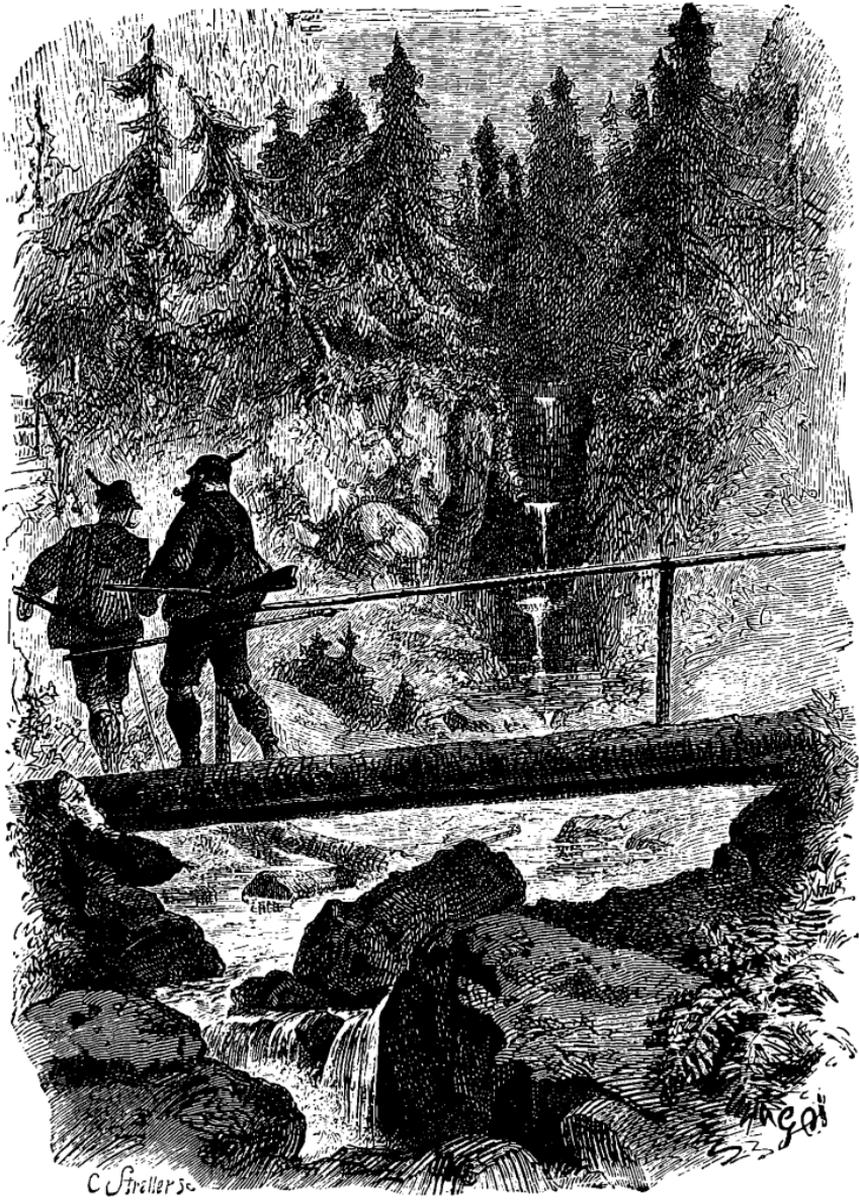
Um einen mit Erfolg gekrönten Pürschgang ausführen zu können, ist die eingehendste Revierkundigkeit, Vertrautheit mit den Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten des Wildes, sowie scharfe Beobachtung des Windes unerlässlich. Das Wild

ist lange nicht in allen Revieren gleich und modificirt seine Gewohnheiten vielfach nach den gegebenen Terrainverhältnissen. Ferner ist eine Pürsche ungleich schwieriger in einem oft beunruhigten Jagdbezirke als in einem solchen, wo das Wild ausser ein- oder zweimaligem Bejagen keine Beunruhigung erfährt, mithin weit weniger misstrauisch ist.

Eine schwere Kunst, die nie aus einem Buche, sondern nur im Reviere selbst erlernt werden kann, bleibt ein Pürschgang auf Gamsen auch unter den besten Verhältnissen.

Der Schriftsteller Laube hat seinerzeit eine Gemspürsche geschildert und dabei die Behauptung einfließen lassen, dass ein Pürschgang auf Gamsen weniger Vorsicht, Klugheit und List erfordere als ein solcher auf den stolzen Hirsch. Es mag meinerwegen gerade in dem vereinzeltten Falle zutreffen sein, dass er unter Führung eines kundigen Jägers leicht an ein noch nie beunruhigtes Rudel herankam, aber im Allgemeinen möchte ich bezweifeln, ob er Recht hatte. Ich habe zahlreiche Pürschgänge auf Gamsen mit Erfolg und ganz allein ausgeführt, habe auch mehr als einen hochbeweihten Hirsch auf der Pürsche gestreckt, aber mir will es immer vorkommen, dass die Gemspürsche schwieriger auszuführen sei, und dass sie einen höheren Grad von Vorsicht und Berechnung erfordere.

Dem Jäger gegenüber ist die Gemse immer im entschiedenen Vortheile. Ihr äusserst fein organisirter Windfang, ihre eminente Sprungkraft und Kletterfertigkeit, ihr ausgeprägter Ortssinn und die kluge Berechnung und Benützung auch des



In's Gemsrevier.

kleinsten Umstandes, das sind Dinge, welche jedem Waidmanne genug zu schaffen geben, und die es erfordern, schon im vorhinein allen Scharfsinn aufzubieten, um so die Schachzüge des Gemswildes zu paralysiren. Der pürschende Jäger darf keinen Schritt im Reviere machen in dem Glauben, eine Gemse so gleich übertölpeln zu können, sondern er muss jede seiner Dispositionen so stellen, als wenn es gälte, einen ihm geistig ebenbürtigen Gegner zu besiegen oder zu hintergehen. Was ihm die Gemse an geistiger Begabung nachsteht, das hat sie wieder in ihrer ganzen Körperorganisation und ihrer Gewandtheit vor ihm voraus, so dass man fast sagen kann: Beide operiren mit wesentlich nicht sehr verschiedenen Chancen.

Ein Haupterfordernis des pürschenden Waidmanns ist nebst genauer Revierkenntnis und peinlicher Umsicht noch die Kunst, Distanzen richtig beurtheilen und abschätzen zu können. Man hat zwar verschiedene Instrumente erfunden, mit deren Hilfe sich die Distanzen leicht und mit ziemlicher Sicherheit abschätzen lassen, aber für den Jäger sind sie im gegebenen Falle nicht verwendbar. Er muss sich auf sein Auge verlassen können. Dass die Distanzabschätzung im Hochgebirge in den allermeisten Fällen weit schwieriger ist als im Thale, in Feld und Au, unterliegt gar keinem Zweifel. Es dürfte daher besonders für junge Jäger gar nicht überflüssig sein, diesen Punkt einen Augenblick zu fixiren. Ich entnehme einige kurze, praktische Winke dem „Waffenschmied“. Gelegentlich einer Besprechung über das Distanzmessen schreibt dieses Blatt:

„Alle die bis jetzt erfundenen Instrumente können aber im entscheidenden Augenblicke nicht gebraucht werden, besonders bei Anwendung der Handfeuerwaffen, gleich ob im Felde oder auf der Jagd, daher der Schütze, vorzüglich aber der Jäger, sich immer auf sein Auge verlassen muss und deshalb keine Gelegenheit unbenützt lassen soll, um sich das richtige Abschätzen einzuüben. Jeder Spaziergang im Freien wie im Walde etc. kann dazu benützt werden, so lange man kleinere Entfernungen zu schätzen versucht, bei welchen auch das beste der obigen Instrumente unbrauchbar ist, indem selbe nur bei grossen Entfernungen den Zweck erfüllen. Man hat sich dabei solche Objekte zu wählen, an denen man vorbeigehen kann, wie Bäume, Steine, Sträucher und Ähnliches; man schätzt die Entfernung nach seiner Meinung und schreitet dann auf den gewählten Gegenstand zu. Wichtig ist es dabei, immer gleiche Schritte zu machen, sonst könnte man leicht dieselbe Entfernung einmal mit 40, das anderemal mit 50 Schritten messen. Als Regel gelten Schritte, deren 5 auf zwei Klafter oder 4 auf drei Meter und 29 auf zwanzig Yards gehen. Ein Schritt also 75 Centimeter.

Dabei müssen auch noch folgende Regeln beobachtet werden:

Dunkle Gegenstände scheinen, besonders bei dunklem Hintergrunde, mehr entfernt zu sein, als sie es wirklich sind, ebenso lichte Gegenstände, wenn die Sonne dem Beobachter in die Augen scheint. Dagegen schätzt man die Entfernung gewöhnlich zu gering, wenn man die Sonne hinter

sich hat und gut beleuchtete Gegenstände ins Auge fasst. In der Dämmerung scheinen die Objekte weiter zu sein, als am hellen Tage.

Einfarbige Flächen, wie Wasser, Wiesen, Schnee, Sandflächen lassen die Entfernung gewöhnlich zu gering schätzen, gleichfalls wenn die Entfernung von einer Anhöhe auf die andere beurtheilt wird.

Über unebene und besonders ungleich belichtete Flächen wird regelmässig zu hoch geschätzt.

Breite, ebene Strassen scheinen kürzer, schmale Hohlwege länger zu sein als sie wirklich sind.

Auf geneigtem Terrain schätzt man die Entfernung von oben herab immer zu niedrig, von unten hinauf zu hoch.

Bei reiner, kalter und ruhiger Luft unterscheidet man entfernte Gegenstände sehr gut und scheinen dieselben viel näher zu sein, während bei grosser Hitze, Gewitter, Regen und Schneegestöber sie viel weiter zu sein scheinen.

Einige Gewissheit kann man sich also blos durch lange Übung im Distanzschätzen aneignen und ist es vor Allem der Jäger, der auf den ersten Blick die Entfernung abgeschätzt haben muss, wenn er das nur für einige Momente sichtbare Wild nicht fehlen soll.“

Eine solche Fertigkeit ist nicht mit einem Schlage erworben. Es gehört dazu vielseitige Übung und zwar in verschiedenen Terrainen. Wer weiss, dass oft an einer Secunde richtigen Abkommens der Erfolg eines Tages hängt, der wird

es sich nicht verdrissen lassen, die nöthige Fertigkeit zu erlangen, um im Gebrauchsfall daraus Nutzen ziehen zu können.

Eine sehr aufmerksame Beobachtung erfordert auch die Windrichtung und das umsomehr, weil die locale Bodenconfiguration sehr viel zur Veränderung derselben beiträgt und dieselbe in den meisten Alpengegenden zu jeder Tageszeit eine andere ist. Sogleich bei dem Eintritte ins Revier forsche man sorgfältig nach der herrschenden Windrichtung. Die Gemse wittert ungemein scharf, und bei dem ihr zustreichenden Winde auf sehr bedeutende Entfernungen. Ein einziger Zug genügt, um ein vertraut äsendes Rudel flüchtig werden zu lassen oder wenigstens so zu beunruhigen, dass an ein Anpürschen mit Erfolg durchaus nicht mehr zu denken ist. Rathsam ist es auch, die brennende Pfeife auslöschten und verschwinden zu lassen, weil der Rauch gar zu leicht sich hintragen lässt, wo er eigentlich nicht hinkommen sollte.

Beim Eintritte ins Revier muss man auch schon wissen, in welcher Gegend in der betreffenden Tageszeit die Gemsen sich aufzuhalten pflegen. Wenn sie nicht beunruhigt werden, wechseln sie ihren gewohnten Stand bei normaler Witterung nur selten.

Hat man schlechten Wind, so ist jedes weitere Vordringen auf geradem Wege zu unterlassen, weil man hiedurch sofort das ganze Revier vergrämen würde. Entweder setzt man sich an einer tiefgelegenen, geschützten Stelle nieder, daselbst eine Änderung der Windrichtung abwartend, die

ja doch nie den ganzen Tag eine constante bleibt, oder man muss von einer Seite, wo man besseren Wind hat, oder in sehr grosser Entfernung die zum Abpürschen in Aussicht genommene Localität soweit umgehen, dass man sich derselben mit gutem Winde nahen kann. Mit halbem Winde kann man höchstens eine sehr kurze Strecke abpürschen; für eine grössere Strecke bleibt es zum mindesten ein problematisches Unternehmen und wird in den meisten Fällen fehlschlagen.

Wenn man sich auch noch in grösserer Entfernung von dem Reviertheile befindet, in welchem man die Gemen zu finden hofft, vermeide man sorgfältig jedes Geräusch, kehre die Spitze des Bergstockes nach oben, denn die Gemen wissen den Ton, den die Eisen- oder Stahlspitze bei der Berührung mit dem festen Gestein hervorbringt, gar wohl von dem Klängen der niederfallenden Steine oder anderen Geräuschen zu unterscheiden und werden, wenn auch nicht flüchtig, so doch wenigstens unruhig und sehr aufmerksam. Wenn es die Windrichtung erlaubt, ist es immer angezeigt, etwas höher zu steigen als man die Gemen vermuthet. Bringt man sie endlich in Sicht, oder hat man frische Fährte, die ihren Aufenthalt annäherungsweise errathen lässt, so ist mit doppelter Vorsicht vorzugehen. Entdeckt man von einem hohen Punkte aus ein Rudel oder ein vereinzelt Stück, so sollte man sich mittelst des Glases erst überzeugen, ob ein wirklich schussbares Stück dort sich befinde, da es dem hegenden Jäger ja doch nie einfallen wird, eine Gemsgais von ihrer Descendenz wegzuschliessen. Erkennt man ein Stück sicher als eine Geltgais, dann nur

frisch zu; eine solche gehört aus dem Reviere. Bemerket man indess kein schussbares Stück, so beunruhige man das Rudel ja nicht, sondern trachte sich unbemerkt dahin zu pürschen, wo man einen guten Bock zu finden hofft, oder warte auch ruhig ab, wenn man aus früherer Erfahrung weiss, dass ein solcher in die Nähe des Rudels zu treten pflegt. Sollte man wider Willen ein Rudel rege machen, so weiss man für gewöhnlich schon, wo es sich hinziehen wird. Nimmt es einen Wechsel nach jener Gegend hin an, wo man noch hinzupürschen gedachte, so kann man sich ruhig einen Gang dahin ersparen, ohne fürchten zu müssen, etwas versäumt zu haben, denn in dem einmal vergrämten Reviere kommt man für diesmal ganz sicher nicht mehr zum Schusse.

Auf die Vögel in den Alpen hat man auch sehr zu achten. Sie können durch ihr Auffliegen und Lärmen uns ein ungesehen einherziehendes Stück avisiren, können aber auch uns, wenn die Störung von unserer Seite erfolgt, einen schlimmen Streich spielen und durch ihr erschrecktes Aufkreischen das Rudel zu grösserer Vorsicht ermahnen. Wie bereits schon in einem Kapitel des ersten Theiles bemerkt wurde, wissen die Gemsen die Vogelstimmen ziemlich genau zu unterscheiden und verhalten sich denselben gegenüber durchaus nicht gleichgiltig. Hat man einen Vogel aufgethan, so warte man ruhig, bis er von seinem Schelten und Gezetter aufhört und sich lautlos verzieht.

Bemerket man in der abzapürschenden Localität, sobald man sie übersehen kann, kein Wild, so werde man nicht gleich muthlos, sondern suche

mit dem Glase sorgfältig das Latschengebüsch und die Dickungen der Alpenerlen ab. Vielleicht bemerkt man zwischen den grünen Zweigen eine Krikelspitze oder nimmt eine Bewegung an den Zweigen wahr. Oft pflegen die Gemen durch hastige Bewegung des Kopfes die sie belästigenden Fliegen zu verscheuchen und verursachen dadurch eine Bewegung der ihnen zunächst liegenden Zweige. Dabei lasse man sich Zeit und übereile sich nicht. Ein wahres Sprichwort im Hochgebirge heisst: „Kein Zappler ist noch zu früh gekommen“, oder „Mehr hat man noch immer erwartet, als mit Laufen eingeholt.“ Im Gensreviere ist die Zeit nicht immer Geld, sondern manchmal das Gegentheil davon. Darum immer Geduld und kaltes Blut!

Erlangt man endlich den glücklichen Moment, wo der Schaft zur Wange fährt, und das Auge die Visirung sucht, dann soll man unbedingt wissen, auf was für ein Stück das Rohr sich richtet, ob Bock oder Gais. In das blinde Ungefähr sollte man nicht schiessen. In der Regel pflegt man doch nicht zu schiessen, bevor man nicht mit freiem Auge die Krikeln zu bemerken vermag, da dies bei normalen Gewehren so ziemlich als die entfernteste Schussdistanz von den wildgerechten Jägern und erprobten Schützen angesprochen wird. Ein Schuss auf zu grosse Distanz ist und bleibt immer ein Hazardschuss, den man vermeiden sollte, weil er nur in den allerseltensten Fällen zu dem gewünschten Resultate führt. Das meiste Wild wird auf diese Weise zu Holze geschossen, kann in dem wilden Felsgewirre nicht aufgefunden werden und kümmert entweder elendig weiter

oder geht in einer Schlucht ein, als eine willkommene Beute des behaarten oder beschwingten Raubzeugs.

Gelingt dagegen zufällig einmal so ein Hazardschuss bei einem jungen Jäger, so ist dies um wenigens besser. Auch hier offenbart sich

„Der Fluch der bösen That,  
Die fortzeugend Böses muss gebären“.

Der Büchse wird eine immense Tragweite, eine fabelhafte Treffsicherheit vindicirt, bei nächster Gelegenheit im vollen Vertrauen darauf wieder auf alle Entfernungen losgepufft, und erst eine grössere Anzahl Fehlschüsse oder einige Stücke zu Schanden geschossenes Wild bringen dem Schützen endlich mit Keulenschlägen die Überzeugung bei, dass seine Büchse doch nicht das leistet, was er geglaubt, er wird darüber zaghaft, verliert das Vertrauen zu sich selbst und zu seiner Waffe, und dieses Gespenst wird sich so lange an seine Fersen heften, bis ihm wieder einige Schüsse auf normaler Distanz glücken. Der Schütze aber hat in der Zwischenzeit viel gelitten, viel verpatzt, noch mehr geflucht und vieles versäumt.

Unter allen Umständen soll man sich hüten, eine Gemse an der Salzlecke oder im eigentlichen Herzen des Revieres zu schiessen. Ein guter Schuss gelingt zwar da am leichtesten, ist aber immer von verderblichen Folgen begleitet. Einzelne Stellen im Reviere muss das Gemswild haben, wo es sich vor der Büchse des Jägers unbedingt sicher weiss. In den Alpen pflegt man solche Stellen mit dem Wort „Gamshamatle“ zu bezeichnen

und kein alter Jäger wird sich dazu entschliessen, in dieser heiligen Freistätte eine Gemse zu strecken. Sogar der Wilderer kennt und respectirt solche Stellen in der Regel, wohl wissend, dass er damit sich selbst das Handwerk legen würde. Nur die höchste Wuth auf den Revierjäger wird den enragirten Wilderer veranlassen, einen solchen Reviertheil zu vergrämen. Daraus leuchtet gewiss am allerbesten die Wichtigkeit solcher Freistätten heraus.

Wird eine Gemslecke beschossen oder eine alte Freistätte durch einige Schüsse vergrämt, so werden sie ängstlich gemieden, die Gemsen wechseln unruhig im ganzen Reviere herum, um wieder ein ruhiges Plätzchen zu finden, und gelangen dabei nicht selten in das Revier des Jagdnachbars, der vielleicht das stille Heim besser zu respectiren weiss, in welchem Falle sie dort ihr eigentliches Wohncentrum aufschlagen.

Für den Jäger ist es leicht, solch bevorzugte Stellen im Reviere kennen zu lernen. Sie bieten auch ihm bei den Pürschgängen den grossen Vortheil, dass er von diesen Stellen aus operiren kann und daher in den Seitenflanken viel leichter und sicher zum Schusse kommt. Wer ein Revier gut besetzt halten und mit Erfolg pürschen will, der beschiesse keine gern besuchte Salzlecke und halte das „Gamshamatle“ als ein noli me tangere. Er wird sicher gut dabei stehen.

Der Pürschgang des Jägers gelte hauptsächlich den alten Geltgaisen und den hervorragend starken, alten Böcken. Wie verderblich erstere im Reviere sind, ist bereits hinreichend angedeutet

worden. Aber auch die alten Böcke gehören nicht mehr in dasselbe hinein. Man geht zwar allgemein von dem Grundsätze aus, dass starke Böcke im Reviere erhalten bleiben müssen, weil dieselben eine kräftigere Descendenz erzeugen als schwächere Böcke. Das ist ohne Zweifel im Principe ganz richtig. Ich aber mache einen Unterschied zwischen dem, was man gewöhnlich unter einem starken Bocke versteht und was ich unter einem alten Bocke verstanden wissen will. Unter einem alten Bocke, der abgeschossen werden soll, meine ich einen solchen, der im Herbst oder mit Eintritt des Winters alle nur erreichbaren Gemsgaisen auf seinem Brunftplan zusammentreibt und daselbst wie ein Sultan in seinem Harem waltet. Diese Bursche sind begehrlieh bis zur Ausschweifung und eifersüchtig im höchsten Grade. So weit es in ihrer Möglichkeit liegt, lassen sie keinen anderen Bock zu einer Gais gelangen, beschlagen aber ihr Rudel in fortgesetzter Folge derart oft, dass ein fruchtbarer Beschlag schliesslich die reinste Unmöglichkeit ist. So sprengen sie Tag um Tag ihre Gaisen herum, befriedigen die auch bei ihnen waltende Begehrliehkeit für den Moment und schliesslich bleiben viele derselben, auch sogar junge, kräftige Gaisen gelte. Zudem vermag so ein alter, abgejagter Herrscher an Bruftplane durchaus nicht mehr jene kräftige, für rasches Wachsthum geeignete Descendenz zu erzeugen, wie man sie ihm vielfach zuzuschreiben beliebt. Hier ist entschieden — „mehr Geschrei als Wolle“.

Um einen kräftigen und gesunden Nachwuchs zu erzeugen, ist in der Regel ein Bock nach

vollendetem vierten oder im fünften Jahre hinreichend stark genug. Die von solchen Böcken gezeugten Kitze haben die vollste Lebenskraft und kommt es auch bei diesen gerade am häufigsten vor, dass die von ihnen beschlagenen Gaisen zwei Kitze setzen.

In diesem Sinne wollte ich es verstanden haben, wenn ich früher sagte, dass alte Böcke weggepürscht werden sollen.

Da dies aber in der Regel geriebene Bursche sind, und oft lange aller Finten des Jägers spotten, so ist es leichter gesagt als gethan. Solch gewitzigten Burschen kommt man am leichtesten bei, wenn man sich in das russige Gewand eines Köhlers steckt, wenn solche vielleicht in der Nähe beschäftigt und für den Bock bekannte Figuren sind, oder in das eines Alpenhirten, weil sie sich erfahrungsgemäss vor einem solchen weniger scheuen als vor dem Jäger. Ein mir bekannter Waidmann erreichte seinen Zweck dadurch, dass er nach einem schwachen Schneefalle sich schnell auf die Socken machte, ein weisses Hemd über die übrigen Kleider warf und in diesem sonderbaren Aufzuge seinen Pürschgang unternahm. Was ihm vorher in zehn Pürschgängen nicht gelungen war, das hatte er mit dieser Finte erreicht.

Kann man so einem alten Bocke nicht bekommen, wird man sein Ziel wahrscheinlich in der Brunftzeit erreichen, in welcher er doch etwas weniger auf seine eigene Sicherheit bedacht ist, im Momente der Eifersucht aber geradezu blindlings dreinrennt, sofern es nur gelingt, diese rege zu machen. Manche Jäger haben schon versucht, ein Gemsgehörn mit dem vordern Theile der

Schädeldecke so an einer Kappe zu befestigen, dass sie dieselbe aufsetzen konnten. Mit diesem Kopfschmucke pürschten sie sich in die Nähe des Brunftplanes, jedoch so, dass nur die Krikeln über einen Kamm hineinschauten. Erzügt der Beherrscher des Harems diese Krikeln, dann eilt er in vielen Fällen dem vermeintlichen Rivalen entgegen und kann so zum Schusse gebracht werden. Wenn sich diese Finte auch oft mit Erfolg anwenden lässt, so möchte ich doch nicht unbedingt dazu rathen, weil es schon mehr als einmal vorgekommen ist, dass bei dieser Gelegenheit der Jäger von einem Unberufenen als richtiger Gemshock angesprochen wurde, und er deshalb eine Kugel in allernächster Nähe pfeifen hören konnte. Diese Gefahr liegt besonders in solchen Revieren nahe, wo mehr als ein Pächter ist und jeder auf eigene Faust ohne Vorwissen des andern einen Pürschgang unternimmt, oder auch dort, wo die Wilderer noch nicht hinreichend vergrämt sind. In solchen Revieren bleibt das „Hörneraufsetzen“ immerhin eine etwas gewagte Sache.

Besser ist es, wenn man den herausfordernden Brunftlaut des Bockes mit dem Munde genau nachzuahmen versteht. Auf diesen Laut eilt er sofort der Gegend zu, von welcher er die Herausforderung vernimmt. Da er dabei von Zeit zu Zeit verhofft, um sich von der Richtung des vermeinten Gegners genau zu überzeugen, so bietet er sich in den meisten Fällen sicher zum Schusse. Ein alter Jäger lockte solche Böcke mit einer ganz gewöhnlichen grossen Schneckenschale. Er hatte derselben die obersten, kleinsten Windungen abgeschnitten, führte diese Öffnung zum Munde

und wusste dann mit der hohlen Hand die Töne so zu moduliren, dass sie dem Grunztone des brunfteifrigen Bockes genau ähnelten. Mit dieser Finte hatte dieser Jäger manch gewaltigen Recken auf den jenseitigen Brunftplan befördert.

Vor der Brunftzeit erreicht man seinen Zweck auch zuweilen dadurch, dass man in aller Morgenfrühe eine brunftende Hausziege in jenem Reviertheile festbindet, in welchem der Bock meist als Einsiedler zu stehen pflegt. Durch den ohrzerreissenden, jämmerlichen Liebessang fühlt sich hie und da so ein Bock bewogen, herablassend das Liebesfeuer der Ziege stillen zu wollen und verfällt hierbei dem auflauernden Jäger. Zu diesem Zwecke wähle man aber eine möglichst alte Hausziege, denn je älter die Schachtel ist, umso verliebter und eindringlicher pflegt sie nach dem Bocke zu schreien.

Wollte man alle denkbaren Momente eines Pürschganges im Gemsreviere näher beschreiben, so wäre für dieses Kapitel allein ein besonderes Buch zu schreiben; vielleicht findet sich seinerzeit einmal eine Feder, die sich dieser äusserst dankenswerthen Aufgabe unterzieht. Solch eine eingehende Arbeit wäre gewiss eine allen Waidmännern erwünschte Lectüre. Der junge Mann könnte daraus viel Nützliches lernen, der wind- und wettergebräunte Veteran aber würde sich beim Durchlesen in tausende eigener Erinnerungen versenken und dabei glückliche Stunden im behaglich durchwärmten Stübchen erleben, wenn ihm seine etwas widerspenstig gewordenen Beine einen Gang in die verschneiten Hochreviere schon etwas gar zu schwierig machen.

So glatt, wie die Pürschgänge hier kurz skizzirt wurden, geht es dabei freilich nicht immer ab. Die aufregendsten Augenblicke, die kritischesten Szenen, die gefährlichsten Momente muss man dabei oft mit in den Kauf nehmen.

In welcher gefahrvolle Situationen man dabei gerathen kann, das schildert einer meiner Freunde in der mehrcitirten Jagdzeitung „Waidmanns Heil“ nach einem eigenen Erlebnisse in so wahrheitsgetreuer und fesselnder Weise, dass ich es nicht unterlassen kann, seine „Gemspürsche“ hier zum Schlusse dieses Capitels einzuschalten:

„Ein prächtiger Novembertag verleitete mich, eine Gemspürsche mit noch einem Collegen in einem der abgelegensten Gebirgsreviere zu unternehmen. Winter und Wetter schien mir besonders günstig, und so stiegen wir wohlgemuth die verschneiten Alpen hinan. Da in dem Jagdterrine nicht sonderlich viel Schnee lag, verursachte uns derselbe keine nennenswerthen Beschwerden, war uns vielmehr zum Auffinden der Gemen sehr zweckdienlich. Da wir schon um 3 Uhr Früh aufgebrochen waren, langten wir um 8 Uhr in dem Reviere an, welches wir abpürschen wollten. Wir theilten uns und jeder begann seine Pürsche auf eigene Faust, jedoch darauf Rücksicht nehmend, dass etwa zu früh rege gemachte Gemen dem andern zuwechselln mussten.

Ich hatte mir eine prächtige Auslugstelle ausgesucht, entdeckte auch nach kurzem Spähen mehrere Gemen, die anscheinend von einem grösseren Rudel sich abgetrennt hatten und demselben folgen wollten. Da ich das Revier sehr

genau kannte, war es mir ein Leichtes, denselben den Wechsel abzuschneiden. Ich war schon auf meinem Posten angelangt, als die Gemsen längere Zeit verhofften. Der Wind jedoch war mir sehr günstig und die Thiere wechselten ganz vertraut auf mich zu. Ich bemerkte, dass zwei starke Böcke dabei waren, die eine Gais in zärtlichen Liebeswerbungen verfolgten, trotz ihrer Hitze aber vorläufig einem Kampfe gegenseitig auszuweichen suchten. Als sie mir auf circa 150 Schritte nahe gekommen waren, bot mir der eine Bock ein günstiges Abkommen. Ich machte krumm und der gewaltige Recke zeichnete mit einer hohen Flucht, um dann sofort zusammenzubrechen. Durch den plötzlichen Knall erschreckt und das mehrfach donnernde Echo offenbar ganz consternirt, standen die andern Stücke einen Augenblick wie angewurzelt. Ich benützte die Gelegenheit dazu, auch dem zweiten Bocke meinen bleiernen Gruss zu senden. Er zeichnete nicht so gut als der erste und sein Benehmen liess sofort auf einen Waidwundschuss schliessen. Durch den zweiten Schuss erschreckt, war auch der erste Bock auf die Läufe geschnellt, doch wollte es mit dem Flüchten nicht mehr so recht gehen. Er überwarf sich alle Augenblicke und rutschte schliesslich durch einen mit feinem Grus angefüllten steilen Graben abwärts. Um zu verhindern, dass mir derselbe nicht über die tiefer unten befindlichen himmelhohen Felswände abstürze, eilte ich seitwärts hiezu und gab ihm den Fangschuss.

Unterdessen war das waidwund geschossene Stück weiter gewechselt, um sich in einer nicht sehr weit entfernten Latschendickung niederzu-



Im Feuer.

thun. Mit der erlegten Gemse stieg ich aufwärts, wo ich sodann mit meinem Collegen, den meine Schüsse herbeigelockt hatten, zusammentraf. Wir beschlossen, das zweite Stück ordentlich krank werden oder verenden zu lassen, bevor wir eine Nachsuche veranstalten wollten. Wir setzten uns also nieder, liessen uns den Proviant unserer Waidtaschen trefflich munden und steckten schliesslich ein Pfeifchen an. Lustig kräuselten die blauen Rauchwölkchen in die frische Luft hinein, während um die nächsten Felsenzinnen eine Schaar von Alpendohlen schreiend und lärmend herumjagte. Als endlich mit dumpfen, hohl klingenden „Klong - Klong“ einige Raben über der Gegend schwebten und Miene machten, in die Latschendickung, welche das waidwunde Stück angenommen hatte, niederzustürzen, entschloss sich mein College, selbst den Bock aufzusuchen. Da er ihn jedenfalls verendet glaubte, ging er mit der Suche nicht sonderlich vorsichtig zu Werke. Der Bock wurde schon rege in einer Entfernung, die dem Jäger nicht einmal einen Schuss gestattete. Der flüchtende Bock nahm das felsige Terrain an und verlor sich schliesslich in einem Felsgewirre, in welches wir ihm im Hinblicke auf die weit vorgerückte Zeit an diesem Tage nicht mehr folgen durften. Wir traten also mit dem zuerst erlegten Bocke unseren Heimweg an, fest entschlossen, am folgenden Tage die Nachsuche fortzusetzen, eventuell noch eine weitere Pürsche zu unternehmen.

Mit Anbruch des folgenden Tages waren wir schon wieder zur Stelle, von einem Hunde begleitet, den wir aber nur im äussersten Nothfalle

verwenden wollten, um nicht das ganze Revier zu beunruhigen. Zur Vorsicht stellte ich den Jäger auf einem Zwangswechsel an, durch den ich den Bock treiben wollte, falls er nicht verendet oder ich keinen Schuss anbringen sollte. Mein Weg war durchaus keine angenehme Promenade. Wild zerrissene Felsen thürmten sich zu allen Seiten empor, Schlünde und Risse klafften in den ausgewitterten Kalkfelsen, schmale Rahmen zogen sich längs der senkrechten Felswände, von denen man in die gähnenden Tiefen blickte. Ich war bis zu einer sehr tiefen Felsschlucht vorgedrungen. Links und rechts senkrechte Felswände, vor mir sprang ein kleines Bächlein in malerischen Cascaden von einer bedeutenden Höhe nieder. Ober dieser kritischen Stelle dehnte sich eine Alpenwiese aus, auf welcher ich zwei Gemen äsend erblickte. Das gäbe zwei Fliegen auf einen Schlag. Die waidwunde Gemse kann da herausgetrieben, dazu möglicherweise noch eine zweite erlegt werden. Also drauf und dran!

Am Fusse des Felsens legte ich Rucksack, Hut und Stock ab, zog Schuhe und Strümpfe aus, warf die Büchse über die Schulter und begann zu klettern. Eine Cascade um die andere wurde genommen, unbekümmert darum, dass mich das niederstürzende Wasser überrieselte, das, nebenbei gesagt, im November durchaus nicht das angenehme Gefühl eines Douchebades verursachte. Ich war ungefähr hundert Meter hoch gestiegen, als mir eine circa vier Meter hohe, etwas vorn überhängende Stelle den letzten Halt gebot. Dort drüben ästen sorglos auf Schussdistanz die Gemen, ich klebte wie eine Fleder-

maus an dem Felsen, nur mit den Zehen und Fingerspitzen Raum zum Anhalten findend, und dazu plätscherte das Wasser ganz impertinent rücksichtslos auf mich nieder. Etwas seitwärts drücken konnte ich mich wohl, um dem Wasser auszuweichen, aber damit war wenig geholfen. Ich konnte keinen Finger frei machen, wollte ich nicht in die dräuende Tiefe kollern. Was nun machen? Dass ich den Weg da zurück nicht mehr nehmen konnte, wo ich heraufgeklettert war, das sah ich klar ein, denn bekanntlich ist an gefährlichen Stellen der Abstieg immer böser als der Aufstieg. Die vor mir stehende Wand vermochte ich nicht zu erklettern, sintemalen die Natur bei meiner Existenzcreirung vergessen hatte, mir, wie dem rothflügeligen Mauerspechte, der neben mir lustig die senkrechten Wände emporlief, die für ihn so zweckmässigen Kletterballen mitzugeben. Diese hätten mir aus der Klemme geholfen, viel besser als alle Nützlichkeits-theorien von der Zweckmässigkeit der Welt bis ins Kleinste, wie diese in den Köpfen einiger Stubenphilosophen spuckt.

Es war ungefähr 9 Uhr vormittags, als es zu allem Überflusse noch heftig zu schneien anfing. Ich hatte längst keinen trockenen Faden auf dem Körper, die Zähne begannen zu klappern und die Knie schlotterten so bedenklich, dass ich zu stürzen befürchten musste. Mehr als einmal gedachte ich, durch einen raschen Sprung der verzweiflungsvollen Situation ein Ende zu machen, aber immer klammerten sich die Finger wieder krampfhaft an das harte Gestein. Diese Situation dauerte über zwei Stunden. Auf was ich eigentlich wartete? Ich wusste es selbst nicht.

Währenddem war mein College unten am Bache bei der Hütte erschienen. Da er mich dort nicht fand, begann er zu rufen, schreien und schiessen. Meine Antworten hörte er wahrscheinlich wegen des Tosens des Baches nicht, und einen Schuss zu lösen war mir absolut unmöglich. Unten am Fusse des Felsens erschien endlich der Hund. Da er daselbst meine abgelegten Habseligkeiten fand, stiess er ein herzzerreissendes Geheul aus. Sein Wimmern, Klagen und Heulen drang mir tief in die Seele und vermehrte noch meinen Seelenschmerz. Armes, treues Thier! Einige Minuten vergass ich über diesem durchschneidenden Wimmern fast die Gefährlichkeit der eigenen Situation. So mag der treue Hund weinen, wenn er seinen Herrn im weiten Reviere findet, durchbohrt von des ruchlosen Wilderers Blei!

Seitwärts hatte ich schon längst einen kleinen Felsvorsprung entdeckt. Dieser versprach wohl Rettung, aber die Chancen des Abstürzens lagen um 90 Procent näher als jene des Gelingens. Gewagt musste es aber doch werden! Ich verrichtete ein kurzes Gebet, empfahl meine Seele dem Himmel und — wagte den Sprung. Wie Eisenklammern erfassten Zehen und Finger jede Unebenheit, der Fuss ruhte auf dem Vorsprunge, ich war gerettet. — Ohne Schwierigkeit erreichte ich nun die Alpenmatte, ein heisses Dankgebet zum Himmel sendend.

Die Gemen waren unterdessen nicht weit gewechselt; ein kleines Rudel hatte sich noch dazu gefunden, aber mir war die Lust zum Schiessen für heute gründlich vergangen. Nachdem ich etwas ausgeruht, meine dick angeschwol-

lenen Hände und Füße mit Schnee gerieben und einen Avisoschuss für meinen Kameraden abgefeuert hatte, suchte ich auf der anderen Seite den Abstieg. Da, in einem Latschenbusche lag auch die Gemse, die mir so nahe verhängnisvoll geworden wäre.

Als ich den Fels umgangen hatte, sass der Hund noch bei meinen Sachen, heulte und jammerte. Als er mich erblickte, eilte er in rasender Freude auf mich zu und hätte mich mit seinen Freudeäusserungen beinahe umgeworfen. Auch mein Kamerad, der schon die ganze Zeit über in Todesängsten um mich geschwebt, erschien, und sein Gruss war eine stumme lange Umarmung. Ohne Worte sagte sie mir viel.

Nach einer kurzen Rast in der Hütte, eilten wir nach Hause. Das Gehen wurde mir schon recht sauer, obwohl mein Kamerad Rucksack, etc. mir abgenommen hatte. Hände und Füße schwellen von der Überanstrengung und Kälte so an, dass ich drei Tage keinen Finger und keine Zehe bewegen konnte, und ich brauchte ziemlich lange, bis ich wieder ganz hergestellt war.

Trotzdem geht's heuer wieder lustig in die Berge. Möge mir Diana hold sein. Allen Genossen zu erfolgreicher Gemspürsche ein schallend Waidmannsheil!“



## III.

## DER ANSTAND.

Der Anstand ist bei der Jagd auf Gemsen die am wenigsten ausgeübte Jagdmethode. Viele Waidmänner wollen denselben als nicht lohnend gelten lassen und auch nicht ausüben, weil er ihnen „zu langweilig“ vorkommt. Er bietet allerdings nicht viele solcher aufregender Momente wie die Pürsche, nicht das rege Leben einer Treibjagd, aber so gänzlich ist er denn doch nicht zu verwerfen. Für denjenigen Hochgebirgsjäger, der nebstbei auch ein Freund der Natur ist, bietet ein Anstand immerhin noch äusserst reizende Momente.

Zum Anstande ist ebenso wie zum Pürschgange eine eingehende Revierkundigkeit, eine genaue Beobachtung der Windrichtung und die nöthige Ruhe erforderlich. Keinem Menschen wird es einfallen, den nächstbesten Platz in einem Reviere zum Anstande zu erkiesen. Er wird sich erst genau erkundigen, wo das Gemswild seine Wechsel hat, zu welcher Tageszeit es dieselben am liebsten annimmt, und ob es auf denselben zurück oder

herauswechsle. Kennt man den gewöhnlichen Stand genau, so wird man unter sorgfältiger Zuratheziehung des Windes bald wissen, unter welchem Felsen, auf welchem Bergvorsprunge man seinen Ansitz zu nehmen hat.

Bezüglich des Windes gilt im allgemeinen bei normaler Witterung als Regel, dass derselbe in der Schattenseite des Gebirges abwärts streicht, während er auf der von der Sonne beschienenen Bergseite aufzieht. Dies entspricht dem allgemeinen Naturgesetze, dass die kältere, schwerere Luft mehr der Tiefe zu drückt, hingegen die erwärmte, leichtere Luft beständig in die Höhe strebt und so die Zugsrichtung des Windes in einer Localität bestimmt, wenn der Gegendruck einer oberen Windrichtung nicht ein so immenser ist, dass er das Aufstreben der Luft in einer bestimmten Localität paralytirt. Dies pflegt in den allermeisten Fällen nur von den herrschenden Nord- und Südwinden der Fall zu sein, doch darf man sich auch in dieser Hinsicht nicht durch das nördlich oder südlich streichende Gewölk täuschen lassen, weil in den engen Hochgebirgstälern oft der Südwind an einer den nördlichen Horizont abschliessenden Kette abprallt und dann als „verschlagener Wind“ die entgegengesetzte Berglehne herunter und auf der andern Seite conträr mit der Hauptrichtung schwach sich heraufzieht. Auch die schwächste Bewegung in der Luft soll man nicht unberücksichtigt lassen. Ist der Wind so schwach, dass man seine eigentliche Richtung nicht entnehmen kann, netze man einfach einen Finger, halte denselben in die Höhe und man wird über die herrschende Richtung sehr bald

unzweifelhaft im Klaren sein. Dass die Terrainbeschaffenheit und die nördliche oder südliche Lage hiebei ein gewichtiges Wörtchen spricht, dürfte nach dem vorher Gesagten hinreichend erklärt sein.

In vielen Fällen wird man den Anstand zugleich mit dem Pürschgange verbinden in der Weise, dass man nach einer Pürsche am Morgen den aufwärtsziehenden Gemen zuvorzukommen trachtet und sie bei gutem Winde auf einem bekannten Wechsel erwartet. Das wird man jedoch nur dann ausführen können, wenn man die Gemen durch das Pürschen nicht beunruhigt, mit einem Worte das Revier nicht vergrämt hat.

Den vortheilhaftesten Ansitz gewähren die sogenannten Zwangswechsel, das heisst jene Übergänge in Felsen oder Schluchten, die in einem grösseren Rayon den einzigen Ausweg nach einem bestimmten Reviertheile bilden. Solche Zwangswechsel sind in den Hochregionen nicht selten und werden von dem Standwilde regelmässig eingehalten, wenn nicht eine äussere Ursache das Wild zwingt, denselben aufzugeben und sich einen Wechsel nach einer andern Gegend aufzusuchen. Wegen einem zwei- bis dreimaligen Beschiessen werden solche Wechsel nicht aufgegeben, besonders dann nicht, wenn sich der Jäger nach dem Schusse vollkommen ruhig verhält und die Gemen seiner nicht ansichtig werden.

Den Ansitz wähle man nicht unmittelbar am Wechsel selbst, weil sonst das Wild zu leicht den Jäger wahrnehmen und zurückbrechen würde. Zieht sich der Wechsel einen Felsen entlang,

trachte man sich dort anzusetzen, wo derselbe in ein weiteres Terrain mündet und man auf bequeme Schussdistanz rückwärts von denselben sich anstellen kann, so dass man den heranwechselnden Gemsen nicht spitz entgegen schießen muss, sondern dieselben nach der Breitseite zu Augen bekommt und das Blatt genau bezielen kann. Dieses ist immer das beste und sicherste Ziel. So viel ich auch schon von gelungenen Kopf- und Halsschüssen renommiren hörte, so bin ich doch immer noch der Ansicht, dass man einen solchen nur dann wagen sollte, wenn eben kein anderer Schuss mehr möglich ist. Ich ziehe einen schönen Blattschuss immer jedem anderen vor. Gar häufig sind diese vielgerühmten „sicheren Halsschüsse“ bei genauer Betrachtung eigentlich nichts anderes als — Fehlschüsse, indem der Schütze das Blatt bezieht und durch einen glücklichen Zufall wenigstens noch den Hals getroffen hat. Gar mancher Jäger, der mehr mit den sogenannten „renommirten“ Schützen zu thun gehabt hat, wird diese Anschauung aus eigener Erfahrung bestätigen können.

Dass der Gemse auf der Pürsche, am Anstande sowohl als im Treiben unbedingt die Kugel gebührt, nehme ich als selbstverständlich an. Auf dieses edle Wild mit gehacktem Blei oder Posten und kleineren Schrotnummern zu pfeffern, gehört schon zur Aasjägerei. Einen guten Schrotschuss kann man wohl anwenden, wenn es sich auf kurze Distanz um einen Fangschuss handelt; aber einem gesunden Stücke ein Dutzend Schrotkörner in den Leib zu jagen, über ein solches Thun müsste ein Jäger doch vor sich selbst erröthen, falls er dieses

überhaupt nicht schon ganz verlernt hat. Jeder Jagdherr sollte einem solchen Schützen, der mit einer „Schrotspritze“ auf einer Gemsjagd erscheint, schon im vorhinein den Eintritt in das Revier untersagen.

Am Anstande selbst sollte man sich des Rauchens, sowie jeder Unruhe enthalten, wenn man nicht unbedingt sicher ist, dass derselbe über eine Stunde dauern müsse, bevor überhaupt ein Wild in Sicht kommen kann. Dieses Arcanum für die Langweile benöthigt man meiner Ansicht nach nicht. Öffnet man nur das Auge, welcher Genuss ist ihm nicht geboten in der hehren, ewig schönen Alpenwelt! Dort die riesigen, aufgethürmten Felskegel, an denen der Zahn der Zeit schon seit Jahrhunderten vergebens genagt, er allein vermag dich eine Zeit lang zu beschäftigen, falls du wirklich Zeit und Musse dazu hast, dich an die Enträthselung dieser Steinhieroglyphe zu wagen. Du sitzt vielleicht hoch oben in der Felswildnis. Rund herum starren die gigantischen Formen, oder es dehnen sich Steinfelder aus, von denen her von Zeit zu Zeit das seltsame Klingen der abspringenden Steine ertönt. Du glaubst dich vielleicht ausser dem Bereiche jedweden Lebens. Mit nichten! dort an der Felsenwand klettert der rothflügelige Mauerspecht, Leben und Stimmung an die glatte Felswand zaubernd, wo es selbst der Alpenschmetterling verschmägt, sich für einen Augenblick zur Ruhe niederzulassen. Weiter seitwärts in den schrundigen Rillen oder auf spitzer Felsenzacke verrathen einige Sangproben die Gegenwart des eleganten Schneefinken, dieses treuen Alpenkindes, oder es lässt die Blaudrossel, auch

„einsamer Spatz“ genannt, ihre Weisen ertönen. Um die zu dir aus der Tiefe heraufstrebenden Felsenhäupter jagen lärmend und sich neckend die Alpendohlen mit ihren im Sonnenscheine bernsteingelb schimmernden Schnäbeln, oder es ist die seltene Alpenkrähe, die du leicht an den korallenrothen Ständern und dem gleichgefärbten Schnabel erkennen kannst. Längs der Felswände ziehen eleganten Fluges die kleinen Felsenschwalben, mit ihren langen Flügeln die an nackter Felswand sich gemächlich sonnenden Fliegen aufjagend. Höher oben kreist mit hohltönendem Rufe der Kolkkrabe, dieser stämmige und gewandte Räuber im schwarzen Gewande. Bist du gerade glücklich, dann kannst du auch das schöne Flugbild des Steinadlers bewundern. Auch an der gegenüberliegenden Halde wird es lebendig; es ist eine Kette Steinhühner, welche hier heroben, fern von dem gierigen Treiben des „Herrn der Erde“ ihr Heim aufgeschlagen hat. Ein leiser Luftzug bewegt die spärlich aus einer Felsenritze hervorspriessenden Farrenkräuter oder der emporragenden Grasbüschel. — Richtig, der Wind ist gut — er hält aus. Dort? — Ja, das war das wohlbekannte Klängen, mit dem die Gemse in den steinigen Revieren dir ihr Heranwechseln anzeigt. Richtig dort zeigen sich schwarze Punkte. Rasch hervor mit dem Glase! Ein, zwei, drei ein starker Bock. Wie behutsam er der Leitgemse folgt und ihr galant den Löwenantheil an der Aufmerksamkeit überlässt! Jetzt sind sie hinter dem Felsvorsprunge verschwunden. Nun die sichere Büchse eingestochen, denn bald werden sie um den Felskoloss biegen! Wohl hämmern da die Pulse etwas

rascher und ein kleines Jagdfieber ist im Anzuge. Muthig dasselbe niedergekämpft! Kann man dessen nicht Herr werden, nehme man ein Holz oder einen harten Gegenstand zwischen die Zähne; es wird bedeutend besser. Dort biegt die Leitgarnse um die Ecke, rühre keine Fieber, überschatte noch lieber das glühend blickende Auge mit der Wimper, sein unverhüllter Glanz könnte an dir zum Ver-räther werden. Endlich — dort — der ist der richtige. Einen Moment verhofft er — scharf aufs Blatt und — in Hubertus Namen — krumm! — Donnernd hallt das Dröhnen des Schusses die Felswände entlang, aber der gute Kugelschlag und das ausgeprägte Zeichen des Bockes sagen, dass die Kugel gut sitzt. Erschrocken spritzen die andern Gemen auseinander, der Bezielte macht auch noch ein paar Fluchten, dann bricht er zusammen. In seinen dunkeln Lichtern spiegelt sich zum letztenmale der Alpen ganze Herrlichkeit, die ihm so oft von seinem Hochstande aus entgegengelacht.

Noch tönt von Ferne das Klängen der unter den flüchtigen Läufen der erschreckten Gemen lose gewordenen Steinchen; sonst ist alles still, höchstens dass noch die Alpendohlen da unten erschreckt auflärmen. Jetzt aus der Deckung heraus und zur Beute! Ein capitaler Bursche! Schon trägt er den wallenden, oben weiss gerin-gelten Gembart, denn es ist schon weit im Spät-herbste. Das wird dem Hute gut stehen!

Ein Büschel des Bartes wird erfaßt, um den Zeigefinger gewickelt, mit dem Daumen festange-drückt und ausgezogen. So hat man sich bald

des ganzen Bartes versichert. Sorgfältig in der Brusttasche verwahrt, wandert er mit nach Hause. Dort kann man ihn leicht selbst binden. Man bringt den Bart in so ein enges Gläschen, dass die Wurzeln desselben sämmtlich den Boden berühren, rüttelt in so, bis er in allen Theilen die richtige Lage hat, dann umwindet man ihn an der Wurzel entweder mit einen Seidenfaden oder feinem Silberdraht, taucht das unterste Ende noch in flüssigen Leim, und die ganze Arbeit ist fertig.

Ist man nicht so glücklich, seinen Bock unterm Feuer bleiben zu sehen, achte man genau auf das Schusszeichen, um daraus zu ersehen, ob wohl einige Hoffnung vorhanden sei, dessen noch an diesem Tage habhaft zu werden.

Die Gemse hat ein zähes Leben. Mit einer Verwundung, die den Rehbock zu unsern Füßen verenden liesse, stürmt ein Gamsbock noch in rasenden Fluchten die Felsen hinan, dem ewigen Schnee entgegen, stundenweit, wenn man sich sogleich verfolgend auf die Fährte macht. Weniger weit eilt er in der Regel, wenn er nach dem Schusse von dem Schützen nichts vernimmt. Das sofortige Herausprellen aus seiner Deckung, wenn eine solche vorhanden, ist demnach kein Mittel, des Bockes habhaft zu werden. Erst wenn er genügend entfernt ist, begeben man sich auf den Anschuss. Verspricht derselbe im Vereine mit dem beobachteten Zeichen Gutes, dann verbricht man den Anschuss und vergönnt sich in aller Seelenruhe das lang entbehrte Pfeifchen.

Ein paar Stunden später wird man den Bock in seinem Waidbette unter einem Felsen oder in

einer Latschendickung verendet oder wenigstens so krank finden, dass man ihm den Fangschuss geben kann. Wäre man ihm allsogleich nachgetreten, würde er stundenweit durch Fels und Schlucht weiter gestürmt und morgen eine Beute der Adler und Raben geworden sein. Auch hier hat man mit dem Nachlaufen noch nie etwas ereilt, mit Geduld aber schon manches erwartet.

Findet man am Anschusse Schnitthaare und Schweiss, so kann man aus diesem Zeichen ungefähr den Sitz der Kugel ermitteln. Wer eine Gemse aufmerksam betrachtet, sich die verschiedenen Haarpartien genau studirt, der wird schon aus den Schnitthaaren oft den Sitz der Kugel enträthseln. Diese Kenntniss muss rein aus eigener Anschauung erworben werden und ich kann es hier füglich unterlassen, diese oft minimalen Unterschiede näher zu fixiren. Leichter merkt man sich die Schusszeichen, die Farbe des Schweisses etc., daher mögen einige der wichtigsten hier Platz finden:

Ein guter Blattschuss kennzeichnet sich durch hellen Kugelschlag, falls man nicht zu weit entfernt ist, um ihn zu vernehmen; das Stück scheint im Feuer zu stürzen, fährt mit dem Windfang zu Boden, schnellt auf und stürmt gesenkten Hauptes weiter, an die ihm im Wege stehenden Gegenstände anprallend. Nach 50 bis 150 Schritten bricht es zusammen und verendet. Seitwärts der Fährte findet man den schön rothen, etwas blasigen Lungenschweiss.

Trifft die Kugel so hoch, dass sie das Rückenmark erreicht, bricht das Stück mit einem plötzlichen Rucke zusammen und wird nicht wieder hoch.

Wurde dagegen das Rückgrat nicht zerschmettert und ist das Projectil unter demselben durchgedrungen, so stürzt das Stück ebenfalls mit raschem Rucke zusammen, hebt aber bald wieder den Kopf. In diesem Falle ist ein sofortiger zweiter Schuss dringend geboten und zwar ohne langes Besinnen, denn im nächsten Momente schnellt es auf die Läufe und stürmt in tollster Flucht dahin. Das Wild ist in diesem Falle bloß gekrellt und wird schwerlich je in die Gewalt des Schützen kommen. Wurde kein edler Theil verletzt, so verheilt ein Krellschuss bei der Gemse ziemlich rasch, wie überhaupt böse Verwundungen verhältnismässig schnell verheilen.

Den tiefen Blattschuss zeichnet die Gemse mit einem blitzartigen Aufreissen der Vorderläufe vor dem Niederstürzen auf die Knie, während die Hinterläufe intact bleiben. Ein rascher zweiter Schuss erspart eine lange mühsame Nachsuche, denn das Stück stürmt noch leicht über eine Stunde weit und darüber. Eine Nachsuche, wenn ein zweiter Schuss nicht erfolgte, hat hinreichend fünf bis sechs Stunden Zeit. Nahe seitwärts der Fährte zeigen sich die Schnitthaare und spärlicher Schweiss, der besonders bei feisten Böcken bald aufhört, da sich das Feist vor die Kugelwunde schiebt und das Schweissen verhindert. Ein Kugelschlag ist in den wenigsten Fällen schwach hörbar.

Bei einem Schusse auf den Stich bäumt das bezielte Stück hoch auf, schnellt die Vorderläufe an den Leib und macht ein paar kurze Fluchten, die Vorderläufe wie fangend bewegend. Der Kugelschlag ist voll und fest. Ist die Milz verletzt

worden, zeigt sich zwischen der Fährte der Vorderläufe guter Schweiss und das Stück bricht in kurzer Entfernung zusammen. Hat die Kugel dagegen das Herz getroffen, so bleibt es nach dem ersten Aufbäumen gewöhnlich unterm Feuer.

Bei dem Schusse waidewund, schnellt die Gemse mit den Hinterläufen hoch auf, der Kugelschlag hört sich schwach dumpf oder gar nicht, und das Stück wird sehr gestreckt flüchtig. Der Schweiss ist dunkel, schmutzig und zeigt sich gewöhnlich mit dem Gescheideinhalt gemischt. Sobald sich das Stück sicher glaubt, bleibt es mit hochgezogenem Rücken buckelig stehen und thut sich bald nieder. In einigen Stunden ist es verendet oder doch wenigstens für den Fangschuss reif. Prellt man ihm dagegen nach Art eines ungezogenen Vorstehhundes nach, so flüchtet es mit dem Aufgebote der letzten Kraft und ist fast ohne Ausnahme für den Jäger verloren, da ein Schweisshund zu weiter Nachsuche im Hochgebirge kaum einmal zu verwenden ist.

Der Keulenschuss rückwärts hat hellen Kugelschlag, das Stück stürzt mit den Hinterläufen zusammen und wird flüchtig. Ein Jäger, der einen solchen zu verzeichnen hat, ist das Schandwaidblatt nicht mehr werth und ist reif, dass ihm seine Büchse officiell abgenommen werde.

Abgeschossene Hinterläufe erkennt man sofort, weil dieselben seit- und rückwärts schlenkern; dünner Schweiss und Knochensplitter; ebenfalls Schandschuss!

So eine Gemse eilt noch flüchtig auf drei Läufen die unglaublichsten Strecken weit und ist für den

Schützen immer verloren. In sehr vielen Fällen verheilen sich zwar die Laufschüsse, aber das betreffende Thier ist ein Krüppel, tritt sehr heruntergekommen in den Winterstand und bei einem darauffolgenden recht strengen Winter dürfte es kaum durchkommen. Leichtere Winter vermag es wohl zu überdauern.

Keulenschuss vorn gibt hellen, fast klingenden Kugelschlag, das Stück reisst schnellend vorwärts auf, um sodann mit der Vorderhälfte zu stürzen; es wird jedoch bald wieder hoch und flüchtig. Ist der Keulenschuss nahe dem Blatte und etwas schräg nach rückwärts, zeigt sich neben der Fährte Lungenschweiss und das Stück thut sich nach einigen hundert Schritten nieder, worauf es endet oder einen Fangschuss ermöglicht, wenn man es krank werden lässt. Trifft dagegen die Kugel mehr nach vorne und hat sie die schräge Richtung nach vorwärts, so wird das Wild in den aller-seltensten Fällen zur Strecke gebracht werden können.

Vorderlaufschüsse mit ebenfalls hellem Kugelschlag zeichnen ähnlich wie die Hinterlaufschüsse und ist jede Nachsuche vergebliche Mühe, wenn der Lauf tief unten zerschmettert ist.

Bei Halsschüssen bricht die Gemse sofort zusammen, wenn die Halswirbelsäule zerschmettert ist, zeichnet dagegen mit wildem Aufschlagen des Kopfes, wenn die Wirbelsäule nicht verletzt wurde. Hat das Projectil die Drossel durchrissen, zeigt sich nach wenigen Fluchten schaumiger Schweiss. Bleibt das Stück stehen, beginnt es wild zu pusten und zerstäubt dadurch den Schweiss nach allen

Seiten. Dieser Schuss ist zwar tödtlich, erfordert aber trotzdem eine Zeit lang Ruhe, wenn es nicht verloren gehen soll. Ist dagegen die Hauptschlagader zerrissen, so zeigt sich sofort sehr starker Schweiss, in Folge dessen das Stück verendet, wenn die Ader ganz aufgerissen ist.

Kopfschuss gibt hellen Kugelschlag und hat ein sofortiges Zusammenstürzen zur Folge. Ist aber nur ein Theil des Unterkiefers zerschlagen, so wird das Stück bald wieder hoch, stürmt in wilden Fluchten bergan und ist in den allermeisten Fällen für den Jäger verloren. Es verendet in der Regel in einer entfernten Schlucht und wird eine willkommene Beute des zahlreichen Raubzeugs.

Wird ein Krikel sammt den Stirnzapfen abgeschossen, wirft es das Stück plump nieder. Ein solcher Schuss betäubt aber gewöhnlich nur. Bemerkt man die mindeste Bewegung des Schädels, so ist ein rascher, zweiter Schuss erforderlich, wenn der Schütze nicht das Nachsehen haben will.

Bei der bekannten Zählebigkeit der Gemse ist es sehr gerathen, die Schusszeichen genau zu beobachten und mit einem zweiten Schusse nicht zu zögern, so bald man sieht, dass der erste nicht von unbedingt tödtlicher Wirkung war. Immer ist ein zweiter Schuss besser als eine Nachsuche, die im Hochgebirge unter allen Umständen eine sehr missliche Arbeit ist.

Bei etwas unbeständiger Witterung kann es vorkommen, dass der Wind im Verlaufe einer Stunde oder noch früher in das diametrale Gegentheil umschlägt. Befindet man sich zu einer solchen

Zeit auf dem Anstande, so hat man einen Anlauf nicht zu gewärtigen und thut daher am besten, sich sofort zu salviren, ohne lange das Wild unnütz zu beunruhigen und zu vergrämen. Gelingt es heute nicht, kann man es ja morgen wieder versuchen und hat dabei umsomehr Chancen des Gelingens, wenn man am ersten Tage sich davon gemacht hat, ohne das Rudel oder vereinzelte Stücke unruhig zu machen.

Um den Anstand zu erreichen, soll man nicht nur die Windrichtung genau beobachten, sondern sich auch hüten, eine längere Strecke weit auf dem Wechsel vorwärts zu schreiten, über welchen das Gemswild heranwechseln soll. Vergeht zwischen dem Durchschreiten des Wechsels und der Annahme desselben von Seite des Wildes eine genügend lange Zeit, so verliert sich allerdings die Witt'ung; treffen aber die Gemsen in kürzerer Zeit auf denselben ein, so hat ihr Windfang sofort genügendes Aviso um den Refrain zu begreifen:

„Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!“

Auf dem Wege nach dem Anstande, wie überhaupt bei jedem Revierbegange, soll man sich vor jeder Übereilung hüten. Einer aufmerksamen, scharfen Beobachtung verrathen die gebogenen Hälmschen, die geritzten Latschenstämmchen so manches, was auch für den in Aussicht genommenen Anstand von nicht unbedeutendem Werthe sein kann. Bei raschem Gange übersieht man solche „Kleinigkeiten“ alle, rennt sich selbst in eine Backofenhitze hinein, erhöht dadurch die Transpiration so bedeutend, dass das Wild auf ungleich grössere Entfernung Wind bekommt.

Der Anstand, ob als specielle Jagdmethode oder in Verbindung mit dem Pürschgange geübt, hat seine Mucken und verlangt ebenso wie jede andere Jagdart eine genaue Beobachtung nach allen Seiten hin. Wer sich gedankenlos auf den Anstand begibt, der wird wieder ebenso gedanken- und beutelos nach Hause zurückkehren können. Schwer wird er nie zu tragen bekommen.

Für den denkenden, beobachtenden Waidmann jedoch bietet auch der Anstand eine Quelle reinen Genusses und prickelnder Momente. Jede Jagdart hat ja seine eigenthümlichen Reize und Freuden, und darum wollen wir auch den Anstand auf Genssen nicht allzuvorschnell in die Rumpelkammer verweisen, wo ihn die Terrainverhältnisse gestatten. Auch er bringt dem Jäger in vielen Fällen sein heiss- und langersehntes Waidmannsheil.



## DAS TREIBEN.

Treibjagd auf Gemsen! Welcher Zauber liegt für hunderte von Hubertusjüngern in diesen einfachen Worten! Wie klopft freudig die Brust, und wohl jeder sieht sich schon oben im Hochgebirge auf seinem Stande, die weittragende Büchse im Anschlage, vor sich ein Rudel Gemsen. Der Mühen und Beschwerden des Steigens gedenkt er nicht mit einer einzigen Silbe. Das ist eine Nebensache oder vielmehr etwas, das von Gottes- und Rechteswegen dazu gehört wie zu einem elektrisirenden Kusse ein Paar schwellende Rosenlippen und ein feurig Augenpaar.

Bei einer grösseren Treibjagd auf Gemsen begeben sich die meisten Waidmänner schon am Tage vorher auf die Alpe, wo sie in irgend einem comfortablen Jagdhause oder auch in einer rauchigen Alpenhütte ein Nachtquartier finden. Der Abend wird dazu benützt, nach allen Seiten Ausschau zu halten. Sorgfältig spähend läuft das scharfe Glas den wilden Schründen und Felswänden entlang um wo möglich sich schon am Vorabende

durch einen „guten Anblick“ einen kleinen Vorgesmack von dem zu verschaffen, was an dem folgenden Tage kommen soll.

Rosig goldene Lichter streut die untergehende Sonne über das weite, wildromantische Alpengebiet, dasselbe in ein Meer blendenden Lichtes tauchend. Wie's da funkelt, glänzt und flimmert! Dunklere Schatten tauchen in des Lichtesfluthen, die Feuerströmen gleich um der Alpen Riesenleib sich schlagen. Dämmerung legt sich halbdurchsichtigen Schleiern gleich über der Thäler Tiefen, allmählig höher ziehend und mit blauem Duft sich einend des Berges rauschende Wälder zu umschlingen. Hoch oben küsst der Sonne letzter Strahl die Gletscherriesen, die unter dem Flammenhauche hoch erröthen wie die Jungfrau, die bis tief ins Herz hinein erschauert unter des ersten Kusses räthselvoller Macht. Einer Riesenfackel gleich lohen die Eiseszinken in des Äthers Blau hinein, hoch und höher uns erscheinend, bis ein letztes Flammen erstirbt in den Himmelsräumen.

Lautlos stehen die bärtigen Männer vor der Hütte, in deren Innern von des Herdes Feuer leichte Lichterstreifen den niedern Raum durchtanzen. Einer nach dem andern schleicht hinein, und bald sitzen sie alle auf schmaler Holzbank um den primitiven Tisch, daselbst seinen Abendimbiss zu nehmen, ihn vielleicht noch feurig würzend mit dem Glase rothen Rebenblutes, damit die Zunge sich löse zum Erzählen von so manchem freien Jagdvergnügen. Klingt's zuweilen auch lateinisch, hört's lachend doch die Tafelrunde. Mählig aber verkriecht sich Einer um den Andern. Winken für die Nacht auch nicht schwellende Federn, zarte

Dunen, macht nichts; auch im duftigen Heu der Alpe ruht sich für eine Nacht recht gut. Noch einmal rauscht's in allen Ecken, da und dort schneidet Einer des Alpenahorns zähe Knorren durch, dann endlich wird „über allen Wipfeln Ruh“. Morpheus ist in sein Recht getreten, streut süsse Träume auf die schweren Lider, Träume von flüchtigen Gemen, Büchsenknall und Treiberlärm. Träumend ärgert man sich über der Treiber überlautes Lärmen, über den Jodler endlich gar, so dass man erwacht und hört, wie eben der Jäger froh den Morgen grüsst und die Schützen alle zum edlen Waidwerk ruft. Da gibts kein langes Augenreiben, flugs ist jeder bald im Raume, wo am Herde schon die Flamme unterm Kessel lustig Funken sprüht. Tritt dann der Jäger meldend durch die Thüre, hält jeder rasch zum Aufbruch sich bereit.

Noch winken im Ätherblau die flimmernden Sterne und eilig hat es der verschlagene Mond, nach dem neckisch flüchtenden Morgenstern zu haschen, ehe Frau Sonne zum weiten Ausblicke aus dem Wolkenbette sich hebt. Unter lustigem Tosen springen die Alpenbächlein ins Thal, wild aufbrausend, wenn ein Steinblock hindernd im klaren Bette sich breit macht. Dazwischen tönt das Waldes Rauschen seine unbeschreiblichen und doch so reizend lieben Chöre aus, leise bald wie im verstohlenen Liebesflüstern, stürmisch wieder wie im Zorne rauscht es durch die Wipfelkronen. Klingt es nicht tief zu Herzen dieses Concert, dass des Wildbachs Rauschen und des Waldes Brausen dem erwachenden Tage zum Wiegenliede bringt?!



Zum Aufbruch.

Still bewegen sich der Jäger kräftige Gestalten über den holperigen Alpensteig, da an einem Stein sich stossend, dort mit unterdrücktem Fluche über eine knorrige Wurzel stolpernd. Es sind eben nicht alle gewohnte Steiger, die hier im Zwielflicht die vielfach sich schlängelnden Steige zieh'n. Zu Beginn des Marsches hat man der Stimmen viele noch vernommen, aber je höher auf der Weg sich windet, um so stiller wird es in den Reihen, höchstens dass man noch das Klappern der Alpenstöcke auf dem losen Gestein vernimmt.

Stern um Sternlein geht ermüdet schlafen, lichter tönt des Äthers Blau sich ab. Vor des Ostens Pforten ballen sich der Wolken dichte Massen, um bald vom ersten Tagesstrahle glühend über'n Horizont sich zu heben. Feuergarben fluthen durch den Himmelsraum, in ihrem Colorit die Kunst der Menschenhand beschämend. Bald glühen auch der fernen Gletscher höchste Zinken und in der nächsten Zeit entsteigt die Sonne jenem Kamme, Berg und Thal mit goldenem Lichte übergiessend.

Während dem hat in vielfach lückenhafter Kette der Waidmänner Schar die erste Rast erreicht, von der aus des Gebirges Pracht auf den Beschauer niederblickt. In wildem Übermuth schäumt das Bächlein nieder, Milliarden Tröpfchen wie zum Spiel im Sonnengold zerstäubend. Halbverborgen daneben murmelt der Felsquell, so manche reizend, sich an dem frischen Nass zu laben. Eine kleine Ruhepause gönnen sich die Männer. Einer greift zum Glase, um damit das weite Gebiet zu durchspähen, ein Anderer zieht die Flasche, um der trockenen Kehle frische Labe zuzuführen, während ein Dritter der Quelle frische Tröpflein mit seines



Die erste Pause.

Hutes Krämpfe fängt. Ungeduldig strebt die tête des Zuges, wo sich der Nachtrab noch eine kleine Ruhepause gönnt.

Gemessenen Schrittes geht es weiter. Leichtfüßig steigt der Eine über das immer rauher werdende Gestein, der Andere keucht pustend hinterdrein, bei jedem Schritte eine Masse des losen Gerölles lösend und dabei sich ärgernd, dass sein Vordermann so ruhig still, dem Wilde gleich, des Weges Schwierigkeiten spielend überwindet. Da raucht Einer noch die kurze Stummelpfeife, dem Anderen klebt vor Durst die Zunge am Gaumen; es ist sicher der, welcher schon beim ersten Quell dem verführerischen Murmeln ein geneigtes Ohr geliehen und büsst nun den allzufrühen Genuss. Gar viele sind es noch, welche glauben, an jedem sprudelnden Quell ihre Zunge letzen zu müssen, und die nicht auf den Warnungsruf eines Erfahrenen hören. Der erfahrene Gensenjäger wird die Quelle ruhig ziehen lassen, denn er weiss, dass den ganzen Tag der Durst ihn plagen wird, wenn er schon früh des Durstes erster, leiser Mahnung Rechnung trägt. Viel besser ist es, den ersten Durst zu überwinden. Glaubt man ihn nicht mehr bezwingen zu können, brenne man sich eine Cigarre oder ein Pfeifchen an. Durch das viele Wassertrinken erhöht sich die Transpiration in äusserst lästiger Weise, der Körper wird nach und nach schlapp und droht immer mehr den Anstrengungen zu erliegen. Kommt man dann endlich in die kahlen Regionen, wo oft stundenweit kein Tropfen Wasser ist, so glaubt man vollends verschmachten zu müssen, wird überdrüssig, übellaunig und verdirbt sich so das edelste und schönste aller Vergnügen.

Alle, welche mit mir gejagt im Hochgebirge, und ihre Zahl ist nicht gering, werden bestätigen müssen, dass ich nie während des Aufstieges auch nur einen Tropfen Wasser trank. Wohl plagt mich anfangs der Durst, aber statt zu trinken, rauche ich eine Cigarre, und ist dies im Hinblicke auf die nahe Jagd nicht rathsam, so würge ich halt so gut es geht ein Stückchen Brot hinunter. Im allerschlimmsten Falle greife ich nach einem in der Waidtasche stets vorrätigen Körnlein krystallisirter Citronensäure, und dann habe ich den ganzen Tag vor dem quälenden Durste vollkommen Ruhe. Dies möchte ich allen jenen empfehlen, welche entweder in den Alpen noch Neulinge sind oder dieselben selten besuchen, mithin in erhöhtem Masse an den Folgen eines unbedachten Trunkes leiden.

Eine andere goldene Regel für solche, die eine Praxis im Ersteigen der Alpen noch nicht besitzen, ist die, sich ja anfangs nie zu übereilen, sondern langsam, gemessenen Schrittes und stets mit der ganzen Fusssohle aufzutreten. Diejenigen, welche zu Beginn des Aufstieges so rasch voraus-eilen, als hätten sie ein Paar Siebenmeilenstiefel in Pacht genommen, die nur auf den Zehenspitzen die oft vorkommenden Auskolkungen und Staffeln hinauftänzeln, diese werden ganz gewiss die letzten sein, die oben am entfernten Ziele anlangen. Das rasche Steigen bringt sie in die Hitze, die Transpiration erhöht sich und durch das zu ofte Auftreten nur mit den Fussspitzen spannen sich die Nerven derart ab, dass endlich eine Ermüdung, eine Erschlaffung nothwendiger Weise eintreten muss. Greift man dagegen nur in gemessenem

Schritte aus, setzt man immer die ganze Sohle fest auf den Boden, so wird einer übermässigen Erhitzung vorgebeugt und durch die gleichmässige Anstrengung des ganzen Fusses wird keine einzelne Nervenparthie so stark in Anspruch genommen, dass sie nicht auszudauern vermöchte. Wahrhaft kindisch aber ist es, wenn man sieht, wie oft junge, mit dem Gebirge nicht vertraute Sprüh-teufel hitzig vorwärts rennen, dann aber alle Augenblicke sich zu kurzer Rast auf den thau-feuchten Rasen oder auf das kalte Gestein nieder-setzen. In der Regel dauert es nicht allzulange, so wissen sich die abseitsstehenden Büsche aller-hand schnurrige Geschichtchen zu erzählen von den unbequemen Folgen eines solchen Vorgehens.

Gelangt man einmal in das eigentliche Jagd-gebiet, so ist es geboten, mit möglichster Stille und Ruhe vorzudringen, um das zu bejagende Revier nicht vorzeitig zu vergrämen, denn wenn auch eine genügende Anzahl von Treibern vor-handen ist, bleibt es doch nicht gleichgiltig, ob das Wild durch das Abfeuern alter Schüsse, Ab-schlagen von Kapseln, wie es noch bei vielen ländlichen Jagden bemerkt wird, beunruhigt werde. Je stiller, umso besser. Wozu auch der Lärm?

Auch die Treibjagd ist ein wohlcombinirter, den Eigenthümlichkeiten des Wildes und den Terrainverhältnissen wohl angepasster Vorgang. Alle Dispositionen müssen schon vor dem Beginne der Jagd nach einen festen, einheitlichen, den Terrainschwierigkeiten genau Rechnung tragenden Plane getroffen sein, und kein Glied der Kette, sei es nun Treiber oder Schütze, darf eine eigen-mächtige Abänderung sich erlauben, wenn nicht

der ganze Plan scheitern soll. Dass hiebei vorzeitiges Lautwerden, Unruhe und so weiter, sehr nachtheilig einwirkt, das ist doch ganz klar.

Wenn der Schütze auf seinem Stande angekommen ist, dann soll er erst seine Feuerwaffe in Stand setzen und laden. Schon den halben Weg mit der geladenen Büchse heraufzubummeln ist ein Unfug, der oft grosses Unglück im Gefolge hat und unter keiner Bedingung geduldet werden sollte. Wer auf dem Stande mit dem Laden nicht mehr fertig wird, der soll lieber zu Hause bleiben.

Sind die nothwendigen Vorbereitungen getroffen, so soll am Stande Ruhe sein, und jeder Schütze solange auf demselben ausharren, bis das Signal zum Abgehen von den Ständen vom Leiter der Jagd gegeben wird.

Wenn bei dem Beginne eines Treibens mehrere Gemen einem Stande zuwechseln, so soll der Schütze unter selbstverständlicher Schonung der Leitgemse stets triebeinwärts schiessen, um so die Gemen am Ausbrechen zu hindern. Hiedurch wird es auch nicht selten möglich, dass noch einer oder mehrere Nachbarschützen zu Schusse kommen auf Stücke, die sonst unbeschossen durchgekommen wären. Selbstverständlich sind aber hiebei die Terrainverhältnisse in erster Reihe und nach jeder Richtung hin zu berücksichtigen.

Auch die Treiber müssen den Jagdplan und auch das Revier kennen. Bei grösseren Jagden sollen immer die Treiberketten durch kundige Jäger geführt werden, um so jede Unordnung, das Auflösen der Ketten, das Vorprellen oder Zurückbleiben einzelner Treiber im Vorhinein zu verhüten.

Wissen diese genau die Stelle, wo ihr Trieb zu beginnen hat, und ist die verabredete Zeit verstrichen, so avisirt sie der vom Jagdleiter abgegebene Hebschuss, dass sie ihre Arbeit zu beginnen haben. Dieser Hebschuss gilt auch als Aviso für die Schützen, damit nicht einer auf ein ihm etwa vorzeitig anspringendes Stück Wild feuere. Dies muss darum vermieden werden, weil ein einziger zu früh abgegebener Schuss den Erfolg des ganzen Treibens in Frage stellen oder mindestens sehr bedeutend schmälern kann.

Die Treiber beginnen ihre Thätigkeit damit, dass sie durch ein langsames, gleichmässiges, wohl combinirtes Vorgehen das Wild rege zu machen suchen. Hiezu braucht es, wenn das Revier früher nicht beunruhigt wurde, keines besonderen Lärmes. Ein lautes Auftreten, ein von Zeit zu Zeit erfolgter Schlag an einen Baum oder Stein wird anfangs das Wild nach den gewünschten Wechselln dirigiren. Erschallen dann die Schüsse von mehreren Seiten, dann beginnt allerdings das Wild zu stutzen, sucht eine andere Richtung einzuschlagen, verhofft, windet, springt vom Wechsel ab und nimmt denselben wieder an, auf jede Weise sich zu retten suchend.

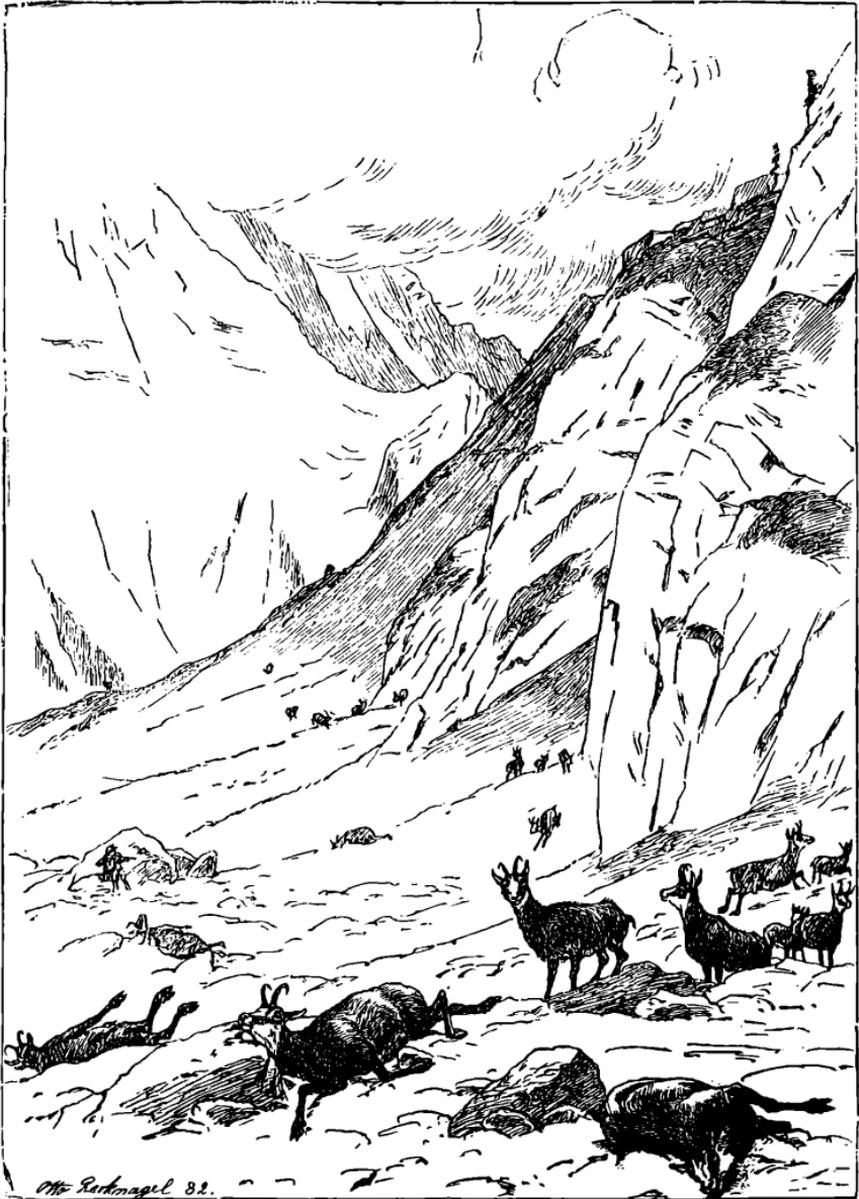
Wenn dann die Gemen damit beginnen, neben den Wechselln ihr Heil zu suchen, seit- oder rückwärts auszubrechen, dann braucht es freilich von Seite der Treiber oft alle Mühe, um das Wild im Triebe zu erhalten. In diesem Falle schreien und lärmern dann die Treiber ordentlich drauf los, denn jedem derselben ist es daran gelegen, sein Wild vor den Schützen zu bringen, was ihnen oft von den überall ausspritzenden,



Im Treiben.

erschreckten Gemen schwer genug gemacht wird. Hie und da kommt es vor, dass die Gemen in den wüthendsten Sätzen die Treiberkette anrennen, den einzelnen Treiber auch unbedingt überlaufen würden, falls er nicht mehr Zeit fände, seitwärts auszuweichen. Dass schon Treiber selbst auf engen Wecheln von den zurückbrechenden Gemen überrannt wurden und von den stahlharten Schalen ganz tüchtige Denkkzettel erhielten, ist allgemein bekannt und gehört durchaus nicht in die Kategorie des Jägerlateins.

Für den einzelnen Schützen ist es am Stande oft schwierig, die ihm anspringenden Gemen richtig auf ihr Geschlecht anzusprechen. Im allgemeinen gilt als Regel, bei einem Rudel nie auf das erste Stück zu schiessen, weil dieses immer eine Gais ist. Die Böcke springen immer erst hinter den Gaisen an. Die ganze Figur des Bockes ist eine mehr gedrungene, starke, während die Gais schlankere Formen zeigt. Die Krikeln des Bockes sind ebenfalls stärker; die mehr oder weniger weite Auslage derselben bietet jedoch ein höchst unsicheres Unterscheidungsmerkmal. Bei einiger Übung und der nothwendigen Ruhe indes wird man nicht oft fehl gehen, wenn man überdies wohl auf den zwar nur kleinen Pinsel achtet. Man erwarte die anspringenden Gemen ganz ruhig, übereile sich mit dem Schusse nicht. In den allermeisten Fällen wird die Gemse ein- oder mehreremale verhoffen, und das ist der richtige Moment, um eine Kugel sicher und gut anbringen zu können. Wenn immer möglich, soll man diesen Moment abwarten, und dann wird man, falls nicht Ruhe und kaltes Blut durchaus fehlt, selten



„Getroffen“.

über Fehlschüsse zu klagen haben und nicht so leicht ein Stück zu Holze schiessen.

Bei solchen Treibjagden fehlt es nicht an kritischen Momenten, aber auch nicht an komischen Scenen aller Art. Ernst und Heiterkeit wechseln mit einander ab, manchmal hat man sogar Mühe, noch rechtzeitig die immer heftiger werdenden Zwerchfellerschütterungen niederzukämpfen. Eine Scene der ergötzlichsten Art schildert Herr Beyerl in dem von August Stix herausgegebenen und von Carl Rabis redigirten Schützen- und Jäger-Kalender vom Jahre 1884 mit folgenden Worten:

Ich diene im Jahre 1870 bei den Herren Carl und Othmar Grafen Lamberg auf der Herrschaft Ehrnau in Obersteiermark als Oberförster, als ich von unseren geehrten Jagdnachbarn, den Herren Brüdern Waisnix, eine Einladung für den 19. September zur Gemsjagd auf dem „Höfenbrecher“ erhielt. Sowohl die Jagdpassion als das interessante Gebirge und der gute Wildstand liessen gleichmässig frohe und dankbare Stimmung für das in Aussicht stehende Vergnügen eintreten, und nur mit Ungeduld wurde der bestimmte Tag zur Jagd erwartet. — Als die Zeit heranrückte, verschlechterte sich das Wetter bedeutend und am 18. September waren die Alpen beinahe fusstief mit Schnee bedeckt und für die Treiber, welche für den Gemstrieb „einzusteigen“ hatten, etwas unangenehm. — Zeitlich am Morgen des 19. bewegten sich alle Geladenen, durch den interessanten Habenbachgraben bis zum Holzmeister Stubalppeter, wo Zusammenkunft war.

Unter den geladenen Schützen befanden sich die seither verstorbenen drei hohen Militärs, Feld-

zeugmeister Benedek, General Ruprecht und Oberst Dominik Graf Wrbona, welche dazumal in Obersteiermark Gelegenheit hatten, die schönen Jagden mitzumachen, und alle drei echt militärisch zusammenhielten, nur drehte sich die Spitze bei der Unterhaltung häufig gegen den General Ruprecht. (Graf Wrbona war durch Jahrzehnte der verehrte Liebling der obersteirischen Jäger wegen seiner Leutseligkeit und hauptsächlich seiner grossen Trinkgelder. Nach seinem Tode wurde in Leoben eine Seelenmesse gelesen, wobei sich 180 Mann Jagdfreunde und Jäger mit Waidmesser und Jagdcostüm einfanden.)

Dass Alles schon vor der Jagd guter Laune war, braucht nicht erwähnt zu werden, weil nur Wenige auserwählt sind, eine schöne Gamsjagd mitzumachen; nur auf dem Gesichte des Revierjägers Domini, welcher ein ganz tüchtiger Jäger ist, war Sorge für den heutigen Tag bemerkbar, da einige bestellte Treiber nicht erschienen waren. Die Jagdherren ertheilten das Zeichen zum Aufbruche und ordneten für die hohen Militärs gute Stände und für jeden einen Träger an.

„Alles recht“, brummte Domini; „wegen der Stände wird es keine Schwierigkeit haben, aber wegen der Träger, da haben mir die zwei ausgebliebenen Holzknechte einen grossen Streich gespielt, denn so und so viele muss ich zum Gams-treiben haben, so viele als Auswöhler, der Graf „Wurm“ (Wrbona) nimmt seinen Seppl als Träger, der Excellenzherr hat den Toni, aber für Excellenz Ruprecht habe ich Niemand als den alten schwerhörigen Hammerschmied, und wenn wir den Ex-

cellenz gleich ober der Almhütten lassen, so kämen's schon auf alle Zwoa " — und so geschah es auch.

Nun ging es ohne Anstand aufwärts bis zur Almhütte. Hier wurden die anwesenden Schützen in zwei Linien getheilt und ich erhielt den höchsten Stand auf der Hauptlinie, wo die Jagdherren und die hohen militärischen Schützen waren.

Es wurde die Weisung erteilt, es mögen sich von nun an alle Schützen möglichst ruhig auf ihre Stände begeben, um der Jagd keinen Schaden zu bringen. Der erste Stand, ungefähr 500 Schritte ober der Almhütte, schon in der Schnee- und Krummholzregion, war für General Ruprecht bestimmt. Der alte taube Träger schien sehr erfreut, dass er von seiner Last, welche in Jagdrequisiten, einem riesigen Oberrock und zwei Pferddecken bestand, endlich erlöst sei.

Während der Jäger den Herrn General Ruprecht ganz still informirte, woher der Trieb genommen, wo die Gemen anspringen dürften und nach welcher Richtung geschossen werden könne, bewegte sich der Zug aufwärts zum nächsten Stand des Grafen Wrba; der Jäger kam auch schon in beschleunigtem Tempo nach, als mit einemmale ein fürchterlicher Lärm auf dem ersten Stande losging und wir folgende Worte zu hören bekamen: „Du Schwein! Du verfluchter Kerl! Schau' dass Du weiterkommst, sonst haue ich Dich nieder, Du Bestie Du!“ Bei dem sonst so gutmüthigen Charakter des Generals Ruprecht konnte sich Niemand diese Heftigkeit erklären, zu fragen gab es aber jetzt auch nicht Zeit, sondern fort ging

es weiter auf die Stände, die meisten Schützen waren ohnehin ungehalten über diesen Lärm, welcher ganz entgegen der Weisung der Jagdherren erfolgte. Endlich sahen wir den alten tauben Hammerschmied auf Befehl des Generals ungefähr 40 Schritte vom Stande entfernt im Krummholz verschwinden und die Ruhe trat wieder ein.

Nach dem Triebe war natürlich Alles neugierig auf die Ursache des unzeitigen Lärmens und die Aufklärung darüber erfolgte von Seite des Generals Ruprecht nicht gerade in den gewähltesten Ausdrücken:

„Kaum hatte dieser Schweinskerl die Sachen auf dem Stande abgelegt, fing er an hinter mir mit Geräusch zu stinken, dass es nicht zum Aushalten war und der Kerl gar kein Ende fand, bis ich ihn wegjagte“. Der Jäger stellte den Träger zur Rede, was er denn gemacht habe, durch sein unzeitiges Lautwerden sei ja der ganze Trieb verdorben worden. „Ja wissen's“, suchte sich der zu entschuldigen, „ich hob' heute so viel Bauchzwicken und da muss i halt Laut geben hab'n; ich selber hob' zwar nichts g'hört und glaubt, der Excellenz ka' a nichts g'hört hab'n, inzwischen wor's anders — er will's glei mit der Nas'n g'hört hab'n und hat mich a glei furtg'jogt.“ Trotzdem der Trieb thatsächlich stark von diesem vorzeitigen Lärm gelitten hatte, war nun bei der Almhütte, wo ein gutes Gabelfrühstück genommen wurde, die Stimmung eine ausgezeichnete und besonders waren es Wrbna und Benedek, welche den General Ruprecht stark nach allen Einzelheiten des Erlebten befragten. Nach dem Gabelfrühstück wurde ein zweiter Gemstriebe, die „Sehnsleiten“,

genommen, und Ruprecht erhielt abermals unter Graf Wrbna den ersten Stand in einem sonnseitigen Alpenholzbestande, wo durch die Sonnenstrahlen auf einzelnen Theilen der Schnee beinahe geschmolzen war; hinauf gegen den Stand des Grafen Wrbna war blos Krummholz und Steingerölle.

Theils von der aussergewöhnlichen Anstrengung, wahrscheinlich aber auch von der zweiten Flasche guten Weines, welche General Ruprecht beim Gabelfrühstück sich zu Gemüthe geführt hatte, überkam ihn ein derartiger Schlaf, dass der alte Taube die zwei Pferddecke aufbreiten musste, und Ruprecht ein Schläfchen darauf zu machen beschloss.

Vor dem Einschlafen ertheilte der General Ruprecht seinem tauben Träger den militärisch kurzen Befehl: „Ich werde jetzt etwas schlafen; sollten aber während der Zeit Gamsen ankommen, dann musst mich wecken, damit ich schiessen kann“.

Der Träger, noch immer in grossen Respect vom ersten Trieb her versetzt, hörte wohl etwas, aber verstand nicht recht, was ihm befohlen wurde, und antwortete trotzdem mit: „Ja, is schon recht!“ worauf General Ruprecht getrost einschlummerte und erst erwachte, als dieser Trieb, welcher sehr lebhaft wahr, zu Ende ging. Beim Zusammenkommen fragte Graf Wrbna: „Ja, Du mein lieber Ruprecht, sag' mir, warum hast Du denn auf die beiden starken Gams nicht geschossen, die zehn Schritt vor dir standen? Ich wollte dir dieselben nicht vor der Nase wegschiessen, und wie sie bei Dir vorüber waren, hatte ich keinen Ausschuss

mehr“. — Ruprecht: „Ich habe während des ganzen Triebes keine Gemse gesehen, überhaupt ist mir nichts gekommen, halte daher Deinen schlechten Witz ruhig bei Dir“. — Wrzna: „Kein Spass, sondern auf Ehrenwort sage ich Dir, dass wiederholt Gemen bei Dir waren, darunter zwei auf zehn Schritt; Du musst ja rein geschlafen haben“. — Ruprecht: „Geschlafen hab' ich freilich, aber der Träger musste inzwischen aufpassen und hatte den Befehl, wenn etwas anspringt, mich aufzuwecken. Übrigens werden wir's gleich erfahren...“ — und mit diesen Worten drehte sich General Ruprecht um und suchte unter der Versammlung seinen Träger heraus mit der barschen Frage „Du, ist es wahr, sind Gemen bei unserem Stand gewesen?“ — „Ja freili“, entgegnet ganz unverforn der Träger, „zwoa sans gor gonz kleim (nahe) bei uns gestanden und haben uns angeschaut“. — General Ruprecht: „Du verfluchter Kerl! Jetzt sollte ich Dich doch zusammenhauen! Habe ich Dir nicht befohlen, wenn etwas kommt, sollst mich aufwecken? Warum hast es nicht gethan?“ Träger: „Ich hab' mi nit zu wecken traut“. — Nun konnte sich Niemand mehr enthalten, zu lachen. Schade nur, dass jetzt kein gewandter Zeichner in der Gesellschaft war, die Gesichter des Generals und seines Trägers hätten ihm einen prächtigen Stoff gegeben.

Selbstverständlich hat es General Ruprecht hoch und theuer geschworen, je wieder mit einem „tährischen“ Schmied auf die Jagd zu gehen. — Das Jagdresultat war übrigens trotzdem: 19 Gemen, 1 starker Hirsch (Zehnender) und 3 Rehböcke“.

Diese launig gegebene Episode zeigt nicht blos, wie sehr oft bei dergleichen Gelegenheiten die Lachmuskeln in Bewegung gesetzt werden, sondern man kann auch entnehmen, wie schädigend ein unzeitiges Lautwerden von Seite eines einzigen Schützen auf einen ganzen Trieb einwirken kann. Komische Begebenheiten sind das Salz und die Würze einer Jagd, unwaidmännisches Gebahren und die damit verbundene Störung der Jagd und Benachtheiligung anderer Schützen dagegen rufen stets einen ganz leicht erklärlichen Ärger in der ganzen Jagdgesellschaft hervor. Wer einzelne Regeln nicht kennt, der sollte sich daher lieber ohne Scheu von irgend einem Jäger die mangelnde Belehrung erbitten; die würde jeder sicherlich herzlich gerne gewähren. Es ist ja selbstverständlich, dass besonders ein junger Jäger nicht alles so genau wissen kann, wie ein alterfahrener Kämpe im Waidwerk.

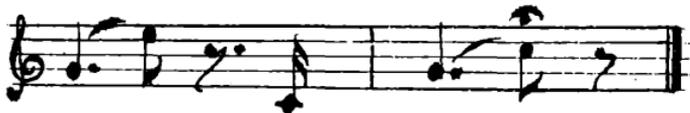
Ein herzerhebender Moment ist es, wenn nach einem in allen Theilen gelungenen Gemstreiben die schmetternde Fanfare das Ende des Treibens verkündet. Selbst vielleicht durch einen oder mehrere gelungene Schüsse beglückt, ist man neugierig, wie es diesem und jenem Freunde ergangen, ob ihm Diana hold, oder ob die Hand eines neckischen Kobolds über dessen Haupte gewaltet und ihn zum Stichblatt oder zu einem kleinen Sündenbock des Tages geweiht habe. Wem hüpf nicht das Herz im Leibe, wenn nachfolgendes Signal\* durch die Alpen zittert und ein lebhaftes Echo in den Felsen rundherum wach ruft.

---

\*) Siehe Beilage.

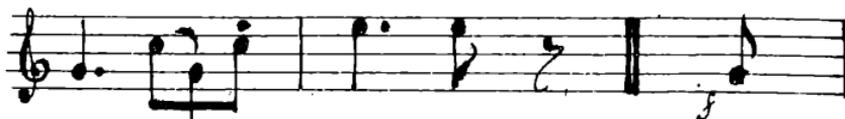
# 1. Stimme.

*Ruhig*



# 2. Stimme.

*Ruhig.*



„Gemsentod! Gemsentod!“ jubelt es in jedem Jägerherzen, denn schon nach den ersten Tönen hat jeder das lustig schmetternde Signal erkannt.

Laut erschallen die weithallenden Jauchzer der Treiber und der übermüthige frohe Refrain:

„An Stutz'n am Ruck'n,  
An Gamsbart am Huat,  
A Spitzbua is der,  
Der nit juhaz'n thuat!“

Frohen Herzens eilt jeder Waidmann dem aus roh behauten, aber solid gezimmerten Jagdhausa zu, wo die Strecke werden soll. Da, dort von allen Seiten kommen sie zusammen, die mit Beute schwer beladenen Treiber jauchzend hinterdrein, stolz den Hut mit dem grünen Bruche den Kameraden zum Waidmannsgrusse entgegenschwenkend.

Welch ein Halloh, wenn ein von Dianen wenig Begünstigter mit dem noch jungfräulichen Hute in aller Stille einherschleicht, hinter ihm drein mit spitzbübisch verzogener Leichenbittermiene ein Treiber.

„Hat holt g'fehlt! Is wieder einmal zu nahe bei der Almleitner-Liesel g'schlafen!“

„Hast schon wieder a krummes Pulver g'habt, Brüderl? Wo kaufst dir nur das Teufelszeug z'sammen?“

„Zahlt von Rechtswegen a Steuer, weil er mit seiner lamlakaten Kugel unseren Herrgott a paar Scheiben eing'haut hat!“

„Ah, mir scheint, dei Schnapsflasch'n is leer; hast nicht etwa gar doppelte Muck'n g'sehn?“



Nach dem Treiben.

So und ähnlich geht es über den armen Teufel her, der als Schneider zurückgekehrt ist, und der Treiber versichert noch obendrein, dass er ihm „so an schwarzen Teufel, an Entslackel“ fast in die Waidtasche hineingetrieben habe, und dass er das nächstemal für diesen Schützen einen Bock extra anbinden werde.

Kommt dann erst die Jägerjause und sind eine Anzahl der bekannten Flaschen glücklich zur Strecke gebracht, dann geht es wieder ans Erzählen, Witzeln und Sticheln, dass die mit satyrischer Lauge übergossenen Pfeile blitzartig durcheinander hin- und wiederfliegen. Ja fürwahr, v. Kobell hat wie immer das Richtige getroffen, wenn er aus voller Waidmannsseele singt:

„Was wäre das Leben ohne die Jagd?  
Kan Kreuzer net gabet i drum!“

Damit lassen wir das fidele Jägervölkchen beim vollen Humpen und kehren wieder ins grüne Revier mit den rauschenden Wäldern, klängenden Felskaren und leuchtenden Rhododendronbüschen.

Zu den Treibjagden gehört auch das Riegeln, obwohl es im Einzelnen etwas modificirt ist und theilweise davon abweicht. Zum Riegeln erscheinen nur wenige, mit dem Reviere und allen Wechselln genau vertraute Schützen. Treiber sind ebenfalls nur sehr wenige, dafür muss aber jeder Revier, Wechsel und Stände ebenso genau kennen, als der Schütze selbst. Schützen und Treiber handeln nach einem wohl erwogenen Plane, und da muss alles klappen wie der Schlag einer Uhr. Ist Ort und Zeit genau bestimmt, so begibt sich jeder nach dem angewiesenen oder selbst in Aussicht

genommenen Posten. Sobald die Schützen auf den Ständen sich befinden, beginnen die Treiber ihre mühe- und gefahrvolle Arbeit. Durch langsames, gleichmässiges Vorrücken suchen sie das Gemswild rege zu machen und es nach dem von den Schützen besetzten Wechsell zu lenken. Dies ist durchaus keine leichte Aufgabe, denn ein einziges, unvorsichtiges oder zu rasches Vorgehen kann den ganzen Erfolg in Frage stellen. Die Treiber müssen mit der genauen Kenntnis der Eigenthümlichkeiten des Wildes und der Terrainformation vorsichtig rechnen.

Die Kunst des Riegelns, so darf man es mit Fug und Recht nennen, hat im Verlaufe weniger Jahre eine bedeutende Verbreitung gefunden und hat ihren Einzug in gar manchem Reviere gehalten, das früher von lautem Treiberlärm, vielleicht sogar von wildem Hundegebell widerhallte. Dass das Riegeln trotz der grösseren Verbreitung nicht überall gleich vollendet und nicht immer mit demselben Erfolge durchgeführt wird, liegt theilweise in den Terrainverschiedenheiten, theilweise wenn nicht zum allergrössten Theile, an dem functionirenden Jagdpersonale. Alle Jäger sind eben hierin nicht gleich praktisch und nicht gleich findig, wissen oft die gebotenen Chancen nicht hinlänglich auszunützen. In solchen Fällen trägt also zumeist das Jagdpersonale, weniger die Jagdart selbst die Schuld.

Ganz besonders hervorragend hat der als Waidmann weit und breit bekannte Herr Graf Breunner in seinen wildreichen, ausgedehnten Revieren das Riegeln ausgebildet, so dass es in

manchen Reviertheilen die einzig angewendete Jagdmethode bildet. Dafür aber steht dort auch die Kunst des Riegelns auf einer Stufe, die anderswo nur selten erreicht wird. Es ist eine wahre Lust, da dem Jagdpersonale bei seiner Arbeit zusehen zu können. Alles geht wie am Schnürchen, alles klappt auf das Genaueste. Fast Jeder der zum Riegeln verwendeten Jäger ist in seinem Fache ein Meister, weiss sowohl aus den genau studierten Eigenthümlichkeiten des Wildes als auch aus der Terrainconfiguration Nutzen zu ziehen. Wenn man den Leuten zusieht, gewinnt man fast den Eindruck, als ob sie sich auf einer Pürsche befänden und die Sache noch nicht recht los hätten. Dabei aber entgeht ihnen auf ihrer Route nicht die leiseste Bewegung oder die kleinste Richtungsveränderung des Gemswildes. Bald taucht Einer still auf einer Blösse auf, um im Augenblicke wieder zu verschwinden, sobald er seinen Zweck erreicht hat, bald vernimmt man ein halb-unterdrücktes Husten oder Räuspern von jener Seite, welche das Wild gegen den Willen des Jägers annehmen will. Sonst geht alles still und ruhig ab, bis endlich von den Ständen her das Knallen der sicheren Büchsen verkündet, dass der beabsichtigte Plan gelungen sei.

Graf Breunner genoss auch die seltene Ehre, Sr. kais. und königl. Hoheit, dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf die Vortheile dieser Jagdmethode praktisch demonstrieren zu dürfen. Graf Breunner hat bei dieser Gelegenheit die Vortheile des Riegelns in brillantester Weise hervorgehoben und die schönsten Erfolge erzielt. Es wäre nur lebhaft zu wünschen, dass diese Jagdart noch weit mehr

verbreitet und in allen wohlgepflegten Revieren Eingang und praktische Verwerthung finden möchte.

Ein klug und umsichtig durchgeführtes Riegeln hat einen verhältnismässig sicheren Erfolg, ist mit wenig Auslagen verbunden, da ja nur sehr wenig Treiber in Verwendung kommen und hat überdies den immensen Vortheil, dass dadurch das Revier wenig beunruhigt wird. In dieser Beziehung ist das Riegeln den grossen Treibjagden in den allermeisten Fällen vorzuziehen.

Bei dieser Gelegenheit erübrigt noch, ein Wort über die Treiber zu sagen. Ganz besonders ausgebildet ist diese „Specialität“ in Steiermark. Die steirischen Gemstreiber und die Hahnenverloser sind Originale, wie sie sich nicht wo anders mit dieser ausgesprochenen Eignung und den andern Eigenthümlichkeiten finden lassen. Immer hatte ich an diesen strammen, heiteren Burschen meine hellste Freude und gerne erinnere ich mich an mehr als einen derselben zurück. Am treffendsten, lebenswahrsten hat sie J. Ritter v. Franck in den Mittheilungen des steirischen Jagdschutzvereines geschildert. Da stehen diese prächtigen Gestalten wie sie leiben und leben in den Bergen der grünen Steiermark. Ich will diese vorzügliche Schilderung für mich sprechen lassen. Ritter v. Franck schreibt unter der Aufschrift „Unsere Gamstreiber“ folgendes:

„Steig' auffi, steig' abi, steig' eini,  
 A Gambs is a Steigerei werth,  
 A Gambs is gar flüchti und schleuni,  
 Und leicht geht der Handl verkehrt.

*Kobell.*

„Gehst abi, du Rabenvieh! Du schwarzer Teufel du!“ Piff, Paff! „Gib Obacht, Lenzl, rechts von dir, will so a Luader z'ruck, schiass umi! Loss an Stoan o!! Wihr di, Wihr di!!“ Und jetzt war's, als ob der Berg in seinen Grundfesten wankte und in sich zusammenstürzen wollte. Mächtige Felstrümmer, von unsichtbaren Gewalten bewegt, rollten über die Wand auf die Schütt hinunter, in tausend Stücke zerschellend. „Obacht, Herr von Ritter von . . ., da hupft er einer zan ihnen!“ — Und „Hulliä, Hulliä!“ klang der Jodler des Auswehrrers, der ober mir über der Wand an der Gebirgsschneide postirt war.

So sang der Schwan — genannt Hansl.

Ich muss gestehen, es ist was Grosses und Gewaltiges um einen Lewinski'schen Franz Moor und es gehören starke Nerven dazu, kalt zu bleiben, wenn Ernesto Rossi als Othello sich mit seltener Virtuosität die Gurgel durchschneidet und auf der Bühne verröchelt. Aber mögen es mir sämmtliche Künstler und Künstlerinnen gnädig verzeihen, in das Stadium des Kniewackelns hat mich noch keine dramatische Leistung versetzt. Und — ich bekenne es lieber, sonst verrathen es die Grünröcke von selbst — mir haben obbesagte unteren Extremitäten gezittert und gebebt, als der Hansl ohne besondere dramatische Kunstfertigkeit über die Mauer herunterrief: „er springt zan inder eini! und die ersten Steindeln auf der Schütt zu rollen begannen, und endlich der Prachtbock erschien, und vorsichtig, alle zehn Sprüng' sichernd, den Rettungsweg über die Wand einschlagen wollte. Ein Schauspiel, hundertmal vor demselben

Publikum gegeben und stets mit demselben Effect — des Kniewackelns — aufgenommen! Das wäre so was für hungrige Theater-Directoren! Nur das Publikum wäre nicht zahlreich genug und der Verbrauch an ersten tragischen Helden ein zu grosser — —

Das Kniewackeln! Letzter Rest süsser waidmännischer Jugendeselei! Ich glaube, wenn ich den steindelnden Gamsbock nicht mehr mit dieser unwillkürlichen Nervenbewegung begrüßen werde, dann sage ich auch dem lieben steirischen Hochgebirge Ade, und den Gamserln, schwarz und braun — auf's Nimmerwiedersehen — —

Auffallend stiller wurde es im Trieb, nur vereinzelt fiel noch ein Schuss. Eine Kitzgais, keuchend, mit weit heraushängendem Lecker kam noch auf fünf Schritte bei mir vorbei, ich präsentirte achtungsvoll das Gewehr vor der braven Mutter. „Geh' aussi, arm's Viecherl, dir thuat eh Niamd was. Gott sei Dank, bist aus'n Trieb!“ Das schrille Pfeifchen des Jagdherrn ertönte zum Zeichen, dass nicht mehr in den Trieb geschossen werden darf, und jetzt erschienen auf dem gegenüberliegenden Grat die Treiber.

Nur wenige, aber prächtige Burschen. Mit dem Perspective konnte man sie genau erkennen, sogar unterscheiden, dass der Schwarzgesichtete da droben kein veritabler Mohr, sondern nur der wohlbekannte Kohler aus dem Königskar sei. Dann kam der Lichtenbacherbua und der Seyfriedknecht, und der lange Urberl und so weiter, lauter bekannte freundliche Gestalten. Und nun entspann sich über den Graben hinüber auf die Distanz von zweihundert Schritten ein Zwiegespräch, geführt mit voller

Kraft der Lungen, und doch so voll der herrlichsten Poesie — —

„Hiasl!“

„Was?“

„Steig aba, da bei der Zerben liegt a Bock — und da no aner — und da — is wohl a Bock, der dritte? Kinat a a galte Goass sein, oder epper gar — es gibt so schlechte Müatta“ — —

„Is wohl a Bock, aber er is nöt lin — er hat sie eing'stellt in d' Wand. — Müssent abasteig'n und nomal schiassn“ —

„I mag aber nit aba!“

„Wohl, wohl, mög'n schon, Herr von Ritter von — da rechts is a klans Steigl, da mögens in Grabn eina —“

„Wart's, i kimm aba“ — —

„Da steht er drein — a schöner Bock“ —

Ein Schuss, und alle vier Läufe von sich streckend, flog der Bock von der Wand herunter.

„Müssent eh wieder z'ruck auf ihnere Wand, da mögen wir sunst nindertsch aus.“ —

„So, na zarrt's es hallt aussa aus'n Loch, hängt's es an die Tragriam an, aufbrechen derfts nit, da herobmad — erst beim Bach d'runt — So — gehn ma!

Auf meinem Stand angelangt, wurde eine kurze Rast gehalten. Jetzt erst fand ich Zeit, die Burschen zu begrüßen. Einige Cigarren waren sehr willkommen, ebenso die Reste meines Frühstücks, obwohl dieselben nur eine leise Vorahnung der daheim wartenden Knödel bildeten. Alles war sehr heiter und guter Dinge, wie es sich eigentlich von so jungen prächtigen Burschen gar nicht anders erwarten lässt. Denn ausser dem

Mohren aus dem Königsar, einem Jägerknecht und einem oder dem anderen Holzknechte waren es lauter Jungens, welche das militärpflichtige Alter noch nicht erreicht hatten. Bauern- und Holzknechte mit frischen, kugelrunden Gesichtern, herrliches Material, aus dem sich unsere Hochgebirgsjäger und leider auch unsere — Wildschützen rekrutiren. Der Eine erzählte unter Lachen, wie er auf dem glatten Pürschlinggras ausgerutscht und „wohl a Zeitel abig'fahren is“, zum grossen Gaudium seiner Kollegen. Dem Andern war auf dem schmalen Wechsel ein Rudel Gams entgegengesprungen, dass er sich glatt auf den Boden werfen musste, um von den verzweifelten Thieren nicht in den Abgrund geschleudert zu werden. Solche Geschichten hören sich gut an bei der dampfenden Cigarre.

„Mir kummt a Bock“, sagte der lange Urberl, „schon an Entstufel, und will aus'n Trieb aussie. Den derfst nöt aussie lass'n, denk i mir, und schiasst eahm mit der Pisto'ln entgegen, dös hat'n aber nöt umdraht, i schmeiss an Stoan ahi, nutzt nix, springt alleweil weiter gegen mir. I woass mer nimma z'helfen, und fang halt in Gottsnam zan Wallerzen (Jodeln) an, denk i mir, laafen meine Freund alli auf und davon, wann i anheb, vielleicht draht er a um. Und richti g'holf'n hats“.

„Weils ders halt gar so viel schöan kanst!“

Unter grossem Gelächter rüsteten wir zum Abstieg.

„So, den trag i, dös is der Schwarere —“

„Na i —“

„Na i —“

Ich musste wirklich meine Autorität geltend machen und bestimmen, wer so glücklich sein

solle, den „Schwareren“ durch drei Stunden tragen zu dürfen. Ich entschied mich für den Lichtenbacherbuab'n, dessen Leidenschaft für die „Schwareren“ mir bekannt war, — ein dankbarer Blick belohnte meine Menschenkenntnis.

Das war nun freilich ein schöner herrlicher Tag gewesen. Aber auch unter minder freundlichen Umständen verlässt unsere wackeren Treiberleut' nicht der urwüchsige Humor. Andern Tags rieselte ein feiner Regen nieder und der Nebel, dieser Schutzengel der Gemen, hatte die Berge eingehüllt. Aber es ging ein scharfer kalter Wind, welcher die Annehmlichkeit der Situation nicht wesentlich erhöhte, aber doch die Hoffnung wach hielt, dass sich gegen Mittag das Wetter aufhellen könne. Wir brachen zur gewohnten Stunde auf. Bei der Almhütte angelangt, war der Regen stärker, der Nebel dichter geworden und wir mussten warten, warten, warten. Was da die auch mit uns wartenden Treiber ersannen, um sich die Zeit zu verkürzen, das gränzte einerseits an's Wunderbare, andererseits an's Kindlich-Naive. Da gab es Ringkämpfe, wo einer den andern hinschmeisst, dass mir vom Zusehen die Rippen krachten. Wettlaufen um höchst bescheidene Frühstücksportionen, nach vor- und rückwärts, mit zusammengebundenen Füßen auf dem durchaus nicht glatten Boden der Alpe, Fuchs- und Mausspiel, aus dem Graziös-Zierlichen in das Urwüchsig-Gigantenhafte übersetzt, Kopfstehen auf umherliegenden Felstrümmern; — singen durften sie nicht, wegen der Nähe des Triebes, und so behalfen sie sich mit einer Maultrommel, zu deren leisen Tönen sie um das Feuer tanzten. Das Feuer! Welche unerschöpfliche Quelle sinnreichster Unter-

haltungen. Sich gegenseitig unvermuthet hinein-  
stossen, dass die Flammen an die nassen Kleider  
prasselten, nützte sich durch Übermass bald ab.  
Eines längeren Beifalls erfreute sich der lose  
Scherz, jenen, welche abseits lagen und ruhen  
wollten, angezündetes Papier plötzlich unter die  
Nase zu halten, dass sie erschreckt auftaumelten,  
zum allgemeinen Entzücken. Wer hätte das Riesen-  
gedächtnis, alle Scherze zu behalten, die in  
solchen Momenten die Fantasie eines steirischen  
Gamstreibers zu ersinnen im Stande war! Aber  
die Leute blieben warm und bei gutem Humor.

So war es endlich Mittag geworden, der kalte  
Wind blies stärker denn je, aber hatte Wort ge-  
halten und die Nebel aufgeschlagen. Da das Triebel  
klein war und es für die Treiber keine gefährlichen  
Stellen zu passiren gab, wurde es abgehalten.  
Aber nur wenig Gemsen sprangen an, und wir  
Alle, die den Gemsstand kannten, waren sehr  
erstaunt und neugierig, die Ursache zu erfahren.  
Glücklicherweise keine zu ernste. Der übermüthigste  
unter den Burschen hatte wahrscheinlich seine  
Kunststücke auch „droben“ fortsetzen wollen,  
war auf dem durch den Regen besonders glatten  
Felsplatten ausgeglichen und über eine kleine  
Wand gestürzt. Nur eine Klafter hoch, aber sein  
Fuss war hoch geschwollen und unbrauchbar.  
Zum Glück weder gebrochen noch verrenkt.  
Seine Gefährten waren ihm natürlich gleich zu  
Hülfe geeilt. Einer nahm den Riesen resolut  
„Huкеpack“, oder in meine liebe Muttersprache  
übertragen „Buckelkraxen“ und so kamen sie  
anmarschirt, anstatt der Gamsen, die die entstandene  
Lücke in der Treiberwehr sehr wohl zu benutzen  
gewusst hatten.

Und dennoch, wer war froher als wir, als der unverwüstliche Bursch uns schon von Weitem zuwinkte und heiter lachend zurief, dass es nichts zu bedeuten habe und sein improvisirtes Streitross mit „Hüa“ und „Hotto“ antrieb, was dasselbe sich gutmüthig gefallen liess, und nur wenn es der Reiter zu arg trieb, mit dem „Wegschmeissen“ drohte.

Ich habe von Gemsjagden in anderen Ländern gelesen, dass die Treiber ernst und düster, wie in Todesahnungen, ihren gefahrvollen Weg antreten. Möglich, dass dem so ist — bei uns gehen sie lachend in die Gefahr, an den „schiachsten“ Stellen schallt der Juchzer oder der hohe Überschlag im Jodler, und dass aus diesen kecken Burschen brave Männer werden, das haben die eisernen „Belgier“ auf mancher blutigen Wahlstatt bewiesen.

Ist die einsame Pürsch auf Gemsen gar ein fürnehm und adelig Jagen, so hat doch das „Riegeln“ mit wenig Treibern und noch viel weniger Schützen seine besonderen Reize. Denn ausser hohen Waidmannsgenuss bringt es mit den eingenthümlichen Söhnen des Gebirges in Berührung und gewährt dadurch dem Eingeweihten tiefe Blicke in manch' tapferes Herz.

Auf Wiedersehen meine lieben Buab'n!'



## ÜBER DIE GEMSJAGD MIT HUNDEN.

Die allgemein gebräuchlichsten Jagdmethoden sind die in den vorigen Kapiteln behandelten: die Pürsche, der Anstand und das Treiben. In einzelnen Jagdgebieten findet man auch, dass zum Gemstreiben Hunde in Verwendung gezogen werden. Rein und ausschliessliche Brakade ist jedoch dieses nicht, die zur Jagd verwendeten Hunde dienen vielmehr zur Unterstützung der Treiber, von denen in diesem Falle allerdings nicht eine so grosse Zahl erforderlich ist wie bei einem Treiben ohne Hunde.

Jeder Treiber nimmt ein oder zwei Hunde mit sich, begibt sich mit denselben zu der ihm angewiesenen Stelle und koppelt dieselben nach dem Hebschusse ab, oder führt sie wohl auch so weit mit sich, bis sie eine frische Gemsfährte markiren. Da ertönt dann bald das helle Geläute durch den oberen Bergwald oder in den Latschen- und Alpenerlendickungen den Felsen entlang. In Revieren, wo öfters mit Hunden gejagt wird, werden die Gemen sofort rege und ziehen sich

den Felsen zu. Alte Böcke warten oft, bis der Hund ziemlich nahe kommt, machen dann einige weite Fluchten und gehen etwas höher oder tiefer zurück. Gewöhnlich muss am Wendepunkte der Hund eine Zeit lang suchen, bis er die Fährte wieder findet. Hört dann der Treiber den Hund zurückjagen, so ist es seine Aufgabe, dahin zu trachten, selbst an den Bock heranzukommen, in welchem Falle er dann gewöhnlich die Richtung direct nach aufwärts nimmt und das Gefelse zu erreichen trachtet. Vor den Treibern haben die Gemen viel mehr Scheu als vor den Hunden. Vor diesen allein flüchten sie so lange als es ihnen gerade beliebt und stellen sich dann gegen dieselben. Ist ein Hund recht hitzig und versucht er ernstlich an die Gemse heranzukommen um sie zu reissen, so schnellt sie entweder mit den Hinterläufen gegen ihn oder sucht ihn mit den Krikeln zu forkeln. Dabei ist es schon öfters vorgekommen, dass dem angreifenden Hunde der Bauch so aufgeschlitzt wurde, dass das Gescheide heraushing. Ein so stark geforkelter Hund ist selbstverständlich verloren. In den meisten Fällen stellen sich die Gemen an solchen Stellen, wo der Hund von rückwärts nicht beikommen kann, auf den Angriff von vorne angewiesen ist, wo er mit der Gemse absolut nichts ausrichten kann, da sie ihn bald so forkelt, das ihm alle Angriffslust vergeht.

Befinden sich in einem Reviere sogenannte Einstände, das heisst Stellen in einem Felsen, zu denen ein Hund nie gelangen kann, so ziehen sich die Gemen, wenn nur halbwegs möglich, in dieselben zurück und äugen ruhig auf den sie ver-

bellenden Hund herunter. Dem Treiber erwächst nun die Aufgabe, sobald er hört, dass ein Hund eine Gemse in einem Einstande verbellt, so herankommen zu trachten, dass er sie aus demselben her austreiben kann. Viele dieser Einstände sind jedoch derart, dass selbst der im Klettern geübteste Treiber nicht dahin gelangen kann. Die Gemen lassen ihn ruhig schreien und schießen und verlassen ihren sicheren Einstand erst dann, wenn sie sich für versichert halten, dass Jäger und Hunde längst die Gegend verlassen haben. Die Schützen suchen zwar diesen Einständen so beizukommen, dass dieselben entweder von einer Seite oder von unten hinauf beschossen werden können, was jedoch nur in vereinzelt Fällen, nicht aber allgemein gelingt.

Werden die Gemen von einem Treiber aus einem niedrigen Einstande herausgebracht, so nehmen sie in wilder Flucht das rauheste, unwegsamste Gefelse an, wo die meisten Hunde dann sehr bald zurückbleiben. Theils bestimmen sie hiezu die in dem schrundigen Gefelse bald wund gewordenen Läufe, theils vermögen sie dem Wilde auf diesen verzweifelten Passagen nicht zu folgen und eilen mit eingezogener Ruthe retour. Jüngere, recht hitzige Hunde achten oft in der rasenden Verfolgungswuth auf gar kein Terrain, bis sie endlich an eine Stelle kommen, die sie nicht mehr zu erklettern oder zu überspringen vermögen. Wie für den Menschen, so ist auch für den Hund ein Rückweg in dem schroffen Gefelse immer schwieriger als der Anstieg. Sehen sie an einer gefährlichen Stelle dann in die gähnende Tiefe, werden sie plötzlich furchtsam, kauern sich nieder,

getrauen sich nicht mehr zu rühren und verkünden dann mit lautem Geheul, dass sie sich verstellt haben. Ist es noch menschenmöglich, so sucht ein Treiber oder ein verwegener Jäger den verstellten Hund mit eigener Lebensgefahr herunterzuholen, was indes nicht jedesmal gelingt. Oft genug muss er seinen heulenden Hund dem Geschieke überlassen. Bis ihn dann der grösste Hunger zwingt, verlässt er seine Stelle nicht, sondern harrt noch immer winselnd und heulend, hoffend, dass ihm von seinem Herrn Rettung werde. Man hat Beispiele, dass verstellte Hunde zwei bis drei Tage auf dem gleichen Fleck kauerten und dass es ihnen dann endlich doch gelang, den Rückweg wieder zu erobern und ausgehungert und zu Tode abgemattet zu ihren Herren zurückzukehren. In vielen Fällen jedoch bemächtigt sich des Hundes, wenn er die verzweifeltsten Anstrengungen zu seiner Rettung macht, der Schwindel und er stürzt rettungslos in die Tiefe. In jenen Gebirgsgegenden, wo die Gemsenjagd mit Hunden betrieben wird, gehen fast alljährlich einige Hunde auf diese Weise verloren, zum grossen Leidwesen der betreffenden Jäger. Auf einen guten, scharfen „Gemsenhund“ halten sie grosse Stücke, und das umso mehr, weil sich bei weitem nicht jeder Hund für die Gemsenjagd eignet.

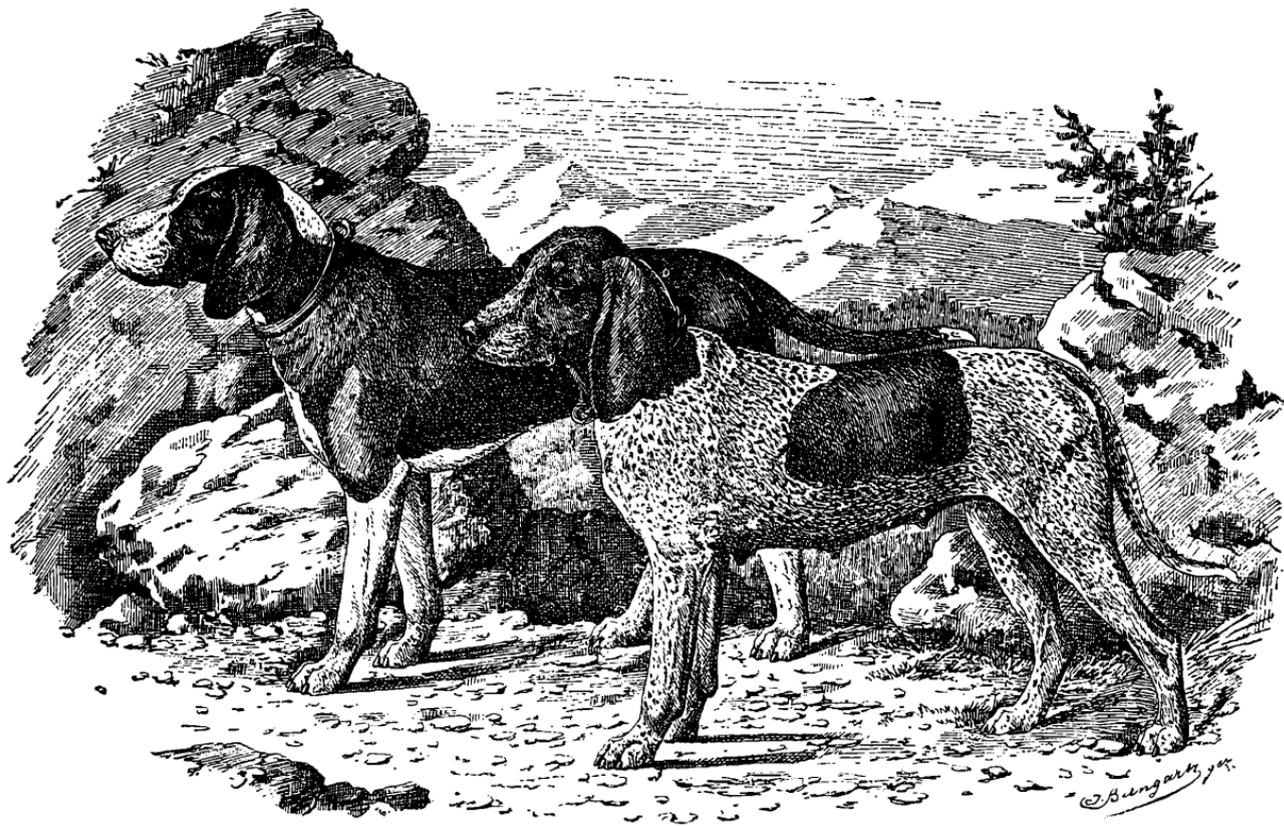
Zur Jagd verwendet man die hochläufigen Braken, den Wildbodenhund und wohl auch den ausdauernden Teckel.

Die Laufhunde werden vorwiegend in der Schweiz zu den verschiedenen Jagden verwendet. Anderwärts sind sie weniger in Gebrauch, ja kaum allgemein bekannt. Aus diesem Grunde geben wir

hier eine gelungene Abbildung der Schweizer Laufhunde bei, die wir dem in dem bestbekanntesten Verlage von Paul Neff in Stuttgart erschienenen Werke „Kynos“, Handbuch zur Beurtheilung der Racenreinheit des Hundes, von Thiermaler Jean Bungartz, entnehmen. Nebstbei erlauben wir uns, alle Hundeliebhaber und Jäger auf dieses treffliche Werk aufmerksam zu machen, das nebst einem gediegenen Texte in 70 Abbildungen die verschiedenen Hunderacen zur Anschauung bringt. „Kynos“ wurde bei seinem Erscheinen von der Kritik in allgemein lobender Weise anerkannt, es haben aber auch sowohl der Verfasser als der Verleger alles aufgeboten, den reichen Inhalt zugleich in einer eleganten Ausstattung und äusserst praktischen Form ins Leben treten zu lassen, und das bei einem so billigen Preise, dass es jedem möglich ist, dieses Werk sich anzuschaffen. Im Interesse der noch vielfach darniederliegenden reinen Hundezucht wäre eine weite Verbreitung dieses Werkes in Jägerkreisen sehr zu wünschen. Die Presse hat ihm bei seinem ersten Erscheinen vielfach ein warmes Waidmannsheil mit auf den Weg gegeben, und wir dürfen uns daher umso weniger scheuen, an dieser Stelle nochmals auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Nach diesem kleinen Abstecher wieder zur Sache.

Zu wiederholtenmalen hatte ich die Gelegenheit, solche Gensjagden mit Hunden mitzumachen, dieselben somit aus eigener Anschauung kennen zu lernen, muss aber gestehen, dass ich mich für diese Jagdmethode nie sonderlich erwärmen konnte.



Schweizer Laufhunde.

Werden die Gemen von sehr scharfen Hunden gejagt, halten sie nicht immer die gewohnten Wechsel ein, sondern versteigen sich in die schroffsten Felspartien und lassen so dem Jäger das Nachsehen. Schon aus diesem Grunde ist diese Jagd höchst unzuverlässig und liefert im Verhältnisse nie das Resultat wie ein ruhiges, wohl cooperirtes Riegeln. Die Treiber kann man hiebei nie gänzlich entbehren.

Kommt ferner eine Gemse scharf vor einem Hund, so wird sie nicht leicht einmal auch nur durch ein secundenlanges Verhoffen Gelegenheit zu einem wohlgezielten Schusse bieten. Es wird daher sehr viel gefehlt und, was noch weit böser ist, viel zu Holze geschossen. Bleibt die Gemse nicht unterm Feuer, so peitschen die Hunde das angeschweisste Stück weiter, es flüchtet in das wildeste Gefelse und ist dort für den Jäger verloren, während es vielleicht erreichbar gewesen wäre, wenn man es hätte können ruhig krank werden lassen. Dieser Umstand bildet einen nicht zu unterschätzenden Nachtheil dieser Jagdmethode.

Weiter hat man es nicht mehr in seiner Gewalt, den Trieb auf eine Localität zu beschränken. Mit scharfen Hunden dehnt er sich oft viel weiter aus, als man das Revier mit Schützen verstellen kann, nicht selten zieht es sich sogar noch weit in ein Nachbarrevier hinein, auch dieses noch beunruhigend, worüber kein Jagdnachbar sonderlich erbaut sein dürfte.

Ein allgemeiner Nachtheil dieser Jagdmethode besteht gerade in dieser das ganze Jagdrevier betreffenden Beunruhigung. Kaum ist ein Winkel,

der davon verschont bliebe. Die Unruhe macht sich fühlbar bis weit über den von Schützen umstellten Kreis hinaus. Für den Wildbestand involvirt dies einen sehr bedeutenden Nachtheil, weil derselbe ausser den unzugänglichsten Felseneinständen im ganzen Reviere kein Winkelchen hat, in dem es sich halbwegs sicher fühlen könnte.

Werden solche Jagden schon im August abgehalten, wie es in einzelnen Ländern vom Gesetze leider gestattet ist, sind die wenigsten Kitze so hinreichend erstarkt, dass sie dem einem Sturmwinde gleich einhersausenden Rudel überall zu folgen vermögen, bleiben zurück, werden aus Furcht und namenloser Angst ganz confus und werden so leicht von den Hunden eingeholt und gerissen. Bei den meisten dieser Jagden sind dann wieder mehr oder minder solche Fixköter in Verwendung, welche ohne weiteres das gerissene Stück anschneiden, die Jagd — Jagd sein lassen und sich in aller Gemüthsruhe gütlich thun. Die gleiche Praxis üben diese Köter, wenn es ihnen gelingt, eine stark angeschweisste Gemse nach einer langen Hetze endlich zu reissen.

Aus diesen Gründen sind Gemsjagden mit Hunden überall da zu vermeiden, wo eine andere rationellere Jagdmethode möglich ist.

An den meisten Orten, wo man heute noch diese Jagden findet, sind sie ein Überbleibsel alter, ungeschulter Bauernjäger. Die Tradition besagt, dass dies und jenes Revier nicht anders als mit Hunden bejagt werden könne, und das muss ja wahr sein. In den meisten Fällen habe ich mich jedoch überzeugt, dass es auf andere Weise sogar

noch weit besser ginge als mit den Hunden. Ganz besonders ist das dort der Fall, wo die Gemen so tief stehen, dass sie in die Nachbarschaft des Rehwildes gelangen. Es gibt nur äusserst wenig Hunde, welche die Witt'ung der Gemse mit Vorliebe aufnehmen. Kommen sie nun während der Jagd auf eine Rehfährte, was oft genug vorkommt, so gehen sie sofort auf diese über und jagen das Rehwild der Niederung zu, während die Jäger oben auf den Ständen vergeblich der Gemen harren und über den Hundejanhagel fluchen und teufeln, womit ihnen wenig geholfen ist.

Viele Hunde verlassen sogar die Gemsfährte, um einen zufällig aufgestöberten Alpenhasen so lange herumzupeitschen, bis sie ihn reissen und als erwünschte Jause in dem hungrigen Magen verschwinden lassen können. Unter den „braven“ Hunden der Gebirgsjäger habe ich schon manch solchen Köter gefunden, was ganz leicht dadurch erklärt wird, dass ein Hund von dem andern diese verdammte Untugend ablernt.

Im allgemeinen sollte man im Interesse des Wildstandes selbst die Gemenjagden mit Hunden, da wo sie noch bestehen, wo immer thunlich mit einer angemesseneren, rationelleren Jagdmethode vertauschen, denn sie widersprechen durchaus den anerkannten Grundsätzen der Jagd und der Wildhege.

Sollte ein Jagdbesitzer richtig ein so verzwicktes Terrain haben, dass er darin mit seinen Treibern nicht mehr ausreicht und die Hunde zu Hilfe nehmen muss, so sollte er dazu wenigstens nicht die hochläufigen Braken verwenden. Mit

dem Wildbodenhunde leichteren Schlages oder mit dem ausdauernden, unbezahlbaren Dachshunde, wenn derselbe zur Jagd über der Erde dressirt ist, reicht er ebenso gut oder noch besser aus, hat dabei zugleich den Vortheil, dass die Gemen nicht mit jener rasenden Hast gejagt werden, und dass ferner nicht ein ganzes Revier oder gar ein Jagdbezirk dadurch beunruhigt wird, da solche Hunde nicht soweit jagen wie die Braken stärkster Race. Nicht derjenige Hund ist zur Jagd auf Gemen der brauchbarste, der die weitesten Strecken läutend abreviert, sondern derjenige ist entschieden entsprechender, der langsam und gründlich arbeitet und nicht allzuweit jagt. Welcher Nutzen soll daraus für die Jagd entspringen, wenn so ein Hund viel weiter jagt, als ein Terrain mit Schützen verstellt werden kann? Daraus kann unter allen Umständen für die Jagd nur ein Nachtheil erwachsen, der sich um so intensiver fühlbar macht, je öfter eine solche Beunruhigung im Reviere vor sich geht.

Ich kenne aus eigener Anschauung mehr als ein Revier, das früher als ein gutes Gemesrevier angesprochen werden konnte, und dass dann durch Einführung der Jagden mit Hunden unter alle Kritik herabgebracht wurde. Die Gemse lässt sich in ihrem Gebiete eben bei weiten nicht so viel gefallen als viele der sogenannten „Gemenjäger“ anzunehmen geneigt sind.

In den allermeisten Fällen wird man mit Pürsche, Anstand oder Treiben so vollkommen ausreichen, dass man nicht bemüsstigt ist, zu einer andern Jagdmethode zu greifen. Der Waidmann von echtem Schrot und Korn will eben nicht blos

schiessen, er wird auch innerhalb der den Jagdprincipien entsprechenden Grenzen zu hegen wissen und sich dadurch ein dauerndes Vergnügen zu sichern suchen. Geleitet von diesen Grundsätzen, wird er die Jagd mit Hunden nur da anwenden, wo er ohne dieselben rein nichts machen kann. Dass solche Reviere aber sehr selten sind, das weiss jeder, der einmal mit tüchtigen Treibern in unseren Alpen gejagt oder einen Pürschgang in denselben unternommen hat.



## VI.

### DAS ZERWIRKEN UND DIE NUTZUNG DES GEMSWILDES.

Hat man eine Gemse nach vielen Mühen echt waidmännisch erlegt, so sollen auch bei der weiteren Behandlung die waidmännischen Regeln beobachtet werden. Es gewährt einen nichts weniger als angenehmen Anblick, wenn man sieht, dass ein „Jäger“ beim Aufbrechen und Zerwirken einer Gemse so verfährt wie etwa der nächstbeste Kleinviehstecher mit seinen Schafen und Ziegen. Etwas anderes ist die Gemse denn doch und verdient anders behandelt zu werden.

Um das trommelartige Auftreiben zu verhindern, theilweise auch, um für den Träger in Anbetracht der kritischen Passagen die Last zu erleichtern, wird die Gemse an der nächsten geeigneten Stelle aufgebrochen.

Zu diesem Zwecke legt man die Gemse auf den Rücken auf grüne Brüche, wozu man Fichten- oder Tannenreiser, Äste von der Krummholzkiefer oder im Nothfalle von Alpenerlen verwendet.

Das Stück legt man gerade und zwar so, dass der Kopf rückwärts auf den Krikeln zu ruhen kommt und dadurch eine feste Lage erhält. Der mit dem Aufbrechen betraute Jäger zieht seinen Rock nicht aus, sondern schlägt nur die Rockärmel etwas zurück, jedoch nicht nach der Art der Fleischhauer bis an die Ellbogen oder gar darüber. Mit seinem Genickfänger tritt er vor den Kopf der Gemse, schärft Decke und Wildpret vom Unterkiefer bis zum Ende des Halses vollkommen auf. Hiedurch gewinnt er genügend Raum, um die Drossel und den Schlund auslösen zu können.

Ist dies vor dem Kopfe der aufzubrechenden Gemse stehend, nicht etwa kniend oder hockend, vollzogen, so wird etwa drei Finger breit von dem oberen Ende des Schlundes in denselben eine Öffnung geschärft, durch welche dann der obere Theil dreimal so durchgeschlungen wird, dass derselbe vollständig geschlossen erscheint und keine Äsung austreten lassen kann. So versorgt, wird der Schlund dann in die Herzkammer hinabgeschoben. Hierauf tritt der Jäger von rückwärts zwischen die Hinterläufe und drückt dieselben auseinander, so dass er Raum für die folgenden Handgriffe gewinnt. Zwischen den Keulen bis auf das Schloss hinab wird das Stück so aufgeschärft, dass das Kurzwildpret in zwei Hälften getheilt wird; die Hoden werden in der Regel in den Hautscheiden belassen, Ruthe und Samengefäße sorgfältig ausgelöst. Nun folgt das Ausschärfen der Decke bis zum Brustkern hinauf; dies geschieht jedoch nicht von oben herunter,

sondern so, dass die schon bereits vorhandene Aufschärfung vom Kurzwildpret gegen die Brust in dieser Richtung einfach fortgesetzt wird. Hierauf wird das Wildpret sorgfältig aufgeschärft, damit von den inneren Theilen nichts verletzt und durch den Gescheideinhalt verunreinigt werde, dann schlägt man die Verbindung des Schloßes durch und drückt die Keulen gänzlich auseinander. In die entstandene Öffnung legt man den Zeige- und den Mittelfinger der linken Hand so, dass man das Gescheide vom Wildpret etwas entfernen kann, setzt den Genickfänger zwischen diesen beiden Fingern an und schärft das Wildpret aus bis zum Brustkern hinauf. Das Netz wird sodann herausgenommen. Ein weiterer Griff zwischen Wanst und Zwerchfell hinein lässt den früher in die Brusthöhle geschobenen Schlund erfassen und so kann man das ganze Gescheide herausziehen bis zum Mastdarm, welcher vorsichtig ausgelöst wird. Um beim Herausnehmen des Gescheides dasselbe vor dem Zerreißen zu schützen, stützt man die linke Hand in der Nierengegend ein und hilft damit nach, wo es die Vorsicht gerathen erscheinen lässt. Das Gescheide wird nun zur Seite gelegt und das Weiss oder Feist herausgenommen.

Da, wo der Mehrbraten noch das sogenannte Jägerrecht bildet, was seit einiger Zeit bei vielen Jagdherren nicht mehr aufrecht erhalten ist, wird weiter noch der Drosselknopf und das Zwerchfell um die Rippen herum abgelöst, die rechte Hand erfasst die Drossel und bringt so nach rückwärtsziehend die Lunge heraus.

Vorn wird sodann das Wildstück etwas gehoben, bis der etwa noch zurückgebliebene Schweiss rollend abgelaufen ist.

Bezüglich des Ausnehmens der Lunge waltet in den verschiedenen Gegenden, wie bereits bemerkt, insoweit ein Unterschied, dass dem Jäger das Jägerrecht nicht zugesprochen wird. In diesem Falle wird die Lunge nicht herausgenommen, sondern ruhig belassen.

In die durch den Aufbruch entstandene Öffnung schiebt man locker grüne Brüche von Fichten-, Tannen- oder Krummholzkieferzweigen. In mehreren Alpengegenden habe ich bemerkt, dass den letzteren, als im eigentlichen Heim der Gemse wachsend, gerne der Vorzug vor den Tannen- oder Fichtenreisern gegeben wird. Auch in das Geäse und in die Schlundöffnung werden grüne Brüche geschoben, ohne jedoch durch die zu grosse Menge derselben diese Theile unnatürlich aufzubauschen.

Damit wäre das eigentliche Ausnehmen oder Aufbrechen beendet und die Gemse zum Transporte nach Hause fertig.

Zum Zwecke der Nutzung wird die Gemse sodann zerwirkt. Dies vollzieht man auf folgende Weise: Die Kriekeln werden mit einem entsprechend grossen Theile des Stirnknochens ausgeschlagen, in einigen Gegenden auch mit dem sogenannten „Fuchsschwanz“ herausgeschnitten. Sodann erfasst die linke Hand den Kopf und die rechte schärft vorne die Decke längs des Halses und der Brust auf, soweit dies nicht schon früher geschehen ist.

Sodann erfasst man den rechten Vorderlauf, schärft mittels eines raschen Schnittes die Decke etwas unter die Kniebeuge rund herum ab, setzt den Genickfänger in gleicher Richtung mit dem Geäfter an und schärft so längs des ganzen Laufes die Decke bis an die Brust auf.

Bei den übrigen Läufen wird auf ganz gleiche Weise verfahren, wobei jedoch der Jäger nicht über das Stück hin- und wiedertreten, sondern seine Arbeit ruhig in fortlaufender Reihe beenden soll.

Bei diesen Einschnitten beginnt nun das Ablösen der Decke von vorn nach rückwärts zuerst auf der rechten, dann auf der linken Seite. Zum Ablösen gebraucht man mehr die Hände als den Genickfänger und hilft nur dort leise anschärfend nach, wo die Hände damit schwer fertig werden. Dabei soll man wohl Acht haben, dass weder die Decke angeschärft und dadurch zerschlitzt und durchlöchert wird, noch dass Stücke Wildpret an derselben hängen bleiben. Die Decke soll vollkommen rein, ohne Schnitte und Wildpretfetzen bleiben.

Nachdem beide Seiten vollendet und Hals und Kopf ebenfalls fertig sind, wird endlich der Rücken abgedeckt.

Bei der ganzen Arbeit hat sich der Jäger der grösstmöglichen Reinlichkeit zu befleissen und nach Kräften zu verhüten, dass das Wildpret voll von den etwa ausfallenden Haaren werde. Wenn dasselbe so mit Haaren an vielen Stellen beklebt ist, gewährt es mehr einen widerlichen Anblick.

Die abgelöste Decke wird nicht entfernt, sondern bleibt während des weiteren Zerwirkens unter dem Stücke ausgebreitet.

Nun wird das rechte Blatt in seiner natürlichen Gestalt ausgelöst, ebenso das linke. Sodann schärft man die Flanken von der Stelle, wo sich die Keulen anschliessen, erst rechts, dann links bis an die Rippen durch, zählt dann die drei ersten Rippen, falls dem Jäger das Jägerrecht zugesprochen ist, greift hinein und schärft sie von den übrigen Rippen ab. Hierauf wird mit dem Waidmesser das Rückgrat durchschlagen, und die abgelösten Theile kommen auf die Seite. Nun wird rechts und links von aussen mitten über die Rippen ein Einschnitt gemacht, worauf dieselben mit dem Waidmesser durchgeschlagen und ohne sie zu trennen, ebenfalls bei Seite gelegt werden. Durch einen Schnitt um die Kugel wird dann erst die rechte, nachher die linke Keule ausgelöst, worauf die Abtrennung des Rückgrates erfolgt. Dieses wird entweder ganz belassen oder in drei Stücke getheilt, je nachdem dies der althergebrachten örtlichen Jägersitte entspricht, die in diesem Punkte in den verschiedenen Gegenden abweicht. Der neu in einer Gegend angekommene Jäger hat sich darüber zu erkundigen, weil es ihm sonst für einen Fehler angerechnet würde.

Die ausgeschlagenen Krikeln werden sorgfältig von den etwa anklebenden Haaren gereinigt und die Schalen gebleicht. Da die Bleichung der Schädelknochen auf verschiedene Weise vorgenommen wird, mögen kurz einige Bleichungsmethoden angeführt werden.

Man löst einen etwa faustgrossen Klumpen ungebrannten Kalkes in einer entsprechenden Menge Wasser auf und stellt die Schalen so in dasselbe, dass sie von dem kalkhaltigen Wasser soweit überdeckt sind, dass dasselbe soweit an die Stirnzapfen heranreicht, als dieselben nicht mit der schwarzen Hornsubstanz gedeckt sind. Lässt man das Ganze durch vierzehn Tage ruhig stehen, ist die Bleichung vollzogen.

Andere wenden statt des ungebrannten Kalkes Chlorkalk an. Derselbe wird mit Wasser vermischt zu einem Brei gerührt, der dann in einer einige Millimeter dicken Lage über der ganzen Schale aufgetragen wird. Dieser Brei wird fünfzehn bis dreissig Stunden auf den Schalen gelassen, dann mit reinem Wasser abgespült. Lässt man den Chlorkalk zu lange auf die Knochensubstanz einwirken, so wird dieselbe angegriffen, was man erst nach dem vollendeten Trocknen bemerkt. Diese zu starke Einwirkung des Chlorkalkes kann durch Einreiben mit Fett oder reinem Öl wieder paralisirt werden.

Den Zweck des Bleichens erreicht man auch, wenn man gewöhnlichen Töpferthon im heissen Wasser aufweicht, zu einem dicken Brei aufrührt und denselben auf die Schädelknochen ziemlich dick aufträgt. Sobald die Kruste vollständig trocken geworden ist, reibt man dieselbe ab und reinigt den Knochen sorgfältig mit einer Bürste. Dieser Vorgang erfordert oft eine zwei- bis dreimalige Wiederholung.

Sehr einfach ist auch die Methode, die Schädelknochen nach Art der Leinwand von der

Sonne bleichen zu lassen. Zu diesem Zwecke setzt man dieselben der Sonne aus und begießt sie mit Wasser, indem man gleichzeitig das schwarze Gehörn durch das Aufsetzen einer Papierdüte oder durch Umwickelung mit Leinwandlappen vor den directen Sonnenstrahlen schützt.

Will man Soda zur Bleichung der Schädelknochen benützen, so verfährt man auf folgende Weise: Man kocht die Schale in einer starken Sodalaug, spült dann denselben mit frischem Wasser rein ab, worauf er abermal nach kurzer Zeit in einer ganz schwachen Sodalaug gekocht, wieder gewaschen und hierauf getrocknet wird. Bei den meisten Gemsschädeln wird man unschwer seinen Zweck erreichen, kann mithin diejenige anwenden, welche dem Betreffenden am leichtesten oder schnellsten erscheint.

Der Mühe des Bleichens der Schädelknochen unterzieht man sich selbstverständlich nur dann, wenn man die Krikeln als Jagdtrophäe zum Zimmerschmucke verwenden will. Im andern Falle ist es überflüssig.

Aus den Gemskrikeln arbeitet man ausgesucht unpraktische Essbestecke sowie verschiedene andere Galanteriewaaren.

Einen namhaften Wert haben nur Krikeln von aussergewöhnlicher Stärke, selten dagewesener Auslage oder ganz abnorme Bildungen.

Die Decke wird entweder zu Wildleder verarbeitet und meistens dann zu den beliebten „Gamsledernen“ verwendet. Übrigens lassen sie sich auch als Fussteppiche und so weiter arbeiten.

Für jeden Jäger und Naturfreund ist es oft sehr zweckdienlich, wenn er eine Decke oder einen Balg, sei derselbe nun vom Haar- oder Federwild, rasch und dauernd conserviren kann. Herr Dr. Steffek theilt hierüber folgendes Verfahren mit: Man löse in zehn Liter Wasser 250 Gramm Alaun, 150 Gramm Salpeter und 100 Gramm Chlornatrium auf und giesse in diese Lösung 250 Gramm gereinigte Carbolsäure, rühre die ganze Mischung tüchtig mit einem Stocke um, thue das zu gerbende Fell hinein und lasse es sechsundreissig Stunden so darin liegen, dass es von der Flüssigkeit auch oberhalb gespült wird, sozusagen also unter Wasser liegt. Dabei ist zu bemerken, dass das Fell um so besser gegerbt, je ausgiebiger es liegen kann und je öfters es umgedreht wird; letzteres ist unbedingt dann nöthig, wenn das Fell im Gefäss nicht völlig ausgebreitet liegen kann, denn alle Partien müssen gehörig durchtränkt und von der Flüssigkeit getroffen werden. Nach der genannten Zeit nehme man das Fell heraus und lasse es ablaufen, so wie die Haare im natürlichen Zustande liegen; diese werden dadurch glatt und man hat ein leichteres Aufspannen. Letzteres geschieht auf einem passenden Brett mittelst kleiner Nägel, indem man das Fell auf die Haarseite legt und tüchtig auseinanderzieht. Ist dies geschehen, wird das Fell entweder in die Sonne oder an einen warmen Ort zum schnellen Trocknen gelegt; ist es hart geworden, so lassen sich die etwa noch anhaftenden kleinen Fleischtheile leicht abziehen. Endlich wird das Fell mit Bimsstein tüchtig abgerieben und ist dann zum Gebrauche fertig

gestellt, das heisst, es ist „weiss gegerbt“ worden. Dr. Steffek hat dies Verfahren ungemein häufig nicht nur mit Winterdecken von Rehen, bei denen bekanntlich wegen der leichten Brechbarkeit die Haare so schlecht halten, sondern auch mit Sommer-Rehdecken, Winter- und Sommerbälgen von Füchsen, mit allerlei Vogelbälgen etc. erprobt und dabei gefunden, dass alle derart gegerbten Felle und Bälge, zumal was das Festsitzen von Haaren und Federn anbelangt, ganz tadellos wurden, und dass sein Verfahren die bisher allgemein übliche Gerbmethode bei weitem übertrifft. Jeder Arbeiter kann sie dabei leicht und schnell besorgen und jedes Fell ist innerhalb dreier Tage fertig und verwendbar. Schliesslich sei noch bemerkt, dass die angegebenen Ingredienzenmengen gut für zwei bis drei Rehdecken genügen, dass diese Ingredienzen in jeder Apotheke oder Drogenhandlung um ein Billiges zu haben sind, und dass endlich der Preis für das Gerben einer Reh- oder Gamsdecke sich inclusive des Arbeitslohnes auf nur ungefähr 60 kr. beläuft.



III. THEIL

HEGE UND PFLEGE DES GEMSWILDES.

---



## I.

## ALLGEMEINE SCHUTZMASSREGELN.

Ziemlich allgemein hat sich schon die Überzeugung Bahn gebrochen, dass auch zum Schutze des Gemswildes gewisse Massregeln getroffen werden müssen, falls sich dasselbe in einem Reviere sicher fühlen und in der gewünschten Weise vermehren solle. Mit der allgemeinen Anerkennung dieses Grundprincipes ist immerhin schon etwas gewonnen, wenn auch bezüglich der näheren Ausführungen die Ansichten und Meinungen vielfach auseinandergehen. Diese Verschiedenheit der Meinungen mag zum Theile darin ihren Grund haben, weil die verschiedenen Reviere bezüglich ihrer Bodenconfiguration, der Bestockungsverhältnisse der Lagen nahe an der Holzgrenze, Gebüschreichtum etc. sehr von einander abweichen. Auch die Winter sind, in Bezug auf Schneemengen, unausgesetzte Dauer und Hochgradigkeit der Kälte in den verschiedenen Alpenregionen sehr ungleich, wirken mithin auch je nach den Verhältnissen günstiger oder ungünstiger auf das Gemswild ein.

Eine Schutzmassregel, in der gewiss alle Jäger einig sind, ist die Vertilgung des Raubzeugs und die Verhinderung des Wilddiebstahls. Das letztere gehört eigentlich voraus, denn selbst das schlimmste Raubzeug richtet in einem Reviere nicht so viel Schaden an als der Wilderer. Er ist der ärgste und schlimmste Räuber im Hochgebirge. Leider kann man dieses Gezücht nicht gleich so ausrotten, wie die Schädlinge im Thierreich, man muss im Gegentheile diese Sorte immer scharf durch die Zwangsbrille einiger Gesetzesparagraphen betrachten und behandeln. Das Gros der Wilderer recrutirt sich aus den Gebirgsbewohnern, deren mehr oder weniger stabile Beschäftigung sie oft mit dem Wilde der Hochalpen in Berührung bringt.

Die Sucht zum Erlegen des Wildes lebt so in Fleisch und Blut des Alpensohnes, dass ihn diese bedauerungswürdige Leidenschaft oft genug von dem Wege seiner sonst so biedereren Denkweise abführt und mit den Gesetzen in Conflict bringt. So traurig diese Erscheinung ist und so wenig man sie rechtfertigen kann, wer die Natur des Alpenbewohners und sein Leben kennt, der wird sie wenigstens begreifen, wird um so mehr jeden freien Sohn der Berge bedauern, der sich in das Netz dieses gesetzlosen Treibens hat verwickeln lassen, sich ganz von seiner Leidenschaft hinreissen lässt. Sie ist eine der unbezwingbarsten, wenn sie einmal das Herz des Alpensohnes mit all ihren Garnen umspinnt.

In jedem der im Hochgebirge herumvagabundierenden Gaisbuben regt sich schon aus angeborner Neugierde die Lust, nicht blos jedem Vögelchen ins Nest zu gucken, ihr Thun und

Treiben zu beobachten, seine Aufmerksamkeit lenkt sich auch dem grösseren Wilde zu. Bald begnügt er sich nicht mehr damit, den Alpenhasen aufzuspüren oder ein Junges zu erhaschen. Er hat gehört, dass dieser oder jener ein Gemskitz gefangen, und was ist verführerischer für einen Knaben als der Besitz solch einer jungen Alpenantilope! Stunden- und halbe Tage lang klettert er über die gefährlichsten Wechsel hinein in Schluchten, die vielleicht vor ihm kaum eines Menschen Fuss je betreten. Geht auch sein Wunsch nicht in Erfüllung, er findet allmählig ein Vergnügen daran, das scheue Wild aus seinen verborgensten Schlupfwinkeln herauszupeitschen und immer verlockender schwebt vor ihm das Bild, wie schön es sein müsste, solch flüchtiges Wild mit der knallenden Büchse zu erlegen, einen Gembart für den Hut und ein Stückchen Geld für die Tasche zu gewinnen. Wird solch ein Knabe später nicht davon abgehalten, diesem seinem Sehnen immer neue Stoffe zuzuführen, wird er sich bald genug ein altes Knalleisen erworben haben und Gesetz und Recht zum Trotze wildernd durch die Klüfte schleichen. Seine Vertrautheit mit allen Wegen und Stegen, seine Gewandtheit im Klettern und sein natürlicher Muth lassen ihn die Gefahren unterschätzen, denen er sich aussetzt. Er wird immer wilder, immer verwegener; sein Rechtsgefühl stumpft sich mehr und mehr ab. Er weiss, dass so ein verwegener Wilderer in einer gewissen Achtung bei den anderen Alpensöhnen steht; auch das kitzelt ihn, die gewagtesten Unternehmungen auszuführen.

So bildet sich der Wilderer von Stufe zu Stufe heran. Sein abgehärteter Körper lässt ihn

die Beschwerden wenig fühlen. So pürscht er hinauf in Sturm und Wind, in Regen und Schnee. Überrascht ihn die Nacht, legt er sich unter einem Felsvorsprunge zu kurzer Ruhe nieder. Wenn ihm dabei oft die Zähne vor Frost klappern, der Hunger ihn quält, er dauert aus, bietet allem Trotz. So irrt er tage-, ja wochenlang in den öden Felsgewirren herum, gesellt sich zu alten, in allen Spitzbübereien erfahrenen Cumpanen, lernt von ihnen, wie man dem Hüter des Wildes, dem Jäger, ein Näschen dreht, im Nothfalle auch Widerstand leistet. — Nun ist der junge Mensch für die menschliche Gesellschaft verloren. Schritt für Schritt eilt er weiter auf der abschüssigen Bahn des Unrechts, bis er beim Verbrecher, beim Mörder anlangt. Wie mancher brave pflichttreue Jäger modert unentdeckt unter dem weichen Moose oder dem Farnkraute des Bergwaldes, wie mancher liegt in unzugänglicher Schlucht als gebleichtes Gerippe, dessen lebensfrische Umhüllung Geier und Raben sich schmecken liessen! Es war des Wilderers Kugel, die in einem unbewachten Augenblicke das Herz durchbohrte, war des Wilderers Verbrecherhand, die ihn ungesehen unter des Waldes kühlen Rasen oder in den Schlünden grauser Tiefe gebettet.

O hässliche Erscheinung in der sonst so göttlich schönen, hehren, hoch erhabenen Alpenwelt!

Diese zu bekämpfen ist die schwierigste Aufgabe des Jägers. Es gibt eine Menge von Fällen, wo er nicht anders als im offenen Kampfe erfolgreich sein Feld behaupten kann, viele dagegen aber wieder, wo er durch seine Autorität, sein mannhaftes Auftreten, seinen unermüdlichen Fleiss und rastlose Begehung seines Revieres verhindernd

zu wirken vermag. Vor allem hüte sich der Jäger, die verschiedenen Reviertheile nach einem bestimmten Schema zu begehen. Die Leute sollen und dürfen nie wissen, wo sich der Jäger an einem bestimmten Tage oder zu einer bestimmten Stunde befindet, dürfen sich in keiner Localität auch nur einen Augenblick sicher fühlen. Ist der Jäger gleich dem leidigen Gottseibeius überall und nirgends, taucht er unerwartet gerade da auf, wo man ihn am wenigsten zu finden hoffte, dann sehen die Wilderer bald ein, dass gegen einen solchen Hüter nicht aufzukommen, dass in diesem Reviere nichts zu machen ist. Was nicht durchaus unverbesserlich ist, wird das verderbliche Gewerbe als zu wenig lucrativ an den Nagel hängen, und diejenigen, an denen Taufe und Chrysam verloren ist, werden über kurz oder lang denn doch dem Arme der strafenden Gerechtigkeit verfallen und wenigstens auf eine bestimmte Zeit für das Revier unschädlich werden.

Nebst der Bewältigung dieser schweren Aufgabe obliegt es dem Jäger auch, stets ein scharfes Augenmerk auf das Raubzeug zu halten und zu jeder Jahreszeit an dessen Decimirung zu arbeiten. Von Seite des Jagdherrn soll dafür gesorgt werden, dass das Jagdpersonale durch angemessene Schussprämien zur Vertilgung des Raubzeuges angespornt wird. Auch im Sommer sollen diese Prämien ohne Rücksicht auf die Brauchbarkeit des Balges aufrecht erhalten werden und das um so mehr, weil man in den wenigsten Gemsrevieren im Winter mit Erfolg gegen die Räuber operiren kann, weil gewöhnlich die hohen Schneelagen daran bedeutend hindern.

In dem Hauptverbreitungsgebiete, den Alpen, wird man nicht oft in die Lage kommen, gegen Bären, Wölfe, Luchse und Wildkatzen auftreten zu müssen, da sie sich daselbst nur ausnahmsweise finden, desto eifriger darauf Bedacht zu nehmen gezwungen sein, dem rothen Räuber, dem Erzschelm Reineke auf der Fährte zu sein. Wo man mit der Büchse ihm nicht beikommen kann, da leistet das Fangeisen, sei es nun Schwanenhals oder Tellereisen, vortreffliche Dienste. Um da mit Erfolg zu arbeiten, empfiehlt es sich, an dem ausersehenen Fangplatze ein grösseres Luder einzugraben, wie etwa ein umgestandenes Kalb, Rind, Pferd und dergleichen. Besser ist es auch, das Eisen nicht gleich nach der ersten Annahme des Luders fängisch zu stellen, sondern die Füchse dabei erst sicher und vertraut werden zu lassen, denn man braucht ja nicht zu befürchten, dass sie alles in zwei bis drei Tagen schon ausgraben. Dies hat noch einen weiteren Vortheil. Hat ein Fuchs das Luder angenommen, und schnürt er dann weiter im Reviere herum, so kommen auch andere seiner Raubcollegen auf die Spur, wittern an derselben gar bald, dass es wo einen Schmaus gibt, und indem sie der Spur folgen, werden sie schnell genug den Platz entdeckt haben. Auf diese Weise wird er den Füchsen einer weiten Umgebung bekannt, von denselben aufgesucht und kann der Fang ein um so reicherer werden. Bei einem grossen Luder wird man, falls dasselbe auf mehr als einer Seite zugänglich ist, mit mehr als einem Eisen zugleich mit Erfolg manipuliren können.

Der Ansitz bei einem Luder zur Zeit des Mondscheines wird in den Hochlagen wegen der Entfernung und den damit verbundenen Beschwerden wenig betrieben.

Kann man nicht ein gefallenes Hausthier als Luder ausfindig machen, so erreicht man desto leichter eine Katze, da solche fast in jedem Reviere angetroffen und von dem fleissigen Jäger immer erlegt werden, wenn sie im Walde oder ferne den menschlichen Wohnungen anzutreffen sind. Die Katze ist für den Fuchs ein gesuchter Leckerbissen, dem zu Liebe er schon etwas wagt. Legt man aber eine Katze, sei sie nun etwas angebraten oder nicht, so wird der Fuchs schon in einer Nacht mit derselben fertig sein. Dies muss man zu verhindern suchen und erreicht seinen Zweck dadurch, dass man dieselbe anpfählt. Man richtet sich einen etwa ein Meter langen Pfahl, spitzt diesen nach unten zu, nach oben aber versieht man ihn mit der Spitze entgegenstehenden Kerben. Dieser Pfahl wird der Katze vom After durch den ganzen Körper durchgetrieben. Die oberen Kerben haben den Zweck, das Durchziehen des Pfahles, resp. das Herausreissen der Katze zu verhindern. Man gräbt eine entsprechend tiefe Grube, treibt in dieselbe den Pfahl ein, dass er vollkommen fest steht, füllt dann den übrigen Raum um die gepfählte Katze herum mit Erde aus, die man von allen Seiten festtritt. So ist sie hinreichend gegen das Herausreissen gesichert und der Fuchs wird nur kleine Stücke in einer Nacht herauszugraben vermögen. Durch aufgewälzte Steine kann man dieselbe ferner so verbarrikadiren, dass der Fuchs sich auf einen oder zwei Angriffspunkte

beschränken muss, und dem entsprechend legt man die Eisen. Mit der gepfälten Katze wird schon im Frühherbste in den höheren Lagen fast immer der gewünschte Erfolg erzielt, falls man nur das Legen der Eisen ordentlich versteht.

Auch zu der Zeit, in welcher die Fehe durch ihre Raubgier die Thätigkeit für ihre Descendenz verräth, wird man schöne Erfolge am Baue erzielen, wenn derselbe so gelegen ist, dass ein Ansitz möglich ist. Man kann hier nicht blos die alte Fehe zum Abschluss bringen, sondern auch mit Erfolg den Jungen nachstellen, sobald sie soweit erstarkt sind, dass sie sich zu ihren Spielen vor den Bau begeben. Versteht es der Jäger, den Laut der Fehe nachzuahmen, wird er nicht lange zu warten brauchen, bis ein Paar grünlich leuchtende Seher in der dunkeln Röhre herausfunkeln. Vorsichtig Lauf um Lauf vorsetzend, wird der kleine Knirps den Bau verlassen, hinter ihm drein die andern. Nach dem ersten Schusse werden die nicht Beschädigten mit solcher Vehemenz der Röhre zufahren, dass sie den Eingang selbst verkeilen und einige Secunden lang unter demselben stecken bleiben, aber es wird nicht eine Stunde dauern, bis sie wieder vor dem Baue erscheinen, besonders dann, wenn sie schon recht hungrig sind.

Man kann sich ihrer auch bemächtigen, indem man, wenn es das Terrain zulässt, mit oder ohne Hund nach denselben gräbt.

Eine vor dem Baue angebrachte, an den Rändern gut abgetäufte, oben leicht verblendete Grube bringt die Descendenz oft auch in die Gewalt des Jägers, indem die jungen Thunichtgut

beim Herausfahren auf die leichte Verblendung einbrechen und aus der Grube nicht mehr entweichen können.

Hier wäre auch noch ein Punkt zu erwähnen, bezüglich dessen die Ansichten der Jäger bedeutend abweichen. Einige werden nie eine Fehe abschiessen, wenn sie nicht Aussicht haben, sich auch hernach der Descendenz bemächtigen zu können; andere dagegen nehmen hierauf nicht Rücksicht und überantworten mit dem Abschuss der Fehe die ganze Descendenz einfach dem Hungertode.

So sehr es geboten erscheint, dem schlaunen Räuber sein Handwerk zu legen, dessen Vermehrung zu verhindern, will es mir doch hart erscheinen, die Jungen in einem solchen Falle zum Verhungern zu verurtheilen. Der Jäger übt seine Kunst als echter Waidmann, ist aber dabei nicht unbedingt verhalten, bei Ausübung derselben auch grausam zu sein. Jeder Jäger wird es damit nach seiner Ansicht halten, ich jedoch würde mich nie dazu entschliessen, ein Geheck junger Füchse dem grausamen Hungertode zu weihen, weil ich mir durch langjährige Erfahrung die Überzeugung verschafft habe, dass man in den allermeisten Fällen mit der nöthigen Kenntniss und Ausdauer sein Ziel auf waidmännische Weise zu erreichen vermag.

Wie ich bereits schon früher bemerkt, glaube ich auch in dem Baumgarder einen Feind der Gemse erblicken zu dürfen, weil er sich zur Zeit der höchsten Noth mit Erfolg an dieselben herannacht. Da derselbe zugleich ein arger Feind des Auer- und Birkwildes ist, wird ihm der Jäger stets auf alle Weise nachstellen. Am besten jagt man ihn in den Hochlagen, wenn ein nicht allzu-

hoher Neuschnee gefallen ist. Da vermag man ihn leicht auszuspüren, mit einem geeigneten Hunde auszumachen und zur Strecke zu bringen. Die Jagd ist um diese Zeit umso lohnender, weil der Baumarder dann einen guten Wert hat. Ausserdem fängt man ihn mit Fallen, die man auf schief liegenden Bäumen, den sogenannten Marderstegen, anbringt. Diese Fangmethode kann auch den Sommer über betrieben werden, ohne Rücksicht darauf, ob die Rauhwaaren einen Werth haben oder nicht. Ein Baumarder schadet in einem Sommer gewiss zehnmal mehr als man in der besten Zeit aus ihm herauszuschlagen vermag.

Bemerkt man, dass der Baumarder seinen Wechsel gerne über einen Bach nimmt, so lohnt es sich, ihm daselbst einen Steg zu bauen. Im Frühjahr fällt man einen nicht zu starken Baum quer über den Bach, astet denselben so aus, dass auf den Seiten noch die Sparren abstehen. In der Mitte schlägt man auf der Seite einen etwa ein Centimeter breiten Eisenkeil ein und lässt denselben ebenfalls etwa schwach einen Centimeter hervorragen. Bleibt der so vorbereitete Baum über Sommer liegen, wird er für den Marder nichts Verdächtiges haben und als bequemer Wechsel angenommen werden. Ist dies öfter geschehen, richtet man aus einem berindeten Holzstücke ein Stellholz, schneidet in dasselbe eine Kerbe, die auf den eingetriebenen Eisenkeil im Stamme passt und bindet unterhalb an das Stellholz einen ziemlich schweren Stein. Oben aber führt man eine Schlinge so ein, dass sie über den Stamm zu liegen kömmt. Will der Marder seinen Steg passiren, fährt er mit dem Kopf in die Schlinge, macht, sobald er

sie fühlt, einen Ruck und zieht damit nicht blos die Schlinge enger, sondern er zerrt gleichzeitig das Stellholz von dem Eisenkeile, der angehängte Stein thut seine Schuldigkeit, und der Marder liegt im Bache, wo er bald ertrinkt. Diese Fangmethode ist sehr praktisch und erfordert nur einen äusserst geringen Aufwand von Zeit und Geld.

Noch schwieriger als beim Haarraubwilde, ist das Unschädlichmachen der beschwingten Räuber, weil dieselben nicht an die Erdscholle gebunden sind.

Bemerkt der Jäger Adler, Geier oder Kolk-raben, so wird er zunächst in der Brütezeit ihre Flugrichtung genau studieren und daraus den Stand des Horstes zu ermitteln suchen. Dieser wird gewöhnlich hoch oben in den Felsen, unter überhängenden Platten, an nur schwer oder gar nicht zugänglichen Stellen stehen. Früh morgens sowie am Abende kann man in der Nähe des Horstes, wenn eine Deckung möglich ist, hie und da zum Schusse kommen. Hauptsächlich trachtet man den Horst mit seinem Inhalte zu vertilgen oder die jungen Vögel auszunehmen, bevor sie flügge werden. Immer ist dies wegen der Terrain-gestaltung nicht möglich, aber oft gelingt es doch einem verwegenen Bergsteiger, zu demselben zu gelangen. Ist ein Zukommen halbwegs möglich, wird sich bald so ein kühner Sohn der Berge finden lassen, der gegen ein entsprechendes Trinkgeld dem Jäger behilflich ist, entweder zu dem Horste aufsteigt oder sich von oben an einem starken Seile niederlässt und sich der Jungen bemächtigt. Es ist dies immer ein saures Stück Arbeit, und wer nicht vollkommen schwindelfrei und durchaus furchtlos ist, sollte es nie wagen.

In den Alpen ereignet es sich oft, dass ein Stück Vieh sich verfällt oder aus einem anderen Grunde eingeht. Bei solchen Stücken kann man sehr oft reiche Beute machen. Bei einem todten Pferde an einem Hange des hohen Zollner fand ich eines Tages nicht weniger als fünf Aasgeier und einen Steinadler, die abwechselnd um den Cadaver herumrauftten, während einige Kolkkraben schreiend in den Lüften kreisten. Wenn möglich, trachtet man sich gefallene Thiere an einer Stelle auszulegen, die für das andere Vieh abgeschlossen oder unzugänglich ist und dabei für den Jäger möglichst gute Deckung gewährt. Hat man mit einem Schusse einen Raubvogel erlegt, so kann man denselben ruhig liegen lassen, es werden bald wieder andere Vögel bei dem Cadaver einfallen, sofern nur der Jäger von denselben nicht bemerkt worden ist.

Nicht selten erreicht man seinen Zweck auch, wenn man bei einem kleineren Cadaver leichtere Eisen anlegt oder in entsprechender Entfernung Pfahleisen aufstellt.

Die Adler und grossen Geierarten sind in der Regel in den meisten Revieren mehr oder weniger seltene Gäste. In fast allen dagegen kommt der Kolkkrabe in grösserer oder geringerer Zahl vor. Da er besonders die Gemskitze gefährdet, ist demselben wo immer thunlich nachzustellen.

Über die Vertilgung desselben schreibt mir ein Bekannter, der als eifriger Raubzeugvertilger weit und breit eines gerechten Rufes sich erfreut, nachfolgendes:

„Seitdem ich in fünf untersuchten Horsten des Kolkkraben zusammen Theile von acht Gems-

kitzen gefunden, habe ich diesen listigen, schwarzen Burschen Rache geschworen. Ich hätte am liebsten gleich alle sammt und sonders den Manen meiner Gemskitze geopfert. Das war leichter gedacht als gothan. Wie die Nürnberger keinen hängen, bevor sie ihn haben, so erging es auch mir. Einige Tage stellte ich mit wahren Feuereifer einem Kolkrabenpaare vergebens nach. Das kühlte meine Hitze bedeutend ab. Ich nahm zu den verschiedenen Büchern meine Zuflucht, fand aber in keinem derselben eine genügende Antwort, musste mich daher begnügen, vorläufig die Lebensweise der Kolkraben so eingehend als möglich zu studieren und mich dann in Proben zu versuchen. Ich erlegte gelegentlich wohl einige Stücke, aber diese waren ohne Ausnahme ein Product des Zufalls.

Im Herbste versuchte ich es mit dem Uhu. Unter einem Felsen hatte ich mir mit den rund herum wachsenden Krummholzkiefern einen Ansitz so verblendet, dass er allen Anforderungen entsprach. Hoffnungsvoll schleppte ich meinen Uhu dahin. Es dauerte nicht lange, als derselbe wild zu schnalzen und sein Gefieder zu sträuben begann. Einige Kolkraben kreisten schreiend in der Höhe, hassten aber selten so, dass man einen Schuss mit Erfolg anbringen konnte. Ich sah gar bald, dass diese Jagdmethode sich wenig lohnte und der hierauf verwendeten Mühe nicht entsprach. Es musste mithin etwas Besseres aufgefunden werden.

Ich versuchte es, bei einem kleinen Cadaver Eisen zu legen. Es fieng sich wohl von Zeit zu Zeit so ein Bursche, am liebsten dann, wenn ich einen frisch geschossenen Alpenhasen als Köder

verwendete. Öfter jedoch fand ich das Eisen leer, als dass sich etwas gefangen hatte. Die häufig zurückgelassenen Schwingenfedern grinsten mich gleich einer zum Spotte zurückgelassenen Visitenkarte an. Die Bursche waren nicht so dumm als sie dreinschauten in ihrem kohlschwarzen Habit. Sollte sich denn nicht etwas noch Entsprechenderes finden lassen?

Ich kam auf den Gedanken, es zur Zeit eines Schnees mit frischem Blute zu versuchen.

Ein stürmischer Herbsttag hatte die ganze Alpenregion bis nahe der Thalsohle mit einem Schneekleide reichlich versehen. Die darauffolgenden Tage waren trüb, kalt und stürmisch. Am fünften Tage machte ich mich zu einem Gang ins Hochgebirge auf, wo ich schon zu wiederholtenmalen die Kolkraben beobachtet hatte. Ein Bursche musste mir nebst dem nöthigen Mundvorrathe ein etwa vierzehn Tage altes Lamm nachtragen. Als Standquartier ersah ich mir eine in einem ziemlich weiten Thalkessel gelegene, nach allen Seiten vollkommen freistehende Alpenhütte.

Daselbst angekommen, musste der Bursche das Lamm abschlachten. Das frische Blut wurde auf bequemer Schussweite vor der Hütte in den Schnee gegossen, worauf der Bursche seinen Heimweg antrat. Er hatte sich noch nicht eine Viertelstunde weit entfernt, als auch schon das Geschrei eines Kolkraben an mein Ohr drang. Ich sah, wie er hoch in den Lüften kreiste. Endlich schoss er wie ein abgeschnellter Pfeil nieder. Eine wohlgezielte Ladung machte ihn für immer unschädlich. Da ich nach sorgfältigem Abspähen der Gegend nirgends mehr einen Vogel bemerkte, holte ich

meine Beute in die Hütte. Es war bereits mittags zwölf Uhr. Noch vor ein Uhr, ich knusperte eben an einem Stück „Geselchten“, vernahm ich den Ruf eines Kolkkraben und ein starkes Sausen zugleich. Im nächsten Momente hatte sich ein Steinadler auf dem Blute niedergelassen und kröppte eifrig, bis ihm mein Schuss den Appetit gründlich austrieb. Zu dem inzwischen hochkreisenden Kolkkraben hatte sich noch ein zweiter gesellt. Auf den Schuss erhoben sie einen gewaltigen Lärm, beschrieben weite Kreise, da sie aber nie ausser Sehweite flogen, liess ich den Adler liegen. Nach etwa einer halben Stunde hatten sich beide niedergelassen und wurden auch von ihrem Schicksal ereilt. Später am Abende erlegte ich noch ein Stück. Vollkommen zufrieden mit dem Erfolge des Tages machte ich in der Hütte ein Feuer an, bereitete mir ein frugales Nachtessen und griff dann zu meiner Pfeife, qualmende Rauchwolken vor mich hinblasend und dem Spiele der Flammen zusehend.

Am andern Morgen briet ich den grössten Theil des Lammes über einem gelinden Feuer, um die erkaltete Witt'ung des Blutes auf dem Schnee zu ersetzen. Diesen Tag schoss ich nebst verschiedenen anderen Raubvögeln noch vier Kolkkraben. Mit meinem Resultate vollkommen zufrieden trat ich den Heimweg an.

Seit dem bin ich oft zu Beginn des Winters, selbst unter Anwendung der Schneereifen zur Alpe emporgewandert, habe oft auch statt des frischen Blutes solches vom Fleischhauer in entsprechender Quantität mittragen lassen und konnte immer mit dem Erfolge zufrieden sein. Mühe hat es zwar

viel gekostet, aber das Revier ist dafür auch von ständigen Räufern und Kolkkraben so ziemlich gesäubert und der Gamsbestand ein entschieden viel besserer, trotz des vermehrten Abschusses. Die Mühe und Arbeit hat sich reichlich gelohnt.

Bemerke ich jetzt ein Kolkkrabepaar oder ein anderes, das vermöge seiner Grösse meinen Gams gefährlich werden könnte, ziehe ich dann zur Vertilgung aus, wenn die Jungen durch ihre Fresslust den Alten viele Sorge machen. Ich suche die Horste auf, und nachdem ich dieselben kenne, giesse ich Blut auf eine noch vorhandene Lawine. So bemächtige ich mich der Alten und suche nachher entweder die Jungen dem Horste zu entnehmen oder sie in demselben durch Pulver und Blei zu — begnadigen, da sie sonst ja vor Hunger eingehen müssten, welch grausame Qual ich jedem Geschöpfe ersparen möchte, falls es nur immer in meiner Macht steht“.

Nach dem Berichte dieses Jägers, der durch mehr als dreissig Jahre seine Gamsreviere bejagt und immer einen sehr guten Gamsbestand erhält, geht unzweifelhaft hervor, welch bedeutenden Schaden die beschwingten Räuber durch das Schlagen der Gamskitze anzurichten vermögen. Möge daher jeder Waidmann auch diesen seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden.

Unter den Schutzmassregeln obenan steht ferner die möglichste Schonung der Gamsen. Auf der Pürsche oder am Anstande wird man sie in den meisten Fällen leicht erkennen, da gewöhnlich das Kitz nicht weit davon entfernt ist. Schwerer wird dies im Treiben, wo die Kitze oft von den Gamsen getrennt werden. Da die Leitgams immer

eine Gais ist, soll man darauf nie schiessen, bei einem Rudel immer mehr die zuletzt anspringenden Gemen aufs Korn nehmen, da man dann gewöhnlich die stärksten Böcke strecken kann. Bei Ruhe, kaltem Blute und scharfer Aufmerksamkeit wird man bei einiger Übung, wenn nicht unbedingt sicher, so doch mit ziemlicher Gewissheit den Bock von der Gais unterscheiden lernen, da noch abgesehen von den bereits früher angegebenen Unterscheidungsmerkmalen die Bewegungen des Bockes, die hohen Fluchten etc. von denen der Gais wesentlich abweichen.

Obwohl es in einzelnen Ländern gestattet ist, vom ersten August an auf Gemen zu jagen, sollte man sich damit nicht beeilen und die Jagd höchstens auf der Pürsche ausüben. Besonders nach rauhen Wintern sind die Jagden in allen Formen zu Anfange des Monats August zu früh und wäre es entschieden besser, wenn dieselben erst Ende August oder Anfang September durchgeführt würden. Nicht alles, was gesetzlich erlaubt ist, ist auch für die Wildbestände gut. Der hegende Jäger muss den Zustand des Wildes eben besser kennen als das Gesetz und die Jagd nach seinem eigenen Vorthelle einrichten, so lange er dies kann, ohne mit den gesetzlichen Bestimmungen in Collision zu gerathen.

Zum Vorthelle der Gemenbestände gereicht es nie, länger und anhaltend die betreffenden Reviere mit starken Hunden zu bejagen.

Dass bekannte Geltgaisen und alte Böcke im Interesse der Wildbahn auf der Pürsche abgeschossen werden sollen, ist bereits früher näher erörtert worden.

Für den Gamsbestand nichts weniger als fördernd ist das Ausführen bedeutender Kahlhiebe in der oberen Waldregion. Ebenso soll man möglichst trachten, dass die vereinzelt stehenden, mit Bartflechten bewachsenen sogenannten Schirm- oder Wettertannen nicht ausgerottet werden, weil die Gamsen dieselben im Winter hart entbehren würden, sowohl wegen des Schirmes, den sie ihnen gewähren, als wegen der Flechten, die im harten Winter gerne angenommen werden.

In den Hochlagen soll auf die Erhaltung grösserer Bestände von Krummholzkiefern Bedacht genommen werden, weniger aus Rücksicht auf Nothäsung, als vielmehr darum, weil die Gamsen solche Dickungen im Sommer gerne annehmen und sich in denselben wohl fühlen. Ausserdem haben diese Latschendickungen noch in hunderten von Fällen den unberechenbaren Vortheil, dass sie örtlich das Entstehen von Lawinen verhindern und so dem Gamswilde in den tieferen Ständen den Schutz vor dem Untergange unter den sonst zu erwartenden Schneemassen gewähren. Die Krummholzbestände verhindern aber auch im Sommer das Abführen der Erde durch starke Regengüsse und dadurch die Erhaltung des Revieres. An vielen Stellen wurden im Laufe der vergangenen Jahre solche Bestände abgeholzt, um dafür einige Quadratmeter Weideboden für die Schafe zu gewinnen. Das Resultat war in den meisten Gegenden ein recht trauriges. Statt des erwarteten Graswuchses dorrtten die humosen Bodenbestandtheile unter den Einwirkungen der Sonne zusammen und die nächsten Sommerregen führten dieselben in die Tiefe. Die erosirende

Thätigkeit des Wassers grub tausende von Rillen und Gräben, und schon nach wenig Jahren grinsen uns öde, gefahrdrohende „Riben“ entgegen, donnern alljährlich Lawinen nieder, wo früher die Krummholzkiefer all den tellurischen und atmosphärischen Einflüssen getrotzt und als schützende Decke wohlthätig gewaltet hatte. Ich kenne ein solches Terrain, das früher einen reichen Gemenbestand barg, durch Abholzung der Krummholzkiefern sich aber so veränderte, dass die Jagd auf Gemen in diesem Gebiete auf Null herabgesunken ist. Nicht bloß die Erhaltung der Gemen allein, viele andere, schwerwiegende Gründe sprechen für die, eine vernünftige Holznützung selbstverständlich nicht ausschliessende, Erhaltung der Waldgürtel in den oberen Regionen und der Krummholzkiefer an allen steilen Alpenhängen.

Die von Tag zu Tag brennender werdende Frage der Wildbachverbauung in den Alpenländern ist vielleicht der sprechendste Bundesgenosse für die oben angedeuteten, im Interesse der Gemenjagd gestellten Forderungen.

Ein weiteres schädigendes Moment liegt in einzelnen Gebirgsgegenden in dem massenhaften Einsammeln der isländischen Flechte. Diese werden zum Beispiel in den carnischen Alpen mit starken Rechen von dem Boden weggekratzt, so dass auf den weitesten Strecken weder eine Flechte noch ein dürres Hälmlein übrig bleibt. Da diese Flechte gerne an den vorspringenden Hügelköpfen wächst, und daselbst der Schnee häufig durch Winde ganz weggeweht wird, fällt es den Gemen selbst im strengen Winter nicht schwer, zu diesen Flechten zu gelangen und damit wenigstens nothdürftig

den nagenden Hunger zu stillen. Dass sie solche Plätze im Winter mit Vorliebe besuchen, das hat jeder Jäger zu beobachten Gelegenheit, der zu dieser Jahreszeit sich hie und da einmal in das Gebirge wagt. Finden nun die armen Thiere daselbst nichts als die rein abgekratzten Flächen, so müssen sie sich begnügen, die etwa zufällig liegen gebliebenen Wurzeln aufzuäsen.

Ein wahres Unkraut in den Höhenregionen bildet auch das Heer der alljährlich erscheinenden Wurzelgräber. Diese Leute, von oft sehr zweifelhaftem Charakter, treiben sich wochen- und monatelang in den Alpenmatten herum, um die daselbst wachsenden Enzianwurzeln und Calmus, Meisterwurz und dergleichen dem Boden zu entnehmen. Da ist kein Schlupfwinkel, der diesen Leuten entgeht. Ich will zugeben, dass sich ganz redliche Menschen unter ihnen finden, weiss aber auch aus Erfahrung, dass unter dieser fromm aussehenden Herde manch ein rüdiges Schaf steckt, das mit dem Wilderer unter einer Decke spielt und demselben hilft, den Jäger zu überlisten. Sie kennen genau die Aufenthalte der Gemen, sind mit deren Lebensgewohnheiten vertraut, beinahe so gut wie der Jäger selbst. Gewehre tragen sie zwar nur in den seltensten Fällen, dafür aber wissen viele davon mit den Schlingen, den schon früher beschriebenen Steinschlägen, ganz meisterhaft umzuspringen. Sie verdienen immerhin ein sehr wachsames Auge.

Desgleichen sind diejenigen, welche sich im obersten Waldgürtel mit dem Abzapfen des spärlichen Pechs beschäftigen, wohl zu beaufsichtigen, wenn es nicht in der eigenen Macht liegt, dieses schädliche Handwerk gänzlich zu legen.

Durch die stetige, tägliche Beunruhigung werden die Gemen nicht selten auf längere Zeit aus ihren altgewohnten Ständen vertrieben, was umso verderblicher ist, wenn dies noch geschieht, wenn sonst durch den Abtrieb des Alpenviehes die Ruhe in diesen Regionen eingekehrt ist, und Gemen in einer dunkeln Vorahnung der kommenden Zeit der Liebe sich immer mehr zusammenrudeln und einem gewohnten Brunftplatze zuziehen. Um diese Zeit erfordert das Revier ganz besonders Ruhe.

Nebst all dem hat der Jäger über seine Gemen stets eine möglichst genaue Controlle zu führen. Er ermittelt aus dem vorhandenen Stande das Abschussetat des Jahres, und dieses muss sich nicht nach dem einfachen Willen eines Waidmanns, sondern nach dem vorhandenen Wildbestande richten. Der echte Waidmann wird sich eher auf ein paar Jahre in seinem Jagdvergnügen mässigen, als dass er sich der Gefahr aussetzt, sein Jagdterritorium in einem Jahre empfindlich zu schädigen.

Um den richtigen Abschuss eines Jahres bestimmen zu können, ist es auch nothwendig, das Verhältnis der Geschlechter wenigstens annäherungsweise zu kennen. Nicht blos auf die Zahl der im Reviere vorhandenen Wildstücke, sondern auch auf das Verhältnis der Geschlechter hat sich der Wildabschuss zu basiren. Es sollen weder Böcke noch Gaisen in einem auffälligen Missverhältnisse zu einander stehen. Die Gaisen dürfen immerhin eine Majorität im Reviere bilden, aber mehr als drei bis vier sollten denn doch nicht auf einen Bock kommen, wenn die Gefahr der Unfrucht-

barkeit von vorherein ausgeschlossen werden will. Sind dagegen zu viel Böcke vorhanden, setzt es beständig in den Revieren die heissesten Kämpfe ab und die Gaisen werden von den unersättlichen Böcken soviel herumgetrieben, dass sie nimmer und nirgend einen Augenblick Ruhe haben. Auch das zu viele Treiben und Beschlagen kann ein Geltebleiben der wenigen noch vorhandenen Gaisen zur Folge haben.

Ein Jagleiter klagte mir einmal, dass er gezwungen sei, in seinem Reviere eine grosse Anzahl Gemsgaisen abzuschliessen, weil die wenigen Böcke für die vorhandene Anzahl der Gaisen nicht ausreichen. Dieser Pffikus hatte seinen Jahresabschuss durch mehrere Jahre nur nach der Zahl des vorhandenen Wildes bestimmt, mit seinem ganzen Personale, falls der Jagdherr nicht eintraf, blos nach Böcken gepürscht und denselben thatsächlich so arg zugesetzt, dass sich ein böses Missverhältnis bemerkbar machte. Solche Fälle kommen zwar selten vor, aber sie liegen in dem Bereiche der Möglichkeit.

Der gute Herr Jagleiter brachte richtig so viel Gaisen zum Abschuss, dass ein ordentliches Verhältnis hergestellt war. Diese Lehre ist ihm aber theuer zu stehen gekommen, denn ein geradezu vorzügliches Gamsrevier hat er in fünf Jahren tief unter die Mittelmässigkeit herabgedonnert.

Solche Beispiele verdienen Beachtung, denn es ist gemeiniglich zu spät, wenn erst aus dem erlittenen Schaden man sich die Lehre für die Zukunft zieht.

Dass man im Interesse seines Wildbestandes das Bejagen im Herzen des Jagdgebietes und an

den Salzlecken nach Thunlichkeit vermeiden soll, ist bereits früher erwähnt worden.

Hat man eine Gemse so angeschweisst, dass das Eingehen derselben zu gewärtigen steht, so sollte man alles aufbieten, dieselbe schliesslich zu erreichen, denn eine verendete Gemse im Reviere beunruhigt die andern oft derart, dass sie einem Wechsel oder einem sonst gern besuchten Platze so lange ausweichen, bis sich die Witt'rung gänzlich verloren hat.

Immer kann man das Auffinden eines verendeten Stückes allerdings nicht ermöglichen, aber mit Fleiss, Ausdauer und genauer Revierkenntnis gelingt oft, was anfangs unmöglich geschienen hat.

Auf das Verhalten des Kolkraben und der Krähen möge der Jäger achten, sie ersparen ihm zumeist den Aufwand von Zeit und Mühe bei der Nachsuche.

Leider kann man den Schweisshund, dieses poesievolle Stück altdeutschen Waidwerks, nur in den allerwenigsten Fällen in Verwendung ziehen, weil dies die Terrainverhältnisse nur in besonders begünstigten Lagen gestatten. Einzelne Jäger haben jedoch mit Erfolg den Versuch gemacht, den Laufhund und das kleine Universalgenie, den Dachshund, derart auf Schweiss zu arbeiten, dass sie selbst der kalten Schweissfährte nachhängen, so lange ihnen das Weiterkommen möglich ist. Finden sie das Stück, so halten sie mit dem Todtverbellen so lange an, bis der Jäger am Platze erscheint. In den meisten Fällen vermag er eben nicht dem Hunde unmittelbar zu folgen, ist daher gezwungen, denselben selbständig arbeiten zu lassen. Zeigt ein Hund für diese Arbeit hinreichendes

Talent, und will man ihn zu diesem Gebrauche dressiren, so muss man ihn schon anfangs an selbständige Arbeit gewöhnen. Am leichtesten erreicht man dieses Ziel, wenn man den jungen Hund mit einem alten Praktikus zugleich auf die Schweissfährte anlegen kann. Als weitere Proben dienen solche Fälle, in denen man unbedingt sicher ist, dass der Hund das verendete Stück nach wenigen hundert Gängen finden muss. Diese Dressur ist immerhin kein leichtes Stück Arbeit. Zeigt ein Hund nicht besondere Begabung dafür, dann lasse man davon ab, ihn für dieses Kunststück zu arbeiten. Man würde Mühe und Fleiss verschwenden und schliesslich einen Köter heranziehen, der zu keiner Jagdart ordentlich zu gebrauchen, auf den Schweiss aber nie mit der nothwendigen Sicherheit zu verwenden wäre. Erste Bedingung ist, dass ein Hund die angefallene Schweissfährte unbedingt festhält und nicht davon ab und gesundem Wilde nachjagt. Hält ein Hund nicht fest, dann unterlasse man ruhig alle weiteren Versuche, wenn man nicht Eulen nach Athen tragen will.

Im bayrischen Hochgebirge züchtet man mit vorzüglichem Erfolge einen leichten Schweisshundschlag, welcher allen Anforderungen des schwierigen Terrains entspricht.

In dieses Kapitel fällt ferner noch die Besprechung der sogenannten Schon- oder Bannreviere, auch Freiberge genannt, wie sie die eidgenössische Regierung in der Schweiz einführte, um das Aussterben dieser edlen Wildgattung hintanzuhalten. Ich habe mich in diesen Banngebieten selbst umgesehen und muss gestehen, dass mir dieser Ge-

danke in einem gewissen Sinne imponirte, wenn auch die gänzliche Bannlegung eines grösseren Territoriums wieder den Nachtheil mit sich bringt, dass sich Füchse und anderes Raubzeug unverhältnismässig stark vermehren. Das ist übrigens ein Punkt, dem geholfen werden könnte, wenn man die Sache ernstlich betreiben wollte.

Über die Jagd- und die Bannbezirke in Graubünden wurden im Jahre 1881 in der „Schweizerischen Jagd- und Sportzeitung“ nachstehende Verfügungen veröffentlicht:

### „I. Eröffnung der allgemeinen Jagd.

Gemäss Art. 18 des cantonalen Jagdgesetzes findet die Eröffnung der allgemeinen Jagd im hiesigen Canton am 1. September statt.

Wer von der Jagd Gebrauch zu machen beabsichtigt, wird zu strenger Beachtung der Vorschriften des Jagdgesetzes und dessen Ausführungsbestimmungen (Band IV, Seite 302), sowie nachstehender Verfügungen aufgefordert.

### II. Bannbezirke.

Durch bundesrätliche Verordnung vom 2. August 1881 wurden die Bannbezirke (Freiberge) im Oberengadin (Rosegg) und im Oberland (Signina) neu begrenzt, während der Bannbezirk Rothhorn unverändert bleibt. Die neue Festsetzung der drei Freiberge gilt für fünf Jahre vom 1. September 1881 an.

#### Name und Begrenzung.

##### a) *Des Freiberges Bernina.*

(Zum Theil abgeändeter Bezirk.)

Grenzen; Von Sils-Maria hinauf nach der Alp Vanchera, dem dortigen felsigen Grat folgend nach

Grialetsch auf den Piz Corvatsch, über den Gebirgsrücken in südlicher Richtung bis an die Landesgrenze; dieser entlang bis zum Piz Bernina, dem westlichen Ufer des Morteratschgletschers und dem Morteratschbach nach bis zu dessen Einmündung in den Flatzbach und längs diesem hinunter bis zu seiner Vereinigung mit dem Inn; diesem entlang abwärts bis an die Gemeindegrenze zwischen Ponte-Campovasto und Bevers; derselben nach bis Crestamora und über den Rücken der linkseitigen Gebirgskette des Beverserthales zum Piz d'Err; über den Grat des Piz Julier und Piz Albana, der Gemeindegrenze zwischen Silvaplana und St. Moritz nach, an den Suvrettabach und bis an den Inn, dem Inn und dem rechtseitigen Ufer des Silvaplanersee entlang bis an die Einmündung des Texerbaches und diesem nach aufwärts bis nach Sils-Maria.

*b) Des Freiberges Piz Riein-Tomül.*

(Zum Theil abgeändeter Bezirk.)

Grenzen; Die Rabiusa vom Aclatobel bis zur sogenannten Wanne, das Wanne rtobel, der Weg über den Tomülpass, der Bach der Alp Tomül bis zu seiner Vereinigung mit dem Glenner, der Glennør bis zur Einmündung des Rieinertobels, der Weg von hier nach Galoin, Riein bis auf die Rieinalp, der Gebirgsrücken über La Cauma, Piz Riein (Punkt 2541), Nollen (2384), Schlüchtli (2286) und bis zum Aclertobel, und dieses bis zu seiner Vereinigung mit der Rabiusa.

*c) Des Freiberges Erz- und Rothhorn.*

(Unverändert beibehaltener Bezirk.)

Grenzen: Im Norden von Chur bis auf den Strelapass, die Plessur, im Osten und Süden das

Davoser Landwasser und die Albula, im Westen der Abfluss des Vatzersees auf der Lenzerhaide, und im Churwalderthale der Rabiusabach bis zu seiner Einmündung in die Plessur.

Es werden demnach mit 1. September einige Gebiete bisheriger Bannbezirke im Oberland und Oberengadin frei. Gemäss Art. 8 der genannten Verordnung des hohen Bundesrathes gelten aber für die Jahre 1881 und 1882 folgende Beschränkungen der Jagd in diesen Revieren:

a) Die Jagd darf im Jahre 1881 nicht vor dem 20. September, im Jahre 1882 nicht vor dem 10. September eröffnet werden.

b) Die Cantone sind verpflichtet, bis zu Ende des Jahres 1882 in diesen Gebieten die Wildhut, gleich wie in den Bann gelegten Bezirken, handhaben zu lassen.

c) Diese Vorschriften gelten für folgende Gebirgsgebiete im Canton Graubünden:

1. Vom Graubündtner Freiberg Piz Riein-Tomül die ganze nördliche Abdachung der Bergkette bis an den Weg, welcher aus dem Rieinertobel über Galoin und Riein auf die Rieiner Alp führt und von hier an den Grat von La Cauma, Piz Riein (Punkt 2541), Nollen, Schlüchtli (2285) und bis an das Aclertobel.

2. Vom Graubündtner Freiberg Bernina der ganze rechtseitige Abhang des Fexthales.

d) Laut kleinrätlichen Vollzugsbeschluss verfällt, wer ohne Jagdbewilligung

1. in den eben beschriebenen Revieren in Jagdausrüstung betroffen werden sollte, in eine Busse von Fr. 30;

2. wer in diesen Revieren eine Gemse erlegt, ist mit einer Busse von wenigstens Fr. 60;

3. und wer darin anderes Hochwild fängt oder erlegt, mit einer solchen von Fr. 35 zu belegen.

a) Vom 25. August an können Jagdpatente bei der Polizeidirection und den Polizeicommissären bezogen werden.“

Dass sich unter solchen Massregeln die Gemsenbestände in kurzer Zeit in erfreulicher Weise heben, ist eine nicht zu bezweifelnde, sehr angenehme Thatsache. Trotzdem aber sind alle Jäger mit den Banngebieten einverstanden.

Über die Wildstände der Freiberge des Walengebietes lässt sich in der vorerwähnten Zeitung ein Correspondent in folgender Weise vernehmen:

„Die Freiberge des Walengebietes umfassen die wilden Kalkgebirge zwischen der Engelberger-Aa, dem Surenen-Waldnacht-Passe, dem Isenthaler-Grossthal mit Einschluss des Kaiserstocks bis zum Schoneggpasse. Die östlichen Gebirge gehören zu Uri, die westlichen zu Obwalden.

Der Wildhüter J. M. Christen zu Grafenort, der mich diesen Sommer in die Stöcke hinauf begleitete, erzählte mir von seinen Beobachtungen über das Wild während seiner zeitweisen Besuche. Schon am 23. April 1881 sah er eine Gemsgais mit einem Kitzchen am „Flühmättli“ bei Grafenort; während sonst die „Wurfzeit“ in der Regel auf Mitte Mai fällt. Am 2. Juni sah er am Kaiserstock eine Gemse mit zwei Jungen und am 8. Juli bemerkte er am „Schönberg“ zwei Gemsthier mit je zwei Jungen. Im Februar verliessen 15 Stück

Gemsen den Kaiserstock und zogen um diese Zeit in die Wälder hinunter (bekanntlich tritt um diese in den Höhen die rauheste Witterung ein).

Am 16. April bemerkte er das erste erwachende Murmelthier auf der Bannalp und am 14. Mai konnte Christen seinen Notizen beifügen, dass die Gemsen sich entfärben, somit das Winterkleid verlieren.

Die Vermehrung der Gemsen in diesem, noch vor wenigen Jahren ganz ausgeschossenen Gebiete, ist eine erfreuliche Thatsache. Christen zählte im Oktober 1880 auf der Bannalpseite des Laucherstocks (zwischen den Rigithalstöcken und dem Engelberger-Rothstock) 32 Gemsen, die sich hier von den umliegenden Stöcken zusammengefunden hatten.

Christen findet ein Missverhältnis in der Anzahl der Böcke zu den Gaisen, indem die ersteren fast um einen Drittheil im Übergewicht stehen sollen und schlägt vor: Abschaffung der Freiberge und Jagdzeit von Mitte October bis Mitte November, jedoch nur auf die Gamsböcke (kenntlich an der dunkleren Färbung).

Mit Bedauern bemerkte ich allenthalben den Mangel an Federwild. Auerhühner und Birkhühner sind grosse Seltenheiten; auch die Schneehühner, zwar immer noch in kleineren Gesellschaften zu finden, werden von Jahr zu Jahr weniger. Zuweilen erschallt der Ruf der Haselhühner aus den Waldungen, sie scheinen das einzige Wild zu sein, das nirgends gänzlich fehlt. Steinhühner sahen wir am Nordfusse des Brisen sechs Stück und auf Musenalp bei Niederrickenbach einen Spielhahn.

Von Vierfüßern findet sich der Dachs bis in die Alpenweiden hinauf, selten ist der Fuchs und nicht minder der Alpenhase; auch das Murmelthier ist sehr rar, da ihm im Winter durch Grabungen nachgestellt wird.

Am 28. Oktober 1880 verwundete Christen am Kaiserstock einen gewaltigen Steinadler durch einen Schrotschuss. Das Thier ist seitdem nicht mehr in der Gegend gesehen worden“.

Das Princip der Freiberge umschliesst nach meiner Ansicht, wenn den örtlichen Verhältnissen halbwegs entsprechend, unbedingt einen guten Kern, wenn man sich auch andererseits nicht verschweigen kann, dass in gewissen Punkten eine Modificirung gerade nicht schaden würde. Übrigens darf man sich nicht verhehlen, dass keine Massregel von solcher Ausdehnung vollkommen ist, umso weniger, wenn sie sozusagen als ein vom guten Willen geleiteter Versuch ins Leben getreten ist. Man darf nie das Kind mit dem Bade ausschütten.

In Einzelrevieren muss jeder Jäger wissen, was zur Erhaltung guter Bestände noth thut, und jeder sollte auch seine Ehre, seinen grössten Stolz darein setzen, seine Jagdweise den erkannten, waidmännischen Grundsätzen anzupassen. Allen diesen werde dann zu Theil, was sie verdienen, ein reiches Waidmannsheil!



## II.

## ETWAS ÜBER DIE WINTERFÜTTERUNG.

Man ist allgemein geneigt, anzunehmen, dass die Gemen einer Winterfütterung nicht bedürfen, eine solche überhaupt gar nicht annehmen. Es ist unbestreitbar, dass die Gemse an Zählebigkeit alles andere Wild unserer Alpen übertrifft und selbst unter ungünstigen Verhältnissen oft noch ohne nennenswerthe Verluste auszudauern vermag. Grimmige Kälte, hohe Schneelagen ertragen die Gemen viel leichter als Hirsche oder Rehe. Ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, zu beobachten, dass sich selbst bei bedeutender Kälte, bei wildem Schneegestöber einzelne Rudel ganz gemüthlich an exponirten Stellen niedergethan hatten und sich gar nichts daraus machten, wenn ihnen der schneidende Wind die Flocken im dichtesten Wirbel um die Windfänge trieb. Oft schienen sie sich sogar zu ergötzen an dem Flockenspiele und werfen nur von Zeit zu Zeit die Köpfe in raschen Bewegungen hin und her, wenn ihnen der Schnee über den Lichtern unbequem wurde.

Zahlreiche Beobachtungen der Neuzeit zeigen unzweifelhaft, dass man einen schwachen Gemsbestand zu einer ganz namhaften Höhe emporbringen kann, wenn man das Wild nur vor dem zweibeinigen Raubgesindel schützt und die Jagd nur rationell mit möglichster Schonung der Gaisen ausübt. Man kann somit behaupten, dass eine Winterfütterung der Gemsen strenge genommen nicht nothwendig ist, da sich dieselben noch in den kargsten Zeiten verhältnismässig nicht schwer durch den Winter zu schlagen wissen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, dass eine Winterfütterung principiell ausgeschlossen bleiben müsse, dass eine solche unbedingt eine überflüssige Verschwendung sei.

Eine lange Reihe von Beobachtungen brachte mich zu der Ansicht, dass eine Winterfütterung dort, wo zu derselben günstige territoriale Verhältnisse vorliegen, eine Arbeit ist, die sich ganz gut zu rentiren pflegt und die nicht als ein erfolgloses Mühen bezeichnet werden kann. Hunderte von Revieren gibt es freilich wieder, wo eine solche Arbeit rein nutzlos wäre, weil die Verhältnisse hiefür ganz ungünstig liegen. Wenn man an eine Winterfütterung denken will, so muss man das betreffende Revier und die Wintergewohnheiten des Gemswildes aufs Genaueste kennen und sich hieraus das angezeigteste Verhalten pro oder contra entziffern.

Seit Jahren hatte ich Gelegenheit, die Frühjahrsberichte sämtlicher österreichischer und deutscher Jagdzeitungen durchzusehen, in hunderte von Überwinterungsberichten verschiedener Jagdleitungen Einsicht zu nehmen und habe diesem

Punkte eine ganz besondere Beachtung geschenkt. Aus denselben geht hervor, dass trotz des zähen Lebens der Gemse, trotz ihrer Festigkeit und verhältnismässig grossen Unempfindlichkeit gegen tellurische und klimatische Einflüsse, die Zahl der jährlich in den verschiedenen Revieren über Winter eingegangenen Gemen eine nicht unbedeutende ist, jedoch je nach der Beschaffenheit der Winter ungemein variirt.

Nach einem zehnjährigen Durchschnitte aus dem vorliegenden überaus reichen Materiale verunglücken drei Fünftel des jährlichen Verlustes durch Lawinstürze, zwei Fünftel aber gehen ein aus Mangel an entsprechender Äsung und der daraus resultirenden Schwäche, sowie bei dem allzurachen Übergange von der trockenen Winteräsung zu jener des Frühjahrs. Die Reviere, in denen zehn, zwanzig, ja dreissig Gemen einem bösen Winter zum Opfer fallen, stehen durchaus nicht vereinzelt da.

Am grössten stellen sich die Verluste heraus, wenn der Winter mit den bekannten kalten Sprühregen des Spätherbstes beginnt und darauf strenge Kälte und Schneefall eintreten. Dadurch wird der Boden des ganzen Gebirges mit einer festen Eiskruste überzogen, die nur an den wenigsten Stellen von den harten Schalen aufgeschlagen werden kann. Die Äsung ist in diesem Falle unter der Eiskecke nur an den wenigsten Stellen erreichbar, und so kann grosse Noth für das Gemswild eintreten. Über einen solchen Winter liegt mir ein authentischer Bericht aus einem Reviere vor, das im Herbste vorher einen Gemenbestand von circa fünfhundert Stück aufzuweisen hatte. Der Verlust

eines Winters belief sich auf vierundachtzig Stück. Von dieser Zahl waren sieben Gemsen einer Lawine zum Opfer gefallen, alle anderen aber waren nach der Ansicht des Revierjägers den Einflüssen des Winters, dem Äsungsmangel und besonders dem raschen Übergange zur Frühjahrsäsung erlegen. Das ist eine böse Zahl und repräsentirt einen hohen Percentsatz für einen Jahresverlust. Wenn auch ein solcher Fall nur als eine unglückliche Ausnahme angesehen werden darf, so ist sie doch ein empfindlicher Schlag auf Jahre hinaus. Man muss selbst Jäger sein, um den traurigen, niederschlagenden Eindruck einer solchen Katastrophe ermessen zu können.

Welche Lust, welche freudige Erregungen, welche poesievollen Nachklänge wären damit verbunden gewesen, wenn man diese Stücke zur besten Jagdzeit hätte erlegen können! Welch schöne Hoffnungen liegen hier in ihrem ersten Keime begraben! Wie hat sich der Jäger abgemüht, sein Wild vor Dieben und Raubzeug zu schützen, nun wurde es doch von dem traurigen Schicksal ereilt, ist nutzlos verloren, erbärmlich zugrunde gegangen! Wäre nicht wenigstens ein Theil davon zu retten gewesen? So denkt man unwillkürlich.

Im Allgemeinen kann man annehmen, dass der Winterverlust ein um so grösserer ist, je mehr eine durch Spätherbstregen entstandene Eiskruste den Boden überzieht, je wilder und höher die Winterstände gelegen sind, und je höher sich die Schneemassen des Winters aufhäufte, während in der Regel niedriger gelegene Winterstände mit mehr geschützten Hochwäldern einen nennens-

werthen Verlust kaum einmal zu verzeichnen haben. Diese Thatsache regt zum Nachdenken an.

Nicht alle Gemsreviere sind so günstig gelegen, dass sich das Krikelwild mit Eintritt des Winters in einen tiefer gelegenen, gut bestockten Wald oder in einen solchen mit abwechselnden, mit Unterholz und reichem Kräuterwuchse des Sommers versehenen Waldblössen drücken und dort die Überbleibsel der besseren Zeit unter den Schnee herausschlagen kann. Dem Wilde solche Wälder und Plätze zu geben, das liegt nicht immer in unserer Macht. Ebenso wenig vermögen wir die von den obersten Hängen mit riesenhafter Wucht niederstürzenden Lawinen aufzuhalten, die ein ganzes Rudel unter ihrem Sturze begraben. Gegen solche Vorkommnisse stehen wir vollkommen machtlos da.

Was wir im Winter für das liebe Wild thun können ist einzig das, dass wir dasselbe vor Äsungsmangel zu schützen trachten, falls die territorialen Verhältnisse und die Wintergewohnheiten des Gemswildes solche Vorkehrungen möglich machen. Dass dies nicht überall mit Erfolg durchzuführen ist, habe ich schon früher bemerkt. Wer es also kann, der mag es thun.

Aber die Gemsen nehmen ja keine Winterfütterung an, verweigern es beharrlich, die reichlich mit Futter versehenen Plätze des Hochwildes anzunehmen. Noch nie hat man beobachtet, dass sich eine Gemse auf einem Futterplatze für das Roth- oder Rehwild eingefunden hätte. So hört man sprechen, und so liest man auch ab und zu in jagdlichen Publicationen.

Dass das Gemswild die Futterplätze des Hochwildes nicht besucht, sich in unbegreiflichem Eigensinne von denselben ferne hält, es verschmäht, sein Futter fast unmittelbar aus der Hand des hegenden Jägers anzunehmen, das ist eine bekannte Thatsache, die gewiss mancher Jäger selbst beobachtet hat, dass es aber jede Fütterung zur Winterszeit verschmähe, das ist ein ausgesprochener Grundsatz, der weniger aus einer Reihe von Beobachtungen, als vielmehr aus einem Fehlschlusse von dem Verhalten den frequentirten Hochwildfutterplätzen gegenüber resultirt.

Die Gemse nimmt im Winter zur Zeit der Noth Futter an, nur muss es ihr in einer ihrer scheuen, misstrauischen Natur entsprechenden Weise gereicht werden.

Vor mehr als zwanzig Jahren stieg ich einmal mit einem alten Jäger zur Frühlingszeit in die Graubündtner Berge. In einem wildromantischen Hochthale, umgeben von spärlichen Bäumen, aber dafür umso mehr zerklüfteten Felsen, lag noch eine spärliche Schneedecke. Unweit des Thaleinganges standen zwei Heuschober, die, wie mir der Jäger sagte, wegen zu starkem Schneefalle nicht hatten ins Thal geschafft werden können. Diese waren bis zu einer Höhe von mehr als drei Meter arg zerzaust, tiefe Löcher hineinminirt, rings herum lag massenhaft die Losung der Gemen und den noch spärlichen Schnee kreuzten die Fährten nach allen Windrichtungen. Die ganze Sohle des Thales war so zertreten, als hätten sich die Gemen eines ganzen Cantons hier ein Rendezvous zu einem Faschingsballe gegeben. Ich sah so etwas zum erstenmale und blieb daher staunend

stehen. Der Jäger aber sagte mir, dass so etwas keine Seltenheit sei, dass sich vielmehr die Gamsen immer an solchen Plätzen zusammenziehen, wo Schober von Alpenheu über Winter aus irgend welcher Ursache nicht ausgeliefert werden konnten, mithin ruhig in der stillen Alpenwelt stehen blieben. Die Gamsen nehmen solche Heuschober regelmässig an, zausen im Verlaufe des Winters oft solche Löcher in dieselben, dass sie sich darin wie unter einem Schutzdache ruhig niederthun können. Wissen sie nur, dass sie keine Beunruhigung von Seite des Menschen zu befürchten haben, so weilen sie ganz vertraut bei den Heuschobern oder in der Nähe derselben.

Der Mann erzählte mir ferner von einem alten Jäger, der sich durch sein gefürchtetes Auftreten sein Jagdgebiet so occupirt hatte, dass sich kein anderer getraute, in demselben zu jagen, trotzdem daselbst immer die meisten und stärksten Gamsen anzutreffen waren. Das war gar Manchem ein Räthsel, und die Weiber des Dorfes tuschelten unter sich, dieser Jäger stehe mit dem Teufel im Bunde, so dass ihm derselbe die Gamsen von weit und breit in sein Revier treiben müsse.

Unter dem Sohne dieses Jägers erst kam die Lösung des Räthsels auf. Der Alte hatte alljährlich an verschiedenen Stellen des Revieres kleinere oder grössere Heuschober absichtlich über Winter stehen lassen. Den Gamsen war das bekannt, und da sie an diesen Plätzen nie beunruhigt worden waren, zogen sie sich mit Einbruch des Winters regelmässig dahin zurück und verlebten da vor jeder Noth gesichert die bösen Tage. Die Heuschober waren also hier der „Teufel“, der die

Gemsen in grosser Zahl in dieses Revier zog und sie daselbst weilen liess.

Dieser Jäger war kein anderer, als der viel verleumdete schweizerische Fürst der Gemsenjäger, G. Colani, der die Gemse und ihre Natur kannte, wie vielleicht kein Zweiter vor ihm.

Dieser Fall gab mir einen wichtigen Fingerzeig für mein späteres Verhalten.

In einem Gemsreviere, das ich kurz darauf übernahm, zeigte sich die Gelegenheit zu solcher Winterfütterung günstig, so dass ich beschloss, den Alten aus den Bündtner Bergen zu copiren. Es gab mehrere Grasplätze, die wegen ihrer Steilheit nicht beweidet werden konnten und die von den sogenannten Wildheuern nicht benutzt wurden, weil die Heuauslieferung mit zu grossen Schwierigkeiten und Kosten verbunden waren, um noch rentabel zu sein. Ich liess versuchsweise drei Schober so gegen Ende August herstellen.

Während der Winterzeit war dieses Revier so gut wie unzugänglich, weshalb ich dasselbe nicht besuchen konnte, aber auch nicht befürchten musste, das etwa die Wilderer darin ihre Razzia halten könnten. In diesem Punkte war ich vollkommen beruhigt. Erst als der Frühling ins Land zog, hoch oben zwar noch Schnee lag, aber über die feste Kruste leicht weiterzukommen war, unternahm ich voll Neugierde meinen ersten Gang. Schon lange bevor ich zu den Heuschobern kam, sagten mir die Fährten, dass die Gemsen hier ihren Winterstand gehalten hatten. An den Schobern selbst fand ich die deutlichste Bestätigung, denn dieselben waren sehr stark vermindert worden, an einigen Stellen von unten so ausgehört, dass

das obere Heu nothwendig hatte nachrutschen müssen.

Am allermeisten erschien derjenige Schober angenommen, in dessen Nähe in verschiedenen Abständen mehrere alte Wettertannen standen. Die Losung unter denselben verrieth deutlich, wie oft hier die Gemen campirt haben mussten. Einige Stücke, welche ich zu erspähen vermochte, waren auch verhältnismässig recht gut am Leibe, hatten mithin den Winter, der entschieden zu den schweren zu rechnen war, ganz gut überstanden. In dem folgenden Sommer schon beobachtete ich einige Gemen mehr, als sonst hier ihren Stand zu halten pflegten. Sie hatten also offenbar den Winter auch in der Nähe der Heuschober verbracht und waren dann nicht mehr aus dem Reviere ausgewechselt. Die meisten der Kitze waren stark und entwickelten sich im Verlaufe des Sommers vorzüglich. Ich konnte mithin mit dem Erfolge meiner Winterfütterung ganz zufrieden sein.

Die späteren Jahre zeigten mir, dass die Wahrnehmungen bei meinem ersten Versuche nicht bloß auf einem Zufalle beruhten, sondern dass sich die Verhältnisse wirklich besser gestalteten. Das Erfreulichste für mich war unbedingt, dass ich entweder keinen oder nur einen sehr kleinen Winterverlust zu beklagen hatte. Derselbe beschränkte sich fast ausschliesslich auf den Untergang durch Lawinen.

Die Winterfütterung durch freistehende Heuschober ist im Hinblick auf die Heuverschwendung eine unpraktische, weil selbst bei einer Bedeckung des Schobers mit Rinde immerhin noch ein grösserer Theil an der Peripherie so ausgewettet wird, dass

es die Gemen nicht mehr gerne annehmen, andererseits zerren und rupfen sie so an demselben herum, dass viel Heu verstreut wird oder unter die Läufe kommt, daselbst zusammengetreten, mit Losung bedeckt und nicht mehr aufgenommen wird. Auf diese Weise geht viel Futter verloren, das dann höchstens mehr zur Düngung des umliegenden Platzes verwendet werden kann.

Praktischer ist es, kleinere Heulager unter trockenen, überhängenden Felsen, in deren Nähe die Gemen einen gewohnten Wechsel haben, so anzubringen, dass derselbe etwas höher steht, aber von den Gemen noch leicht erreicht werden kann. Die Basis des Heulagers bildet eine aus berindetem Rundholze hergestellte Raufe, die etwa unter einem Winkel von fünfundvierzig Grad vorsteht, und deren aufrechte Sprossen soweit auseinander stehen, dass sich die Gemen mit den Krikeln nicht leicht verhäkeln, oder sich wenigstens wieder schnell losmachen können. In eine festgemachte Raufe kann man ein hinreichendes Quantum von Wildheu einbetten, wenn die Felsengestaltung nach rückwärts das Aufthürmen erlaubt. Das eingebettete Heu wird etwas niedergetreten, dass es fester zu liegen kommt und nicht von den Winden entführt werden kann. Wie dann die Gemen unten herausäsen, senkt sich das Heu immer so viel nieder, dass es von den Gemen bequem erreicht werden kann. Solche Raufen werden gerne angenommen.

Zur Herstellung derselben muss die erste Sommerszeit gewählt werden, damit das etwa an Durchschnittstellen weiss hervorblickende Holz Zeit hat, sich grau abzuwittern, und damit sich die

Gemsen selbst im Verlaufe des Sommers daran gewöhnen. Würde man erst im Spätherbste eine solche Raufe aufstellen, dann könnte man mit Sicherheit darauf rechnen, sie im kommenden Jahre noch ganz unberührt zu finden, weil die Gemsen dieser Neuerung voll Misstrauen ausweichen würden.

Beim Einbetten des Wildheues sollte man es auch nicht unterlassen, dasselbe gut mit Salz zu bestreuen, sowie in der Nähe am Boden mit Absicht etwas davon verstreuen, weil dies zum Anlocken sehr dienlich ist.

Auch die vereinzelt im Reviere stehenden Wettertannen kann man mit Erfolg als Futterplätze benützen. Man bindet das gewonnene Wildheu in kleine, feste Bündel zusammen und hängt dieselben an den niederhängenden Ästen so auf, dass sie fest an dem Aste verbunden sind, nicht von jedem Lufthauche hin- und hergeschaukelt werden können und so hoch, dass sie für das Wild noch bequem erreichbar sind. Als Bindemittel benützt man frisch von jungen Fichten oder Weiden abgeschnittene schlanke Ästchen, windet und dreht dieselben so lange, bis sie vollkommen biegungs- und bindungsfähig werden. Solche Heubüscheln können fünf bis zehn unter einem dicht verasteten Baume aufgehängt werden, je nach dem Umfange seine Krone.

Wird diese Arbeit gleich nach der Gewinnung des Wildheues vorgenommen, so bildet sie keinen Gegenstand besonderen Misstrauens. Wenn ein starker Schneefall eintritt, wechseln die Gemsen wie gewöhnlich unter dieselben, und zur Benützung des Gebotenen lassen sie sich nicht erst einladen.

Erscheint dies nicht passend, so kann man um den Stamm herum eine Art Raufe anbringen. Berindete Äste werden in einer Höhe von etwa einem Meter rund um den glatten Stamm herumgenagelt, mit zwei Reifen noch fest um den Stamm herum verbunden. Hierauf können diese Äste langsam nach aussen gebogen werden, dass sie in einem Winkel von etwa fünfzig Grad nach oben zu vom Stamme abstehen. An den einzelnen Ästen des Baumes werden sie nun fest gebunden, dass sie nicht mehr zurückschnellen können, oder man fertigt aus berindetem, schwachem Rundholze eine Art feste Krone herum. Auf diese Weise entsteht eine Art Raufe, die viel Heu aufzunehmen vermag. Wie das unterste weggeäst wird, sinkt das folgende so lange nach, bis der Vorrath erschöpft wird.

Will man bei der Anlage derselben recht vorsichtig zu Werke gehen, kann man sie dicht mit der überall genügsam wachsenden Bartflechte verblenden, was übrigens nicht nothwendig ist, wenn die Herstellung früh im Sommer vorgenommen wird.

Auch an freistehenden Plätzen kann man statt der einfachen Futterschober Barren anbringen. Man rammt eine sehr starke Stange fest in den Boden, gibt derselben vier bis sechs schief stehende Spreitzen, dass sie durch Umwerfen von den Winterstürmen gesichert ist. Auf dem Kopf der Spreitzstangen bringt man einen Barren rundherum an, dessen Basis, aus einem Brette bestehend, nur etwa dreissig Centimeter breit zu sein braucht. In dieses Brett werden die nach aussen etwa auf fünfzig Grad abstehenden Sprossen eingezapft,

oben herum fest verbunden und so gibt das ganze barrenähnliche Gestell die Basis für den Heuschober, der rund um die Stange aufgethürmt und oben mit Rinde gedeckt wird. So bildet der Barren eigentlich einen förmlichen Wildheuschober, jedoch mit dem Unterschiede, dass das Heu nicht ganz bis auf den Boden reicht, sondern auf den Sprossen aufliegt und zwischen diesen rundherum herausgeäst werden kann.

Diese Art Futterbarren empfiehlt sich dort, wo überhängende Felsen oder dicht beastete Wettertannen fehlen; mithin keine Gelegenheit vorhanden ist, die früher erwähnten, einfachen Vorrichtungen anzubringen. Mit vielen Kosten sind übrigens auch diese nicht verbunden, sie haben aber den Nachtheil, dass ein Theil des Wildheues unter den Einwirkungen des Regens ausgelaugt wird und an Futterwerth verliert oder nicht angenommen wird, so lange von innen des Barrens heraus besseres Futter erreichbar ist.

Eine andere Fütterungsmethode traf ich in einem grösseren Privatreviere, das sich schon seit Jahren durch einen hervorragenden Gemsenbestand auszeichnet. In demselben wird wohl auch unter den Wettertannen Wildheu gereicht, an geschützten Stellen unter Felswänden findet man sogenannte „Lecktröge“, ganz ähnlich denjenigen, wie sie in jenen Hochalpen anzutreffen sind, wo einer grossen Anzahl von Hausziegen das für sie bestimmte Salz eingestreut wird. Ein schwächerer Baum wird auf einer Seite behauen und dann dachrinnenartig ausgehöhlt, oder es wird ein stärkerer Baum verwendet und aus demselben bloß viereckige Vertiefungen von etwa zwanzig

Centimeter im Quadrat herausgestemmt. In diese Vertiefungen werden im Herbste die sogenannten „Futterkugeln“ eingelegt. Diese „Lecktröge“ müssen so angebracht werden, dass sie vor Regen geschützt sind, können mithin nur unter überhängenden Felswänden oder höhlenartigen Ausbrüchen untergebracht werden.

Die „Futterkugeln“ selbst werden nachstehend bereitet: Man lässt guten Berghafer in einer Mühle einfach brechen, ohne die Kleie ganz von dem Mehle auszuschneiden. Daraus wird durch Beimischung von Wasser und Salz ein dicker Brei zusammengemührt. Ist derselbe tüchtig durchgearbeitet, so lässt er sich in Kugeln formen und diese werden in den „Lecktrögen“ im Spätherbste ausgelegt. Nach den Mittheilungen des Jagdinhabers ist ihm lieb, wenn diese Kugeln gleich nach dem Auslegen gefrieren. Werden sie dann im Laufe des Winters angenommen, so bringen die Gamsen durch Lecken, wozu sie der Salzbeisatz reizt, immer so viel herunter, dass sie dadurch einen namhaften Nahrungsstoff erhalten und dabei nicht verschwenderisch damit umgehen können. Gefrieren die „Futterkugeln“ dagegen nach dem Auslegen nicht, so fallen sie unter der Einwirkung der Luftfeuchtigkeit auseinander, das Gemenge trocknet bei anhaltend schöner Witterung ganz aus und der etwa eintretende Wind vermag es aus dem „Lecktröge“ zu blasen, oder die zuerst dazukommenden Gamsen äßen davon so viel auf einmal, dass sie nur kurze Zeit damit ausreichen und für die Zeit der ärgsten Noth im Nachwinter nichts mehr übrig lassen.



kann, wenn dieselben über weite Gletscher wechseln, so kann ihnen doch in einzelnen Fällen ein Wechsel über Glatteis, wenn es von einem leichten Schneewurfe verhüllt ist, verhängnisvoll werden oder sie dazu veranlassen, eine solche Localität während der Zeit der Vereisung zu meiden.

Den directen Nordstürmen sollen Futterstellen ebenfalls nicht ausgesetzt sein, da die Gemsen solche Stellen im Winter erfahrungsgemäss nicht lieben, sondern gerne solche Stellen aufsuchen, die den schneidigsten Nordwinden weniger ausgesetzt sind. Am besten eignen sich nicht allzu hoch liegende Kesselthäler mit südlicher oder östlicher Lage. Da fühlen sich die Gemsen im Winter am wohlsten, wechseln auch nicht weit aus, wenn sie ihre Futterstellen einmal genau kennen und vertraut an denselben sind.

An sicheren Einständen unter überhängenden Felsen, Wettertannen oder in einer bestockten Waldfläche sollte es nicht fehlen; diese sind bei der Anlage von Futterstellen gebührend zu berücksichtigen.

Das Wildheu, das im Winter gefüttert werden soll, ist vorwiegend den sonnigen, mehr trockenen Abhängen zu entnehmen. Das in Hochmooren oder an vorwiegend nassen oder auch stark gedüngten Stellen gewachsene Gras eignet sich für Winterheu unbedingt nicht. Moosheu verursacht oft Durchfall und damit ist eine äusserst schädliche Abschwächung der davon befallenen Stücke verbunden, zu fettes Heu wird im äussersten Nothfalle angenommen und bekommt dem Gemswilde ebenfalls nicht gut. Vor solchem Heu ist unbedingt und immer gänzlich abzurathen.

Das Wildheu der mehr trockenen, würzigen Matten sagt dem Wilde weitaus am besten zu.

Bei der Gewinnung desselben ist es rathsam, eine gewisse Vorsicht zu beobachten, dass es zur rechten Zeit untergebracht werde. Die beste Zeit zum Mähen ist von Mitte bis gegen Ende August. Wenn möglich, soll das Wildheu rasch und trocken gewonnen werden. Regnet es längere Zeit, wenn dasselbe am Boden liegt, so wird es stark ausgelaugt und verliert viel an Nährwerth. Leider hat man das Wetter nicht immer so, wie man sich dasselbe wünscht, und wie es für das Wildheu zuträglich wäre.

Ferner hat man darauf zu achten, dass es nicht halb trocken und in feuchten Ballen in die Schober, Raufen und Barren gehäuft werde. Es soll vollständig dürr und trocken sein, wenn es zusammengebracht wird, sonst bilden sich verknotete Ballen und Schimmelflecke, welche das Wildheu zu einem dem Wilde sehr ungesunden Winterfutter machen, kolikartige Blähungen hervorrufen, das Wiederkäuen und dadurch die Verdauung stören, ja selbst das Eingehen einzelner Stücke zur Folge haben.

Das Wildheuen sollte man daher nicht gleich von beliebigen Personen besorgen lassen, sondern wenigstens eine durchaus vertrauenswürdige Aufsicht dabei haben.

Es darf nur gutes, entsprechendes Futter gereicht werden, wenn die Winterfütterung ihren Zweck erreichen soll. Dann, und nur dann ist sie eine wahre Wohlthat für das Wild, wenn des Winters kalte, stürmische Tage schonungslos über unsere Reviere hereinbrechen.

In Bezug auf die Annahme solcher Fütterungsvorrichtungen wird man stets eine grosse Verschiedenheit wahrnehmen. Am besten wird das ausgelegte Wildheu angenommen, wenn sich im Herbste vor dem Einschneien der Boden mit einer Eisrinde überzieht und fast den ganzen Winter hindurch sich nicht auflöst. Auch dann, wenn hohe Schneemassen es sehr erschweren, die spärlichen Grasüberreste und Flechten hervorzuplätzen, bilden Heuschober etc. ein gern besuchtes Stelldichein. In milden, günstigen Wintern, welche es den Gemsen nicht allzuschwer machen, die gewöhnliche Äsung zu finden, kümmern sie sich oft wochenlang um das für sie bereitgehaltene Wildheu sehr wenig, es sei denn, dass schon einige strenge Tage des Vorwinters sie daselbst zusammengeführt haben.

So wird man in einzelnen Wintern die Futterplätze sehr stark frequentirt finden, während sie in andern bei weitem weniger in Anspruch genommen worden sind.

Sei nun das Eine oder das Andere der Fall, der Jäger kann immerhin ruhig den tobenden Winterstürmen zusehen, wenn er weiss, dass für den Fall der Noth Sorge getragen ist. Schon diese Beruhigung ist die wenigen Gulden, welche die Aufrichtung eines Heuschobers etc. an geeigneter Stelle kostet, immerhin mehr als werth.



## III.

## DIE SALZLECKEN.

Allbekannt sind die wohlthätigen Folgen, welche für das Roth- und Rehwild aus den Salzlecken resultiren. Nicht weniger wichtig sind dieselben für die Bestände des Gemswildes, und man darf behaupten, dass dieselben von der letzteren Wildgattung noch leidenschaftlicher gesucht werden, als von dem Roth- und Rehwilde. Bei den Salzlecken steht das Gemswild gerne nahezu in jeder Jahreszeit und dieselben üben auf dessen Wohlbefinden sowie die Gesundheit einen nicht zu unterschätzenden Einfluss aus. Ganz besonders wohlthätig wirken sie zur Zeit des Winters auf die harte Äsung, besonders wenn die verschiedenen Flechtenarten angenommen werden und die fast ausschliessliche Äsung bilden, indem der Salzgehalt der Lecken ungemein wohlthätig auf die Verdauung einwirkt. Von geradezu unschätzbarem Werthe aber sind dieselben in jener gefährlichen Periode, in welcher die Gemsen von der trockenen Winteräsung auf jene des Frühlings übergehen.

Die jungen Grasspitzen, wenn sie plötzlich ohne einen allmählichen Übergang von der trockenen Winteräsung mit einem wahren Heiss-hunger geäst werden, üben eine sehr verderbliche Wirkung aus, erzeugen bei manchen Stücken einen solchen Durchfall, dass dieselben vor Schwäche und unter kolikartigen Krankheits-erscheinungen eingehen. Der Pansen ist eben die saftigen Spitzen der Gräser und Kräuter nicht mehr gewohnt, die Zusammensetzung der Magensäfte ist über Winter eine bedeutend andere geworden, und so vermögen sie die plötzlich und ausschliesslich eintretenden grünen Stoffe nicht einer geregelten Verdauung entgegen-zuführen. Dieses Übel wird in Revieren mit Winterfütterung in weit gelinderer Weise auf-treten als in solchen Lagen, wo die Gemsen plötz-lich mit grossem Hunger in die Grünäsung über-gehen. Da verenden sehr viele Stücke, die es noch vermocht haben, dem harten Winter zu trotzen, aber sehr geschwächt und herabgekommen in den Frühlingsstand getreten sind.

Ganz besonders nachtheilig erweisen sich diese Folgen eines raschen Überganges aus dem Mangel des Winters in die reichere Äsung des Frühjahres bei den hochbeschlagenen Gaisen. Sind sie stark herabgekommen und beginnen sie dazu noch an Durchfall zu leiden, so verursacht dies nicht selten eine verfrühte Setzzeit, wobei zum mindesten das Kitz verloren ist, in sehr vielen Fällen aber auch die Gais eingeht. Es resultirt also daraus für das Revier sehr oft ein doppelter Schaden.

Diesen zu verhüten sind die Salzlecken am allermeisten geeignet. Sie halten nicht bloß während der Winterszeit die Verdauung aufrecht, sondern befähigen auch die Verdauungsorgane, der Frühjahrsäsung so weit Herr zu werden, dass keine namhaften üblen Folgen zu entstehen vermögen. Das Salz paralisirt zum grossen Theil die ersten Wirkungen des ersten grünen Grasses. Müssen die Gemsen um diese Zeit die ihnen so wohlthuende Schärfe des Salzes entbehren, so suchen sie sich als Ersatzmittel die an den Quellen und Grabenrändern um diese Zeit schon üppig wuchernde Kresse auf, und diese ist für den schlappen, ausgehungerten Magen gerade das Allerschlechtesteste. Nach dem Abäsen der Kresse tritt der Durchfall mit einer ruhrartigen Bösartigkeit ein und weicht ihrer viele dem Verderben, weicht sie zur Beute der Raben, Adler und Geier.

Man wird nicht fehlen, wenn man annimmt, dass die grosse Mehrzahl der im Frühjahre aufgefundenen, verendeten Gemsen nicht im Winter an Äsungsmangel eingegangen sind, sondern dass an ihrem Verderben der rasche Übergang der schuldtragende Factor gewesen ist.

Bei Vorkommnissen von so eminenten Tragweite lernt man erst die wohlthätigen Wirkungen der Salzlecken hinreichend schätzen.

Welch ein Bedürfnis es für ins Grüne tretende Gemsen ist, scharfe Stoffe aufzunehmen, davon liefert der Umstand den besten Beweis, wenn man einen angerauchten Cigarrenstummel wegwirft und derselbe von einer Gemse aufgefunden wird. Mit einer mit nichts zu vergleichen-

den Wollust wird sie den Stummel aufnehmen und nicht ablassen, bis er vollständig aufgeäst ist. Welche Wirkungen das hervorbringt, weiss ich nicht zu sagen, zweifle aber sehr daran, ob es der betreffenden Gemse gerade besonders vortheilhaft bekommen werde. Das ist etwas für die Verdauungsorgane zu Unnatürliches, als dass der Process so ohne weiteres glatt abgehen sollte, falls das Quantum ein grösseres wäre.

Wie oft beobachtet man sie ferner zur Frühjahrszeit an den sogenannten „Selbstlecken?“ Dies sind nämlich solche Stellen an den Kalkfelsen, die eine scharfe Sulze ausschwitzen. Besonders oft kommen diese Sulzen in den carnischen Alpen und an mehreren Stellen der eigentlichen Dolomitformation vor. Diese Stellen suchen die Gemen sehr eifrig auf, lecken an den schwitzenden Felsen nicht selten sogar halbe Stunden lang. Treffen ihrer mehrere zusammen, weisen sie sich sogar mit ganz unverkennbarer Absicht die Kriekeln, wenn die eine oder die andere Gemse sich ungebührlich vordrängen will.

Schon das allein reicht hin, die Wohlthätigkeit der Salzlecken in einem Reviere errathen zu lassen. Warum sollte man diesem Bedürfnisse nicht Rechnung tragen, ihm nicht entgegenkommen? Es ist ja doch so leicht, und die Anlage von Salzlecken verursacht so geringe Kosten, dass dieselben wirklich als nicht nennenswerth bezeichnet werden müssen. Welcher Jäger wäre nicht mit Vergnügen bereit, die wenigen Kreuzer zu opfern, wenn er dabei die positive Gewissheit hat, seinen

Gemsen eine Wohlthat erwiesen zu haben? Wer dies nicht thäte, der müsste höchstens kein — Jäger sein.

Die Salzlecke bereitet man auf folgende Weise:

„Man verfertigt aus starken Brettern einen Kasten, der etwa ein und einhalb Meter im Quadrat hat und eine Tiefe von fünfzig bis sechzig Centimeter erhält. Für ganz trockene Plätze ist es nicht unbedingt nothwendig, dass derselbe einen Holzboden erhalte, ist also eigentlich nur das Zusammenfügen der vier Seitenwände nothwendig. Diese Rahme oder der Kasten wird so in den Boden eingegraben, dass der Rand des Brettes nur um einige Centimeter aus dem Boden hervorragt. Ist der Kasten eingelegt, wird rund herum von aussen die Erde fest angetreten oder geschlagen und zwar mit einer schwach ovalen Erhöhung, dass das Regenwasser nicht stehen bleibt, sondern nach allen Seiten freien Abfluss hat. Nach dem Auftragen der Erde von aussen darf das Brett der Lecke nicht mehr über den Boden heraus vorstehen. Hierauf nimmt man feinen, gut gereinigten, von leicht verwitterbaren Erdbestandtheilen befreiten Lehm, knetet denselben gut durch und trägt eine dünne Schichte davon in dem Leckkasten auf. Hierauf streut man so viel Salz, dass die Lehmschichte davon bedeckt ist. Darauf trägt man abermals eine Schichte Lehm, schlägt denselben fest, überstreut sie wieder mit Salz und fährt so fort, bis die Form bis nahe zum Rande gefüllt ist. Die oberste Schichte durchknetet man stark mit Salz und schlägt sie so, dass sie einen

kleinen Hügel bildet. Diesen überstreut man nochmals mit Salz, fügt wohl auch in die Mitte ein grösseres Stück Steinsalz fest ein. Die Wölbung der Lecke soll mit der Wölbung der Umgebung ungefähr eine gleiche Linie bilden und anfangs freien Wasserabfluss gestatten.

Ist dies geschehen, so reinigt man den Platz sorgfältig von den Holzspänen, Reisern und dergleichen, ebnet die nächste Umgebung mit einem Rechen, um so desto leichter die Annahme der Lecke constatiren zu können.

Einige empfehlen, der Lehm- und Salzmischung etwas gestossenen Anis, Wildfutterpulver etc. beizugeben, was man nach Belieben thun oder lassen kann. Ein besonderer Vortheil solcher Mischungen ist bis jetzt beim Gemswilde nicht constatirt worden.

Eine andere Art der Anlage von Salzlecken besteht darin, dass Salz und Lehm nicht schichtenweise aufgetragen werden, sondern dass das Salz gleich unter die ganze Lehm- und Salzmischung geknetet und dann eingeschlagen ist. Diese Arbeit ist jedenfalls umständlicher als das Auftragen in Schichten.

Sind die aufgelegten Schichten nicht dick, so vermag das Salz dieselben selbst zu durchdringen. Ich habe beide Zubereitungsmethoden neben einander angewendet, habe aber nie einen Unterschied constatiren können.

In manchen Reviertheilen, die für Salzlecken geeignet wären, wird die Anlage derselben durch die Beschaffenheit des Bodens sehr erschwert. Man kann sich an Plätzen mit felsigem Unter-

grunde dadurch helfen, dass man die entsprechende Vertiefung aus dem Felsen herausmeiseln lässt und ist so durch lange Jahre hindurch der Arbeit überhoben, einen neuen Kasten einfügen zu müssen. Die Mehrkosten werden hinreichend von der Dauer compensirt, und darf man also vor einer solchen Anlage durchaus nicht zurückschrecken.

Hat man aber dagegen doch gewisse Bedenken, so behilft man sich einfach damit, dass man grössere Stücke von Steinsalz in unmittelbarer Nähe der Wechsel zwischen vereinzelte Felsstücke fest einklemmt, dass dieselben nicht herausfallen können. In diesem Falle ist es aber gut, wenn das Steinsalz vor dem Regen durch überhängende Steine geschützt ist, weil es sonst zu schnell verwittert und viel Salzgehalt nutzlos verloren geht.

Auf die eine oder andere Art ist es in jedem Reviere und in jeder Hochlage leicht möglich, mit einem Aufwande von nur sehr geringen Kosten dem Gemswilde das Salz zugänglich zu machen.

Zur Anlage der Salzlecken wählt man sich einen Platz, von dem man weiss, dass er oft von den auf Äsung ziehenden Gemen besucht und sonst nicht beunruhigt wird. Ziegen und andere Hausthiere sollen zu denselben keinen Zugang haben, weil sie sonst in kurzer Zeit den ganzen Inhalt auflecken und eine baldige Neuanlage nöthig machen würden. Diesen Punkt berücksichtige man ganz besonders.

Die richtige Zeit zur Anlage ist das Frühjahr oder der Vorsommer, weil da die feuchte

Lecke in den oberen Schichten rasch trocknet und sich die Gemen dann leicht an die durch deren Anbringung hervorgerufene Veränderung gewöhnen.

Sollte man nach einiger Zeit die Annahme einer Salzlecke nicht constatiren können, so hat man darnach zu forschen, wie und auf welche Weise die betreffende Localität beunruhigt worden oder wodurch der Platz vergrämt worden sei. Ist es der Fall, dass dieselbe bloß nicht entdeckt wurde, so kann man die Gemen dadurch an die Lecke leiten, dass man am Nachmittage dort, wo die Gemen auf Äsung am Abende ziehen, Salz in schmalen Streifen gegen die Lecke hin streut. Auf diese Weise werden sie den richtigen Platz gar bald ausfindig gemacht haben.

Bei der Anlage muss man sowohl die Sommer- als die Winterstände berücksichtigen, eigentlich für jede dieser Zeiten eigene Lecken herstellen. Im Sommer haben sie ihre Stände meist in den höchsten Regionen und ziehen sich gerne den Nord- und Westabhängen zu. Will man also Lecken für den Frühsommer zur Benützung bis in den Herbst hinein herrichten, so bringt man dieselben in den Hochlagen mehr auf der Nord- oder Westseite eines Bergstockes an, wenn möglich auch so, dass die Gemen entweder dem Thale zu oder nach verschiedenen Seiten einen freien Ausblick haben, was sie ganz besonders lieben. Es ist dies auch ein Vorzug in dem Falle, wenn Wilderer das Revier beunruhigen sollten. Gewährt der Platz genügende Aussicht, so wird es kaum einem je gelingen, die Gemen

an der Lecke bis auf Schussdistanz anzupürschen und dieselbe dadurch unsicher zu machen. Der Jäger selbst reflectirt ja ohnehin nicht darauf, an der Lecke eine Gemse zu schießen. Für den Sommer ist also eine solche je freier umso besser. Je sicherer sich die Gemen fühlen, umso eifriger werden sie eine Lecke annehmen und umso lieber in der Nähe derselben ihren eigentlichen Stand nehmen.

Anders verhält es sich mit den Salzlecken für den Winter. Bekanntlich ziehen sich die Gemen mit Eintritt des strengen Winters mehr in die Holzregion herab, in geschützte Mittelthäler und ruhige Schluchten, die nach Süden oder Osten offen, also mehr den milderen als den rauhen Winden zugänglich sind. Dieser Eigenthümlichkeit muss für die Winterlecken unbedingt Rechnung getragen werden. Dabei hat man ebenfalls darauf zu achten, dass sowohl die Lecke als deren nächste und weitere Umgebung vollkommen lawinensicher sei. Auch soll man die sogenannten Winterwege in dem unteren Theil der Alpen vermeiden. Durch dieselben wird im Winter Holz und Heu ins Thal befördert. Eine Lecke würde dadurch zu sehr beunruhigt und in den wenigsten Fällen angenommen werden.

Gut halten sich die Winterlecken, wenn sie unter einer recht dicht beästeten Tanne oder Fichte angebracht werden können, weil sie dadurch mehr gesichert sind, von so hohen Schneelagen überschüttet zu werden, dass die Gemen nur schwer dazu kommen können.

Den gleichen Zweck erreicht man in den Winterständen auch dadurch, dass man grössere Stücke Steinsalz zwischen nahe beisammen stehende Bäume einklemmt oder mit Klammern an dem Stamme der gerne besuchten „Wettertannen“ befestigt. Dies verursacht bereits keine Kosten und hat immer eine sichere Wirkung.

Während jene Salzlecken, die für das Gemswild im Sommer bestimmt sind, möglichst früh im Vorsommer geschlagen werden sollen, kann dies bei den für den Winter berechneten immerhin etwas später geschehen, darf jedoch nie so weit in den Herbst hinausgeschoben werden, dass die Lecken vor dem vollständigen Trockenwerden gefrieren. Das müsste als ein grober Fehler bezeichnet werden.

Von Zeit zu Zeit erfordern alle Salzlecken eine sorgfältige Revision, wobei der sorgliche Jäger auch besonders Acht hat auf die Zeichen, die er in der Nähe der Lecke findet. Die verschiedenen Fährten und Spuren, welche da durcheinander gehen, erzählen ganz hübsche, nicht selten auch sogar sehr nützliche Geschichtchen, denn mitunter ist es nicht die Gemse allein, welche nach der Lecke zieht, es gibt auch verschiedene andere Geschöpfe, welche gerne wissen möchten, wie es an diesem Platze eigentlich aussieht. Solch unberufene Neugierde muss stets zeitlich und gründlich vergrämt werden.

Beginnen die Salzlecken leer zu werden, so müssen dieselben mit neuem Inhalte versehen werden, was jedesmal nach der früher gegebenen Anweisung besorgt werden mag.

Die Gemslecken haben nicht bloß den Zweck, dem Wilde das so zuträgliche Salz zu bieten, sie tragen auch unglaublich viel dazu bei, dass sich das Wild in einem Reviere heimisch und vor jeder Sorge frei fühlt, mithin daselbst gerne seinen festen Stand nimmt, weniger weit herumschweift und dadurch den nicht in allen Fällen streng freundschaftlich wirthschaftenden Jagdnachbarn in geziemender Ferne bleibt.

Wer einen Jagdnachbar hat, der die Grenze gar zu gut kennt, mit dem nachbarlichen Wilde nicht auf gutem Fusse steht, der wird selbstverständlich gut thun, seine Salzlecken so anzulegen, dass die ab- und zuwechselnden Gemsen den Nachbar Ehrenmann nicht etwa bei seinem Jagdbetriebe — geniren.

Hat der Waidmann und Jäger in seinem Reviere in Hinsicht der Wildhege seine Pflicht gethan, so gut es ihm die Verhältnisse gestatteten, dann möge St. Hubertus und Diana ihm hold sein.

Das Rohr zur Hand,  
Voll Muth die Brust;  
Was gleicht im Land  
Der Waidmannslust!





# ANHANG.



MA

## Übersichts-Tabelle

der Schon- und Schusszeiten für das Gemswild in den  
Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie.



Schonzeit

Schusszeit



Land	Geschlecht	Jänner	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December
		Nd.-Österr.	Bock Gais							☒	☒ 15	☒	☒
Ob.-Österr.								15	☒	☒	☒	☒	
Salzburg								24	☒	☒	☒	☒	15
Steiermark									☒	☒	☒	☒	15
Kärnten									☒	☒	☒	☒	15
Krain	Bock Gais	☒						☒	15	☒	☒	☒	☒
Küstenland	Bock								☒	☒	☒	☒	☒
	Gais								15	☒	☒	☒	☒
Tirol	Kitz	☒	☒	☒	☒							☒	☒
								15	☒	☒	☒	☒	
Vorarlberg								15	☒	☒	☒	11	
Ungarn									☒	☒	☒	15	

Anmerkung: In allen jenen Ländern, in denen für Bock, Gais und Kitz eine Schusszeit nicht speciell angemerkt wurde, gilt als Regel, dass das Kitz in Schonung ist, die Gais dagegen mit dem Bocke gleiche Schusszeit hat. Höchstens findet man in einigen Landesgesetzen die ziemlich unbeachtet gebliebene Floskel bei der Schusszeit: „Mit möglichster Schonung der Gaisen“.

Die Länder Galizien, Bukowina und Dalmatien, wo die Gemse noch sporadisch vorkommt, haben für dieselbe keine Schonzeiten normirt.

## Übersichts-Verzeichnis

derjenigen Städte in Österreich-Ungarn, in denen auf Gemswild eine Verzehrungs-Steuer zu entrichten ist.

(Die jedesmal bei den Namen der Städte angegebenen Verzehrungssteuer-Beträge verstehen sich sammt den Gemeinde- und Communal-Zuschlägen, die auf ein eingeführtes Stück entfallen.)

Namen der Städte	fl.	kr.
Wien	—	76·5
Budapest	2	50
Szegedin	1	—
Linz	—	39
Prag	—	—
Brünn	—	37·5
Graz	—	42·2
Laibach	—	75·8
Triest	—	—
Krakau	—	45·5
Lemberg	—	45·3

## Kurzgefasstes Verzeichnis

der bei den Gemsjägern gebräuchlichsten waidmännischen  
Ausdrücke.

*Aalstreif*, der dunkel gefärbte Streifen, der sich über den Rücken der Gemse hinzieht.

*Aasjäger* nennt man jeden, der die Jagd unwaidmännisch ausübt, die gesetzlichen Vorschriften nicht beachtet, mit Schrot auf Hochwild schießt, überhaupt auf Alles und auf jede Distanz darauf lospfeffert.

*Abbrunften*. Ist die Brunftzeit des Gemswildes vorüber, so sagt man, es hat abgebrunftet.

*Abfangen* thut der Jäger sein Wild, wenn er denselben mit dem Gennickfänger (beim Rothwild mit dem Hirschfänger) die Verbindung zwischen Rückenmark und dem Gehirne abschneidet.

*Abgnicken*, der Einstoss des Nickfängers in das Gehirn, also gleichbedeutend mit dem vorigen.

*Abhalsen*, dem Hunde das Halsband abnehmen.

*Abkämpfen*. Wenn im Liebeskampfe ein Gemsbock den andern besiegt und verjagt hat, so hat er ihn abgekämpft.

*Abkommen*. Hat sich beim Abfeuern des Schusses die Richtung des Gewehres genau auf dem bezielten Fleck gehalten, ist man gut abgekommen, hat sich die Visirlinie verrückt, ist man schlecht abgekommen.

*Ablösen* sagt man beim Zerlegen des Wildes statt abschneiden.

- Abnorm* nennt man eine Bildung, die von der allgemeinen Regel abweicht, wenn z. B. die Krümmung eines Krikels nach vorne gerichtet ist etc.
- Absprung* macht die Gemse, wenn sie die eingeschlagene Richtung plötzlich verändert, wie dies bei den Jagden mit Hunden häufig vorkommt.
- Abspüren*, die genaue Fährte aufsuchen und den Stand des Wildes ermitteln.
- Abthun*. Wenn die angeschweisste Gemse ihr Rudel verlässt, thut sie sich von demselben ab.
- Äsen* thut die Gemse, wenn sie Nahrung zu sich nimmt.
- Äsung* ist die Nahrung des Wildes.
- Äugen*. Die Gemse schaut nicht, sie äugt.
- Anbrüchig* nennt man das Wildpret, wenn es faulig zu riechen beginnt.
- Ankoppeln* thut man die Jagdhunde, wenn man sie zusammenhängt.
- Anludern* thut der Gebirgsjäger das Raubwild, wenn er demselben einen Cadaver auslegt.
- Annehmen*. Wenn eine Gemse zu einer Salzlecke oder ihrem gewohnten Wechsel zieht, nimmt sie denselben an.
- Anschnelden*, wenn ein schlecht erzogener Hund von dem aufgefundenen Wilde zu fressen beginnt.
- Anschuss*, die Schusswunde im Wildkörper, ebenso die Stelle, an welcher das Wild stand, als es den Schuss erhielt.
- Anschweissen*, ein Wild so anschiessen, dass es noch weiter zieht.
- Ansprechen* thut man, wenn man nach der Fährte und auf die Gattung, Stärke etc. des Wildes schliesst.
- Anspringen*. Das Gemswild springt an, wenn es dem Schützen zu seinem Stand kommt.
- Anstand, Ansitz*, die Stelle, an welcher der Jäger das Wild erwartet. Als besondere Jagdmethode: wenn man morgens oder abends die GEMSEN auf einem Wechsel erwartet.
- Anstellen*. Der Schütze wird angestellt, auf den für ihn bestimmten Posten geführt.

*Appel*, Folgsamkeit des Jagdhundes.

*Aufbrechen* heisst, der erlegten Gemse das Gescheide herausnehmen.

*Aufbruch* nennt man die sämmtlichen, dem Wilde entnommenen Eingeweide.

*Aufthun*, wenn man ein ruhendes Rudel plötzlich in Bewegung bringt.

*Ausgeben* thun die Hunde, wenn sie hinter dem Wilde laut werden..

*Auslage* nennt man die grösste Entfernung der Kriekeln von einander.

*Auslug* ist eine Stelle im Hochgebirge, welche die Aussicht in anderes Hochthal gewährt.

*Ausmachen*, ein krankes Wildstück mit dem Schweisshunde aufsuchen.

*Ausspüren*, siehe *Abspüren*.

*Auswecheln* sagt man, wenn das Wild ein fremdes Revier übertritt.

*Auswirken*, *zerwirken*, Wild waidgerecht in Stücke zerlegen, Decke herunternehmen etc.

*Auswaiden* sagt man in einigen Gegenden statt *Aufbrechen*.

*Bandlauf*, der aus Bandeisen gewunden geschweisste Gewehrlauf.

*Barren* nennt man eine Vorrichtung zur Winterfütterung.

*Behang* heissen die Ohren des Jagdhundes.

*Bellen* heisst so viel als Laut geben.

*Bellen*, *verbellen*, wenn der Hund bei einem verendeten Wildstücke bellt und es so dem Jäger anzeigt, auch wenn er ein Stück bellt, dass es sich stellt.

*Beschlagen*. Der Gemsboock beschlägt die Gais, wenn er den Act der Begattung vollzieht.

*Bestütigen*, den Aufenthalt eines Stückes oder Rudels bestimmen.

*Bett* nennt man die Stelle, an welcher sich eine Gemse niedergethan und längere Zeit gesessen hat.

*Bezoarstein* nennt man die Gemskugeln.

*Blatt* nennt man gewöhnlich den oberen Theil des Vorderlaufes bis zum Rücken; Blatt heisst auch die Klinge des Waidmessers.

- Blattschuss*, ein Schuss, bei welchem das Projectil das Blatt oder dessen allernächste Nähe getroffen hat.
- Blei*. Unter Blei versteht man allgemein bei der Gemsjagd die Kugel. Kleines oder grosses Blei ist gleichbedeutend mit kleinem oder grossem Caliber.
- Blending* nennt man beim Gemswilde den Bastard zwischen Gemsbock und Hausziege.
- Blendschirm* ist eine am Stande angebrachte Deckung für den Jäger, aus rohen Steinen oder Getrüpp errichtet.
- Blume* nennt man den kurzen Schwanz der Gemse.
- Bock* heisst das männliche Geschlecht beim Gemswild.
- Bogenschuss*. Ein Gewehr hat Bogenschuss, wenn das Projectil zwischen der Mündung und dem bezielten Gegenstande erst steigt und dann erst beim Sinken den Zielpunkt trifft. Gewehre mit starkem Bogenschuss eignen sich schlecht zur Gemsjagd.
- Brake*, eine Art mittelgrosser Hunde zum Aufjagen des Wildes.
- Brand*, darunter verstehen die Jäger gewöhnlich die Eigenschaft eines Gewehres, scharf zu schiessen und schnell zu tödten.
- Brandfuchs*, der in den Alpen ab und zu vorkommende Fuchs von schwärzlicher Färbung.
- Breitschuss*. Breitschuss hat man, wenn das Stück während des Zielens dem Jäger die ganze Blattseite darbietet.
- Bruch* nennt man die grünen Ästchen, mit denen man den Anschuss verbricht oder die der Jäger nach dem Erlegen eines Stückes an den Hut steckt.
- Brüche* heissen die grünen Äste, auf welche das erlegte Wild bohufs Aufbrechens oder der Strecke gelegt wird.
- Brunften* nennt man die Äusserungen des Begattungstriebes beim Gemswilde.
- Brunftig* ist die Gais, wenn sie sich den Lieboswerbungen des Bockes hingibt.
- Brunftplan*, der Platz, auf welchem sich das brunftende Gemswild zu versammeln pflegt.
- Brunftruthe*, das Glied des Gemsbockes.

*Büchsfinte* nennt man ein Doppelgewehr, dessen rechter Lauf für Kugel, der linke für Schrot eingerichtet ist.

*Büchsenlicht* heisst man die Zeit der Dämmerung, wenn das spärliche Licht noch ein sicheres Abkommen gestattet.

*Caliber* heisst die Weite der Gewehrmündung; je nach der Enge oder Weite unterscheidet man grosses oder kleines Caliber.

*Canon tordu*, französischer Ausdruck für Bandlauf.

*Capitalbock*, ein sehr starker Gemsbock.

*Centralfeuer*. Bei diesen sitzt die Zündkapsel in der Mitte des festen Patronenbodens, wie z. B. beim System Lancaster.

*Contrajagen*, ein Haupttreiben, bei dem beiderseits auf den Lauf getrieben wird, auch wenn der Hund von der Schützenlinie wegtreibt.

*Couche*, ein französischer Ausdruck, wenn der Hund sich drücken und ruhig sein soll.

*Da, da*, Ruf für den entfernten Hund.

*Düchsel, Dachsel*, kleine, krummläufige Hunde, die vorzüglich sich zur Dachs- und Fuchsjagd unter der Erde gebraucht, aber auch über der Erde vielfach verwendet werden.

*Damast*, der von Draht geschweisste Gewehrlauf.

*Decke* nennt man die Haut des Gemswildes.

*Decken* thut sich der Jäger, wenn er sich hinter irgend einem Gegenstand verbirgt.

*Dioptr*, das durchlöcherete Blech auf dem Kolbenhals der Büchse.

*Doublette* macht man, wenn man die beiden Schüsse eines Doppelgewehres rasch auf einander abfeuert.

*Drall*, die Windungen der Rohrzüge.

*Dreher, Wender*, ein Doppelgewehr älterer Construction, bei dem man nach dem ersten Schuss den Doppellauf drehen musste, um den zweiten Schuss abgeben zu können.

*Dressiren* muss man einen Hund, wenn derselbe für die Jagd tauglich sein soll.

*Dressirleine* ist der Strick, an dem man den Hund beim Abrichten führt.

*Dressur* hat ein Hund, wenn er nach den allgemein giltigen Regeln eingejagt ist.

*Drossel* wird die Luftröhre des Wildes genannt.

*Drücken* thut sich das Gemswild, wenn es sich vor dem hohen Schnee mehr in die tieferen Lagen zieht.

*Dunst*, eine feine Schrotnummer.

*Durchbrechen*. Wenn das Wild im Treiben zwischen den Treibern auswechselt, hat es die Treiberkette durchbrochen.

*Durchrinnen* sagt man auch, wenn das Gemswild einen Fluss oder See durchschwimmt.

*Eingang*, der Beginn des Gamsrevieres.

*Eingehen*. Wenn das Gemswild in Folge eines Schusses, einer Krankheit oder was immer für einer Ursache langsam verendet, ist es eingegangen.

*Einjagen*, die Hunde öfters in Gebrauch nehmen, damit sie durch Übung jagdtüchtig werden.

*Einheesen*. Wird am Hinterlaufe das Sprunggelenk zwischen den Knochen und dem Flechsen durchstoßen und der eine Lauf daselbst durchgesteckt, ist das Wild eingeheest.

*Einkreisen*. Ein kleinerer oder grösserer Reviertheil wird namentlich bei einer Neue umgangen, um zu bestimmen, wie viel Wildstücke darin stehen.

*Einsiedler*, siehe *Lauberböck*.

*Einschiessen*. Bei einem neuen Gewehr macht man Probeschüsse mit verschiedenen Ladungen; hat man das richtige Verhältnis gefunden, so ist das Gewehr eingeschossen.

*Einsprengen*, das in abgelegenen Reviertheilen stehende Wild wird in das Territorium des eigentlichen Treibens gejagt.

*Einspringen* thut die Gemse, wenn sie eine Felsstelle annimmt, ihr weder Treiber noch Hunde zu folgen vermögen.

*Einstand*, *Einsprung* heisst die schwierige Stelle, welche die Gemse erklimmt, wenn sie sich in Gefahr weiss und dann daselbst im Gefühle der Sicherheit ruhig verharret.

*Erlegen* heisst das Wild tödten auf waidmännische Art.

*Explosionsgeschoss* nennt man die mit Sprengstoff gefüllten und mit einem Zündstoff versehenen Kugeln.

*Expansionskugel* ist bis zwei Drittel ihrer Länge hohl und schlägt sich breit, wenn sie einen harten Gegenstand trifft.

*Expressbüchsen*, bei denen sich das Caliber gegen die Mündung zu verengt, um einen schärferen Schuss zu erzielen.

*Fahne* heissen die langen Haare an der Unterseite der Ruthe des Hundes.

*Fährte* heisst der sichtbare Abdruck der Schalen in der feuchten Erde oder im Schnee.

*Fährtenkundig* ist der Jäger, wenn er ein Stück Wild nach seinem Schalenabdrucke auf Gattung, Stärke etc. anzusprechen vermag.

*Färben, verfärben*, das Gemswild bekommt im Frühjahr und im Herbst Haare von anderer Farbe.

*Fallwild* nennt man solches Wild, das in Folge von Krankheit Äsungsmangel etc. im Reviere verendet ist.

*Fanfare*, irgend ein bestimmtes Tonstück, das zum Schlusse der Jagd geblasen wird.

*Fang*. Wenn man die Gemse abnickt, hat man sie abgefangen oder ihr den Fang gegeben.

*Fehlen* thut man die Gemse, wenn die Kugel dieselbe nicht trifft.

*Fehljagen*, wenn man einen Trieb durchnimmt und kein Wild an die Stände bringt. Kommt besonders häufig bei Bauernjagden vor.

*Feigenblatt*, der Geschlechtstheil beim weiblichen Gemswilde.

*Feines Korn* hat man, wenn man beim Visiren nur den Schimmer des Kornes bemerkt. Gestrichenes Korn, wenn dasselbe halb gesehen, volles oder grobes Korn, wenn es ganz gesehen wird.

*Feist* nennt man das Fett oder den Talg des Gemswildes.

*Feistzeit* ist dann, wenn das Wild durch die reichliche Äsung und Ruhe des Sommers recht gut am Leibe ist.

*Ferm* heisst ein Hund, wenn er vollkommen eingejagt ist und nach den waidmännischen Regeln arbeitet.

*Feuchten* heisst so viel als *Nässen*.

*Feuchtblatt*, siehe *Feigenblatt*.

*Feuerschein* ist derjenige Schütze, der beim Entladen des Schusses das Auge zudrückt oder einen Ruck mit dem Kopfe macht.

*Feurig* nennt man den Hund, wenn er eifrig sucht, rasch und anhaltend jagt.

*Flüchtig* ist das Wild, wenn es rasch davon läuft.

*Flucht*, ein plötzlicher, weiter Sprung des Wildes.

*Folge*, *Jagdfolge*, das Recht, ein angeschossenes Wildstück über die Grenze des eigenen Revieres verfolgen zu dürfen.

*Forkeln*. Während der Brunftzeit kämpfen starke Böcke miteinander und wenn sie sich mit den Krikeln Verletzungen beibringen, so forkeln sie.

*Frass* nennt man das Futter der Hunde.

*Freikugel*, eine Kugel, die unter allen Umständen trifft, ein baroques Hirngespinnst aus den Zeiten des Hexen- und Teufelsglaubens.

*Freipürsch*, ein Pürschbezirk, in welchem Jedermann zur Ausübung der Pürschjagd berechtigt ist.

*Frischen* thut der Büchsenmacher, wenn er die halbblinden Züge im Gewehrlaufe wieder tiefer und scharf einschneidet.

*Futter* nennt man das Wildheu, das man den Gomsen für den Winter herrichtet.

*Führig* ist der Hund, wenn er gut an der Leine geht.

*Gang*, eine schmale Rahme in der Felswand, die keinen regelmässigen Wechsel des Gemswildes bildet.

*Garnitur* ist der gesammte Beschlag am Gewehre.

*Gais* nennt man die weibliche Gemse.

*Geäse*, das Maul des Gemswildes.

*Gehänge*, Riemen und Bänder, Waidmesser und Jagdhorn.

*Gehege* nennt man ein Revier, welchem Wild unter Aufsicht gezüchtet wird.

*Geläute*, das Bellen der Hunde, wenn sie auf der Fährte jagen.

*Gelt*, so viel als nicht mehr fortpflanzungsfähig.

*Geltgais* ist eine Gemsgais, die fortpflanzungsunfähig ist.

*Gemsbart* heisst man die langen, weiss angereimelten Haare, welche der Gemsbock beim Eintritt des Winters längs des Rückgrates trägt.

*Gemskugeln* sind ovale Klumpen, welche sich oft im Magen der Gemse vorfinden, und die sich aus unverdaulichen Wurzeln, Haaren etc. zusammenballen.

*Gemstod* ist ein Hornsignal, welches zum Schluss eines Treibens geblasen wird, wenn während des Treibens Gemsen zur Strecke gebracht wurden.

*Genicken*, siehe *Abgnicken*.

*Genickfänger* ist ein dolchartiges Messer, für den Genickfang und zum Aufbrechen des Wildes bestimmt.

*Genossen machen*. Reicht man den Hunden vom erlegten Wilde Schweiss, Milz etc., so werden sie genossen gemacht.

*Geräusch* nennt man Herz, Lunge und Leber des Wildes.

*Gerecht* bedeutet so viel, als im edlen Waidwerke vollkommen aus- und durchgebildet.

*Gering* sagt man von einem Wildstücke, wenn dasselbe klein oder schwach ist.

*Gesüuge*, Euter und Zitzen der Gemsgais.

*Gescheide* heissen Magen und Gedärme des Wildes.

*Geschoss* nennt man auch die Büchsenkugel.

*Geschröt* sind die Hoden beim Hund und Raubwild.

*Gezogen* nennt man jenen Büchsenlauf, der vertiefte Züge zur Führung der Kugel hat.

*Glatt* ist ein Gewehrlauf ohne Züge.

*Grind* heisst man in einigen Gegenden auch den Kopf der Gemse.

*Grosses Waidwerk*. Darunter versteht man die Jagd auf alles zur hohen Jagd gerechnete Wild.

*Grünröcke* nennt man insgesamt die Herren vom Jagd- und Forstwesen.

*Gut bei Leibe* ist ein Wildstück, wenn dasselbe schwer im Wildpret und Feist ist, also das Gegentheil von *Gering*.

*Haare* nennt man die äussere Bedeckung der Gemse.

*Haarwild*, alle vierfüssigen zur Jagd gehörigen Thiere.

*Haarzüge* sind die feinen rinnenartigen Züge des Gewohrlaufes.

*Hält das Wild aus*. Wenn sich das Wild so drückt, dass man ihm nahe kommen kann, hält es aus.

*Hängen*, das Paaren der Hunde.

*Hagel* heissen die gröberen Schrotsorten.

*Ha la lit!* Ha da liegt (das Wild)!

*Halber Wind* ist dann, wenn er dem ein Rudel anpürschenden Jäger in die Seite bläst.

*Hals geben* die Hunde, wenn sie laut jagen.

*Hart* nennt man den Hund, wenn er durch Verschlagen störrig und unfolgsam geworden ist.

*Haut* wird auch die Decke der Gemse genannt.

*Hazardjagd*. Hierunter versteht man eine unter ungünstigen Auspicien begonnene Jagd.

*Hazardschuss*, ein gewagter Schuss auf zu grosse Distanz, mit zu kleinem Blei auf starkes Wild, welches letzterer eigentlich unbedingt zur Aasjägerei gehört.

*Hegen* heisst sein Wild waidmännisch pflegen.

*Heese* wird die starke Sehne am Hinterlauf genannt.

*Hinfährte* hat das Wild, wenn es vorwärts zieht, *Rückfährte*, es den entgegengesetzten Weg macht.

*Hinterlader* heissen alle die Gewehre verschiedener Systeme, die von rückwärts geladen werden.

*Hirschfänger*, eine Art kurzes Schwert, welches der Jäger als Seitengewehr an der linken Seite trägt.

*Hitzig* nennt man einen Schützen, der zu aufgeregt ist, gewöhnlich auch zu früh und infolge dessen fehl schießt.

*Hitzig* nennt man auch die läufige Hündin.

*Hoch werden*. Wenn das Wild aufsteht, wird es hoch.

*Hoch* sucht ein Hund, wenn er die Nase statt am Boden im Winde hat.

*Hochbeschlagen* ist die Gemsgais, wenn die Frucht in vorgeschrittener Entwicklung begriffen, überhaupt wenn die Gais trüchtig ist.

*Hochwild*, das zur hohen Jagd gezählte Wild.

*Holster* heisst man den BüchSENSACK.

*Hornfessel* ist das Bandelier zum Anhängen des Jagdhorns.

*Hubertus*, Patron der Jäger, dessen Fest alljährlich am 3. November gefeiert wird.

*Hunderecht* nennt man gewöhnlich geringe Gedärme, wie Geschlinge etc.

*Jäger*, ein in der Wild- und Jagdkunde theoretisch und praktisch ausgebildeter guter Schütze.

*Jägererei*, hiezu gehört das gesammte Jagdpersonale.

*Jägerhof*, Haus, Zwinger und Ställe zur Unterbringung der Jäger, Hunde und Pferde.

*Jägerlatein*. Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man die von den Jägern erfundenen, oft recht artigen oder scharf gewürzten Geschichtchen.

*Jägerneid* ist eine weltbekannte, hässliche Untugend.

*Jägerrecht* nennt man denjenigen Theil des erlegten Wildes, den der Jäger nach altem Brauch bezieht. Man unterscheidet das kleine und grosse Jägerrecht.

*Jagdbar* ist das ausgewachsene Gemswild.

*Jagdfreund* ist eine Bezeichnung für solche, welche die Jagd zu ihrer Erholung gerne ausüben, jedoch selten ein eigenes Revier besitzen, wo sie diesen Sport ausüben können.

*Jagdgerecht* handelt derjenige, der seine Handlungsweise den waidmännischen Principien unterordnet.

*Jagdherr* nennt man den Eigenthümer einer Jagd.

*Jagdhorn*, das Signalthorn zum An- und Abblasen der Jagd.

*Jagdkönig* ist bei einer Jagd derjenige, welcher am meisten Wild erlegt hat.

*Jagdschirm*, eine Deckung, die vor dem Stande angebracht wird, gewöhnlich aus grünen Zweigen lose geflochten.

*Jagdsignale* sind die Zeichen, die mit dem Jagdhorn gegeben werden.

*Jagdstuhl*, ein leichter Feldstuhl, den man auf den Stand bringen lässt.

*Jagdzeit* heisst man die zum Erlegen des Wildes vom Gesetze fixirte Zeit.

*Jagdzeug.* Hierunter versteht man alles Jagd nothwendige Geräth.

*Im ersten Feld* steht ein Hund, wenn er das erste Jahr jagt; zweites, drittes Feld etc.

*Im Feuer* stürzt das Wild, wenn es auf den Schuss plötzlich zusammenbricht und verendet.

*Im Winde* sucht der Hund, wenn ihm der Wind entgegenbläst, der Jäger steht im Winde, wenn ihm derselbe ins Gesicht bläst.

*Juchzer, Jauchzer* nennt man den hallenden Freudenruf, den der Schütze nach einem gelungenen Schusse ausstösst.

*Kälberfang* geben in der Regel die Aasjäger, wenn sie ein Wildstück nicht kunstgerecht abzufangen wissen.

*Kämpfen* sieht man die Böcke mit den Nebenbuhlern zur Brunftzeit.

*Kappe*, das Schutzblech des Gewehrkolbens.

*Kernschuss.* Ein Gewehr hat Kernschuss, wenn es auf bestimmte Distanz nach dem bezielten Fleck trifft.

*Keule*, das dicke obere Ende des Hinterlaufes.

*Kimme* heisst der kleine Einschnitt im Visir.

*Kitz* heisst das Junge der Gemse, bevor es sein erstes Lebensjahr vollendet hat.

*Klagen* sagen einige Jäger auch, wenn das Gemskitz ängstlich nach der Mutter ruft.

*Klein Waidwerk*, die Jagd auf kleines Wild.

*Kochwildpret* nennt man Hals und die ersten drei Rippen.

*Kolbenhals* heisst der mittlere Theil des Gewehrschaftes, den man beim Schiessen mit der Hand umspannt.

*Kolben* nennt der Büchsenmacher das Ausfrischen der Gewehrwan-  
dungen.

*Koppeln*, wenn man zwei bis drei Hunde zusammenbindet.

*Korallen*, ein Kugelhalsband mit eisernen Spitzen für die jungen Hunde bei der Dressur.

*Korn* nennt man das fast am Ende des Gewehrlaufes zur Fixirung der Schussvisur angebrachte Metallstückchen.

*Krützer*, die bei Vorderladern am Ladstock angebrachte, korkzieher-ähnliche Windung.

*Krank* ist das Wild, wenn es stark verwundet wurde.

*Kreisen*, man geht um einen bestimmten Reviertheil herum.

*Krellschuss* ist ein solcher, wenn die Kugel das Rückgrat gestreift, aber nicht zerschmettert hat.

*Kreuzwechsel* ist ein Punkt, an welchem Wild quer über einen anderen Wechsel zieht.

*Krikel*, die Hörnchen der Gemse.

*Krikelwild* nennt man auch das Gemswild.

*Krummes Pulver*. Wenn ein Schütze oft vorbeischießt, sagt man zum Scherze: er hat krummes Pulver.

*Kümmerer* nennt man im allgemeinen solches Wild, welches in Folge eines erhaltenen Schusses lange leidet und gering wird.

*Kugelkasten* war bei den Vorderladern meist am Ende des Büchsenkolbens angebracht.

*Kuppel*, der Gurt für den Hirschfänger.

*Kurzwildpret* nennt man die Hoden des Gemswildes.

*Laden*, das Gewehr mit Pulver und Blei versehen.

*Ladstock*, beim Vorderlader gebraucht, um den Pfropfen auf Pulver und Blei niederzudrücken.

*Ladung*, die im Gewehre befindliche Quantität von Pulver und Blei zusammen.

*Läufe* nennt man die Füße beim Haarwild.

*Läufig*, siehe *Hitzig* (bei Hündin).

*Langblei*, die mehr lange als runde Kugel.

*Lauberbock*, ein starker Gemsbock, der sich gewöhnlich allein mehr in der Niederung aufhält.

*Lauf*, das Rohr am Gewehre.

*Laufkugel*, eine Kugel beim Vorderlader, die sich sehr leicht in den Lauf schieben lässt.

*Laufschuss* hat das Wild, wenn ihm ein Fussknochen von der Kugel zerschmettert worden ist.

*Laufhund*, eine Art mittelstarker Hunde für Gebirgsjagd.

*Laut* gibt der Hund auf der Fährte; *Standlaut*, wenn er ein Wildstück stellt und verbellt.

*Lecker* heisst die Zunge der Gemse.

*Lehrbrief* nennt man die Bescheinigung, dass man die Jägerei richtig und ordnungsmässig erlernt hat.

*Lehrprinz* heisst derjenige Jäger, der junge Leute nach altem Herkommen in Sachen der Jagd unterrichtet.

*Leibjäger* wird derjenige genannt, der bei einem hohen Jagdherrn das Amt eines Büchsenspanners ausübt, denselben auf dem Stande u. s. w. bedient.

*Leichte Hunde* nennt man gewöhnlich die kleinere Rasse der Gebirgsbraken.

*Leine*. An der Leine wird der Hund geführt, wenn man mit ihm zur Jagd auszieht.

*Leitgemse* ist eine erfahrene Gemsgais, welche das Rudel anführt.

*Lichter* heissen die Augen der Gemse.

*Liegen* thut das Wild, wenn es verendet ist.

*Lösen* thut das Wild, wenn es sich von den nach der Verdauung abgehenden Auswurfstoffen befreit.

*Losung*, der ausgestossene Rest der Äsung.

*Loser, Luser* nennt man die Ohren des Gemswildes.

*Luder* ist ein für den Fang des Raubwildes ausgelegter Cadaver.

*Luntze* oder *Gelunge* sagt man bisweilen statt Lunge und Leber.

*Matt* nennt man einen Schuss ohne tödtende Kraft.

*Mehrbraten*, ein kleiner Zuschlag zum Jägerrecht.

*Mucken* heisst man auch das Zucken eines feuerscheuen Schützen beim Abfeuern des Schusses.

*Mündung*, die vordere Lauföffnung.

*Munition* ist Pulver und Blei zusammen.

*Mutterwild* nennt man auch die weiblichen Gemsen.

*Nachhängen*, dem Wilde mit einen angekoppelten Hunde nachgehen.

*Nachsuche* hält man, wenn ein Stück angeschossen wurde und hernach noch weiter zog.

*Nackenwind* hat der Jäger, wenn ihn der Wind ins Genick bläst und von ihm zum Winde zieht. Schlechter Wind.

*Nadeln* nennt man auch die Haare der Gemse.

*Nase*, der Hund hat gute Nase, wenn er leicht findet.

*Nässen*, das Wild lässt den Urin.

*Naht* ist dort, wo die Knochen hinten am Schloss zusammenstossen.

*Neue* nennt man, wenn frischgefallener Schnee das Revier deckt und die Fährten deutlich zeigt.

*Niederjagd*, Jagd auf kleineres Wild.

*Niederthun*. Wenn die Gemse sich niederlegt, so thut sie sich nieder.

*Niederziehen* nennt man's beim Hunde, wenn er das Wild im Genicke fasst und reisst.

*Nimrod* heisst man auch den Sonntagsjäger zum Unterschiede von dem echten Waidmann und Berufsjäger.

*Nuss*, der äussere Muttermund bei der Hündin.

*Nuss* heisst man auch einen Bestandtheil des Gewehrschlusses.

*Oberwehr* nennt man beim Jäger die Flinte oder Büchse.

*Oberjäger* ist derjenige, dem das Jagdpersonale eines bestimmten Bezirkes untersteht.

*Oberjägermeister* nennt man denjenigen, dem bei einer ausgedehnten Herrschaft die gesammte Jägerei untersteht.

*Oberjagd* ist für den Dachshund die Jagd ober der Erde.

*Ohrenkrebs* ist ein fressendes Übel an Behang der Hunde.

*Öse*, die Anhängschleife an der Leine, auch der Schnitt, welcher beim Heesen gemacht wird.

*Parforce-Dressur* nennt man gerne diejenige, wenn bei derselben die Korallen angewendet werden.

*Passkugel* wird diejenige genannt, welche knapp in den ungezogenen Lauf hineinpasst.

*Patrone*, bei Hinterladern gemeinlich die mit Pulver, Blei, Pfropfen und Zündspiegel fertig geladene Hülse.

*Percussions-Gewehr* heisst man die Vorderlader mit Piston und Zündhütchen.

*Pfeifen* hört man oft bei der Gemse, wenn sie vom Jäger Wind bekommen hat.

*Pflaster*, das mit Talg eingefettete Kugelfutter bei den Vorderladern.

*Pfropfen* sind die Stöpsel, welche auf die Ladung gesetzt werden.

*Pfund* erhielt in früherer Zeit derjenige, der sich eines Verstosses gegen die Jagdregeln oder der Waidmannssprache schuldig gemacht hatte. Er wurde auf ein Stück Wild gelegt und erhielt vom Pfundgeber drei Schläge auf die — allerwertheste Kehrseite.

*Pinsel* nennt man das Haarbüschel an der Scheide der Brunfruthe.

*Piston*, die zum Kapselaufsätze eingerichtete kegelförmige Röhre beim Percussionsgewehr.

*Plätzen* sagt man, wenn die Gemen ihre Äsung mit den Vorderläufen unter dem Schnee herausschlagen.

*Platzbock* ist derjenige Gemsbock, welcher zur Brunftzeit den ganzen Brunftplan beherrscht.

*Posten*, Schrote grübster Sorte.

*Prismatisches Pulver*. Dieses wird so genannt, wenn es grobsplitterig und in dreiseitiger Form bereitet wird.

*Pürsche*, die dem Gemswilde entsprechendste Jagdmethode, wenn dasselbe im Reviere aufgesucht und ohne zu treiben zur Strocke gebracht wird.

*Pürschsteige*, enge Woge, legt man in denjenigen Revieren an, wo die territorialen Verhältnisse ein Weiterkommen ohne sie schwer gestatten.

*Rachen* heisst der innere Schlund der Hunde und Raubthiere.

*Räude* ist eine ansteckende Krankheit, die bisweilen von den Hausziegen auf die Gemen übertragen wird.

*Rasant*. Das Geschoss hat eine rasante Flugbahn, wenn dasselbe nicht in einem Bogen, sondern in der denkbar geradesten Linie schneidig seinem Ziele zufliegt.

*Rasse*, ein bestimmter Stamm der Hunde.

*Rassehund*, ein aus einem bestimmten Stamm rein gezüchteter Hund.

*Raubschütz* wird an einigen Orten der Wilderer genannt.

*Raubthier* nennt man jedes Thier, welches andere zu würgen sucht und sich von dem Fleische seiner Opfer nährt.

*Raubzeug*. Unter diesem Ausdrucke versteht man alles behaarte und befiederte Raubwild.

*Rege* macht man das Wild, wenn man dasselbe aufjagt.

*Rein* heisst man eine Hunderasse, wenn dieselbe nie mit anderem Blute vermischt wurde.

*Reineke* ist ein beliebter Spitzname für den Fuchs.

*Rendezvous-Platz* nennt man die Stelle, an welcher sich die Jäger vor der Jagd oder nach den einzelnen Treiben versammeln.

*Revieren* thut der Hund, wenn er das Wild aufsucht.

*Ricochettiren*. Schlägt eine Kugel in schiefer Richtung auf einem harten Gegenstande auf, so prallt sie ab und nimmt eine andere Richtung; sie ricochettirt.

*Riegeln*, ein kleiner Trieb mit wenig Treibern und revierkundigen Schützen.

*Riss* nennt man den zurückgelassenen Rest vom Frasse des Raubzeugs.

*Rohr* heisst der Lauf des Gewehres, bildlich auch Gewehr.

*Rudel*. Mehrere Gemsen zusammen bilden ein Rudel.

*Ruthe* nennt man den Schwanz des Hundes und des Haarraubwildes.

*Salzlecken* werden aus Salz und Lehm fürs Gemswild hergerichtet.

*Sätze blasen*, die einzelnen Strofen eines Signales blasen.

*Schachtel* ist ein Scherzausdruck für eine alte Gemsgais.

*Schaft* ist der Holzbestandtheil am Gewehre.

*Schalen* heissen die Klauen der Gemse.

*Scharf* schießt ein Gewehr, wenn es rasch tödtet.

*Scharf* ist der Hund, wenn er schnell und ausdauernd jagt.

*Scharfes Gebirge* beginnt, wo die Wege schlecht werden und über nackte, zackige Felspartien führen.

*Schürfen.* Aufschürfen sagt man statt aufschneiden.

*Scheide* ist die Röhre der Gebärmutter oder die Hautumhüllung an der Brunftruthe.

*Scherzen* sieht man die Gemsen oft beim friedlichen Spiele.

*Schlecht bei Leib* heisst so viel als mager.

*Schlecht jagbar* ist das noch nicht ausgewachsene Wild.

*Schlechter Wind* verräth den Jäger, wenn er von ihm zum Wild streicht und demselben Witt'ung bringt.

*Schlegel* nennt man an einigen Orten die Keulen.

*Schleichen* muss der Jäger auf der Pürsche, damit ihm das Wild weder eräuge noch vernehme.

*Schlingen*, aus geglühten Draht gefertigte Ösen.

*Schloss* befindet sich dort, wo die Keulen zusammentreten.

*Schloss* befindet sich am Gewehre und ist aus Nuss, Studel, Feder und Stange zusammengesetzt.

*Schmalgais*, die Gemsgais, bevor sie das erste Kitz gesetzt hat.

*Schnalle* ein anderer Ausdruck für Nuss.

*Schneeblind* werden die Gemse zeitweise, wenn sie über die weissen, von der Sonne scharf beschienenen Flächen wechseln.

*Schnellen*, das Schlagen mit den Läufen.

*Schnüren*, die Bewegungsweise des Fuchses in gerader Linie.

*Schonzeit*, die gesetzlich bestimmte Frist, in welcher eine Wildgattung nicht erlegt werden darf.

*Schürze*, das Haarbüschel am Feigenblatt der Gemsgais.

*Schütze* wird jeder genannt, der bei einer Jagd, mit der Absicht zu schiessen, einen Stand bezieht.

*Schussgeld* ist eine besondere Belohnung für den Jäger für jedes erlegte Stück Wild.

*Schützenwehr.* Bei einem Treiben wird die Schützenwehr aus den sämtlichen angestellten Schützen gebildet.

*Schwanzschraube* nennt man die Verschlusschraube hinten am Laufe des Vorderladers.

*Schweiss* wird das Blut des Wildes genannt.

- Schweisshund* ist jene Rasse, welche dem angeschweissten Wildstücke folgt und den Jäger dazu führt.
- Seele.* Der hohle Canal des Gewehrlaufes ist die Rohrseele.
- Seher* nennt man die Augen des Raubwildes.
- Setzen.* Die Gemsgais setzt ihre Kitze.
- Sitzen* thut das Hochwild, wenn es sich niederlegt.
- Sichern,* das scharfe Äugen, Vernehmen und Winden des Wildes.
- Sonntagsjäger* heisst man gewöhnlich einen solchen, auf den man wenig Vertrauen setzt.
- Spähe* nennt der Gemsjäger die Spalte zwischen zwei Felsen, die ihm einen Ausblick in einen Reviertheil gewährt.
- Spiegel,* das lichter gefärbte Hintertheil.
- Spitz von vorne* steht das Wild zum Schusse, wenn es gerade die Brust dem Blei darbietet.
- Spitzkugel,* die vorne in eine Spitze auslaufende Kugel.
- Spüren,* die Fährten aufsuchen.
- Spur* nennt man die Laufabdrücke vom Raubwild.
- Sprengen,* wenn der Bock die sich zierenden Schmalgaisen verfolgt.
- Stand* heisst die Stelle, an welcher der Jäger beim Treiben das Wild erwartet.
- Standwild* ist dasjenige, welches sich in einem bestimmten Reviere befindet.
- Standlaut* gibt der Hund, wenn er ein Wildstück stellt.
- Stark* nennt man ein grosses Wildstück.
- Stecher,* der leichte Abzug am Gewehrschloss.
- Stellen.* Die Gemsen kehren sich oft gegen den sie verfolgenden Hund, sie stellen sich gegen denselben.
- Stellbrocken,* der Köder in einem Eisen.
- Strecke* macht man, wenn nach dem Treiben das erlogte Wild waidmännisch zusammengereicht wird.
- Streuen* sagt man bei einem Gewehre, wenn es die Schrotkörner weit auseinander wirft.

*Strich* hält das Gewehr, wenn es die Schrote nicht nach allen Seiten auseinander schleudert.

*Stubendressur*, jene Dressur, welche dem Hunde gegeben werden muss, ehe er zum Abführen im Felde geeignet ist.

*Stumm* jagt ein Hund, wenn er ohne Laut zu geben der Fährte folgt. Stumm jagende Hunde sind besonders bei Wilderern aus nahe liegenden Gründen beliebt.

*Stutzen* nennt man das oft plötzliche Stehenbleiben des Wildes, wobei es nach allen Seiten äugt und windet.

*Stutzen* heisst man auch das einläufige Kugelgewehr.

*Stürzen* sagt man, wenn das Wild plötzlich unterm Feuerzusammenbricht.

*Teckel* nennt man auch den Dachshund.

*Tellereisen*, die beliebte Falle fürs Raubzeug.

*Thauschlag* heisst man's, wenn das in der Morgenfrühe zu Holze oder zu Berge ziehende Wild den Thau von den Gräsern streift und dadurch seine Fährte bemerkbar macht.

*Todt verbellen*, wenn ein Hund der Schweissfährte so lange nachhängt, bis er das Stück findet und dieses dann durch anhaltendes Bellen dem Jäger zu erkennen gibt.

*Treiben*, das Wild regè machen und es gegen die Schützen zu dirigieren.

*Treiber* sind jene Personen, welche damit betraut werden, das Wild an die Schützen heranzutreiben.

*Treiberwehr*, das gesammte Treiberpersonale.

*Tritt* heisst ein einzelner Schalenabdruck.

*Übergehen* sagt man, wenn Jäger oder Hunde in der Eile eine Fährte nicht bemerken und darüber hinweg eilen.

*Überhetzen*. Wenn der Hund so lange jagt, dass er todtmüde sich niederlegt und sich kaum mehr zu erheben vermag, so ist er überhitzt worden.

*Überwechseln* sagt man, wenn das Wild von einem Reviere in das andere zieht.

*Überwind* hat man, wenn man an tieferen, geschützteren Stellen sich befindet, dass der Wind keine Witt' rung weiter tragen kann.

*Umschlag* nennt man das von den Läufen aufgerissene und umgekehrte Moos.

*Unterwehr* wird auch der Hirschfänger genannt.

*Unterjagd* übt der Dachshund, wenn er seine Arbeit im Fuchs- oder Dachsbau macht.

*Unterm Winde* pürscht der Jäger, wenn der Wind vom Wilde direct auf ihm zu streicht.

*Unterm Feuer* stürzt das Wild, wenn es nach dem Schusse plötzlich zusammenbricht.

*Verballt* sind die Läufe des Hundes, wenn sie vom Jagen in scharfen Gebirge wund werden.

*Verbeissen* nennt man das Abspitzeln der Holzpflanzen.

*Verblenden*, den Stand mit Reisig etc. decken.

*Verbleien*. Durch das öftere Schiessen mit Schrot setzt sich in den Läufen, wenn sie mangelhaft gereinigt, oft eine leichte Bleischichte an, wodurch der Schuss matter wird und einen schlechten Streukugel aufweist; die Läufe sind in diesen Falle verbleit.

*Verbrechen* heisst den Anschuss mit einem grünen Zweige markiren.

*Verderben*, wenn ein Wildstück angebleit zu Holze zieht und daselbst verwest.

*Verenden* sagt man beim Wilde, anstatt sterben, eingehen etc.

*Verfärben*. Das Wild erhält durch den Haarwechsel eine andere Farbe, es verfärbt.

*Vergrämen* kann man einen Reviertheil, wenn man das Wild in demselben allzuoft beunruhigt, dass es diese Plätze meidet; dann ist es vergrämt.

*Verhoffen*, das Wild bleibt von Zeit zu Zeit stehen, um sich zu orientiren, wo und ob ihm Gefahr drohe.

*Verkämpfen*. Haben sich zwei Gemsböcke mit den Krikeln so verzwängt und verhäkelt, dass sie nicht mehr los werden können, so sind sie verkämpft.

*Verladen* ist ein Gewehr, wenn das Verhältnis zwischen Pulver und Blei unrichtig gewählt wurde.

*Vernehmen*. Das Gemswild hört nicht, es vernimmt.

*Verpassen*. Wenn ein Schütze am Stande das anspringende Wild zu spät gewahr wird, so hat er es verpasst.

*Versagen*. Ein Schuss versagt, wenn er das erstemal nicht losgeht.

*Verschiessen* thut sich der Hund, in der Hitze die Fährte verliert und nicht mehr findet.

*Verschlagen*. Wenn ein Hund bei der Dressur wenig Lob und viel Schläge erntet, wird er verschlagen und unempfindlich.

*Versetzt* hat eine Gais, wenn ihr Kitz vor dem vollkommenen Aus-tragen zur Welt kommt.

*Verstellen* heisst so versteigen, dass weder ein Vor- noch Rückwärts-kommen möglich ist.

*Vertraut* ist das Wild, wenn es keine Angst oder Furcht merken und sich in seiner natürlichen Ruhe gehen lässt.

*Verwittern*, das Eisen mit bestimmten Stoffen bestreichen, damit das Raubzeug vom Eisen oder der Hand des Menschen keine Witt' rung erhält.

*Visir*, die Ziel-Vorrichtung auf dem Büchsenlauf.

*Visiren*, messen, zielen, dem Laufe die genau Richtung nach dem Zielpunkte geben.

*Vorhalten* muss man auf laufendes Wild, es nicht aus dem Schuss springen und gefohlt werden soll.

*Vorlaut* ist ein Hund, wenn er bellt, bevor er ein Wild aufgebracht hat.

*Vorzeichen*. Wenn dem Jäger am Morgen zuerst ein altes Weib begognet, hält er dies für ein böses Zeichen für den ganzen Tag.

*Waidmann* heisst der Jäger, der nicht blos zu schiessen, sondern auch zu hegen weiss.

*Waidmännisch* wird die Jagd geübt, wenn man dabei die althergebrachten Regeln beobachtet.

- Waidmannsheil*, ein schöner, alter Jägergruss.
- Waidsspruch* nannte man die nach uraltem Brauch gestellten Fragen und Antworten.
- Waidlaut*, siehe *Vorlaut*.
- Waidloch*, das Ende des Mastdarms.
- Waidmesser geben*, siehe *Pfund geben*.
- Waidwerk*, die gesammte Jägerarbeit.
- Waidwerken*, so viel als pürschen.
- Wand*, ein senkrecht aufstrebender glatter Fels.
- Wanst* ist der Magen des Wildes.
- Warm* ist eine Fährte, wenn dieselbe für den Hund noch genügende Witt' rung hat, nicht alt ist.
- Wechsel* ist eine Stelle, an der das Wild oft ein- und auszieht. Nur die zur Niederjagd gehörigen Thiere haben einen Pass.
- Wechselwild* heisst dasjenige, das keinen bestimmten Standort einhält, bald in diesem, bald in jenem Reviere ein- und auswechselt.
- Wehrhaft*. Nach überstandener Lehrzeit wird der Jäger wehrhaft, d. h. es wird erklärt, dass er im Jagdwesen hinreichend unterrichtet sei und erhält den Lehrbrief und den Hirschfänger nach althergebrachtem Ceremoniell.
- Weisser Leithund* wird der frisch gefallene Schnee genannt, weil alle Fährten und Spuren deutlich zeigt.
- Widersinnig* nennt man auch die Gomskekeln, wenn sie eine abnorme Bildung aufweisen.
- Wildbahn* heisst das Revier mit jagdbarem Wilde.
- Wildpret*, das Fleisch des Wildes.
- Wilde Jagd*, ein Gespensterspuck, dem wilden Jäger Haackelberg und anderen zugeschrieben.
- Wilderer*, auf gut deutsch einfach Wildschelm.
- Wildmord*, wenn das Wild unwaidmännisch und echt aasjägerisch zur Strecke gebracht wird.
- Windfang*, die Nase des Wildes.

*Wind holen.* Wenn der Hund ein Stück umschlägt, um davon Wind zu erhalten und dann unterm Winde zurückjagt.

*Winden.* Das Gemswild besonders zieht oft den Wind ein, um zu prüfen, ob „die Luft rein sei“.

*Wischer,* ein mit Werg, Lappen etc. umwundener Stock zum Auswischen und Reinigen der Goweihrläufe.

*Wittern.* Das Wild wittert den Jäger, wenn es von demselben den Geruch in die Nase bekommt.

*Wittrung,* ein Gemisch verschiedener Specereien für Raubzeug; die Gemse hat vom Jäger Wittrung, wenn ihr der Wind von ihm Geruch zuträgt.

*Würgebohrung,* Choke bore, die künstlich hervorgerufene Verengung des Gewehrlaufes gegen die Mündung, wodurch ein scharfer, gut deckender Schuss erzielt wird.

*Zahnwechsel,* die in den ersten Lebensjahren vor sich gehende Veränderung in der Zahnbiidung.

*Zeichen* sieht man das Wild nach dem Schusse, wenn dasselbe getroffen wurde.

*Zerwirken,* siehe *Auswirken.*

*Zeugmeister,* der Verwahrer des Jagdzeuges.

*Ziehen.* Das Wild geht nicht zur Äsung, zu Holze etc., es zieht.

*Züge* nennt man die gewundenen Rinnen im Büchsenlaufe.

*Zu hoch* ging der Schuss, wenn er über das Wild hinaustraf.

*Zu kurz* schießt man, wenn das Projectil die Entfernung des bezielten Punktes nicht erreicht.

*Zu Holz* geschossen ist ein Stück, wenn es stark angeschweisst noch weiter zieht und unaufgefunden verendet.

*Zu Schanden* geschossen ist ein Stück, wenn es z. B. einen Schuss auf die Keulen, den Spiegel etc. erhält und in Folge dessen nach längerer Zeit eingeht.

*Zusammenbrechen,* wenn das Wild sofort nach dem Schusse stürzt.

*Zusammenhalten* thut ein Gewehr, wenn es einen kleinen Streukegel hat.

*Zuspruch* erhält der Hund, wenn ihn der Jäger ermuntert und anfeuert zu frischer Suche.

*Zwangswechsel*, der einzige Ausweg nach einer bestimmten Stelle, zwischen Felsen etc.

*Zwerchfell*, die das Geräusch vom Gescheide trennende starke Muskel.

*Zwilling*, ein zweiläufiges Kugelgewehr.

*Zwinger*, der wohleingerichtete Hundestall.





# Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Vorwort	III
Motto von <i>Franz von Kobell</i>	1

## I. Theil.

### Naturgeschichte der Gemse.

I. Kapitel. Beschreibung der Gemse	5
II. Lebensweise der Gemse	53
III. In der Brunftzeit	128
IV. Bestandirungen	153
V. Verbreitung der Gemse	173
VI. Feinde der Gemse	197
VII. Krankheiten der Gemse	219
VIII. Das Leben im gezähmten Zustande	247
IX. Die Gemse im Kleide der Sage	268

## II. Theil.

### Jagd der Gemse.

I. Kapitel. Der Gemsjäger und seine Ausrüstung	291
II. Der Pürschgang im Gemsreviere	329
III. Der Anstand	353
IV. Das Treiben	368
V. Über die Gemsjagd mit Hunden	402
VI. Das Zerwirken und die Nutzung des Gemswildes	413

### III. Theil.

#### Hege und Pflege des Gemswildes.

	Seite
I. Kapitel. Allgemeine Schutzmassregeln	425
II. Die Winterfütterung	455
III. Die Salzlecken	473

### Anhang.

Übersichts-Tabelle der Schuss- und Schonzeiten	487
Übersichts-Verzeichnis der Verzehrungssteuer für eingeführtes Gemswild	488
Kurzgefasstes Verzeichnis der bei den Gemsjägern gebräuchlichsten waidmännischen Ausdrücke	489









# DAS REH.

—x—  
Von

KARL HILTL

Forstverwalter.

Diese kurzgefasste Monographie ist allen Jägern empfohlen, welche sich die Hege und Pflege dieses lieblichen Wildes angelegen sein lassen.

Mit 6 Abbildungen.

Franco 75 kr., gebunden 1 fl. 25 kr.

# DAS BIRKWILD.

Von L. ROHR.

Mit einem Titelbilde.

Das Werkchen enthält in gedrängter Kürze die Naturgeschichte des Birkwildes, theils aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers, theils auch unter Zurathziehung der verlässlichsten Quellen. Von den Jagdarten sei nur vorzüglich der „Balzjagd im Hochgebirge“ gedacht, denn sie ist ja auch nebst dem freilich nicht gering an-

zuschlagenden Naturgenüsse der einzige Reiz und Lohn, welcher durch die Hege

des Birkwildes erzielt wird.

Als Schluss bieten einige

meistens selbst mitgemachte Er-

lebnisse von der Birkhahn-

balze dem freundlichen

Leser nicht nur unter-

haltenden, sondern auch

belehrenden Stoff. Wir empfehlen diese



Schrift auf das Beste.

Franco 75 kr., gebunden 1 fl. 25 kr.

# EDELWEISS.

ERZÄHLUNG AUS DEN BERGEN

von

F. C. KELLER.

Franco 75 kr., gebunden 1 fl. 25 kr.

Diese Erzählung spielt in Jägerkreisen und hat vor vielen anderen den Vortheil, wirklich wahr zu sein. Da der Verfasser nebst dem Jägerleben auch das Wildererwesen durch und durch kennt, deren Schliche er durch zwanzig Jahre zu studieren Gelegenheit hatte, so gewinnen die in der Erzählung spielenden Wildererintermezzos doppelten Werth. — Im Verlaufe der Erzählung findet der Leser auch Gelegenheit, einen eingehenden Einblick in den bosnischen Krieg, das dortige Leben und Treiben zu gewinnen, da der Held der Erzählung diesen Krieg mitmachte.

# ST. GEORG.

EINE WALDGESCHICHTE.

UNSEREN JÄGERFRAUEN ZUGEEIGNET

von

HANNS v. KADICH.

Preis franco zugesendet 45 kr.

# Das JAGDSCHLOSS.

Von

VICTOR COSSMANN.

Franco 75 kr., gebunden 1 fl. 25 kr.

Die „Wiener allgemeine Zeitung“ schreibt: „Vom Verfasser der „Wald- und Jagdbilder“, die uns zum erstenmale mit diesem feinfühligem Naturschilderer bekannt gemacht haben, ist ein neues Werk, „Das Jagdschloss“, erschienen. Auch darin offenbart sich die Gabe des Autors, die Empfänglichkeit des Lesers für die Poesie des Waldes, für die erfrischenden Genüsse der Jagd zu wecken. In eine spannende Handlung, welche zu Beginn der französischen Revolution spielt, sind Schilderungen des Jagdwesens verflochten. Der Schauplatz der Geschichte ist ein Jagdschloss und der Wald.“